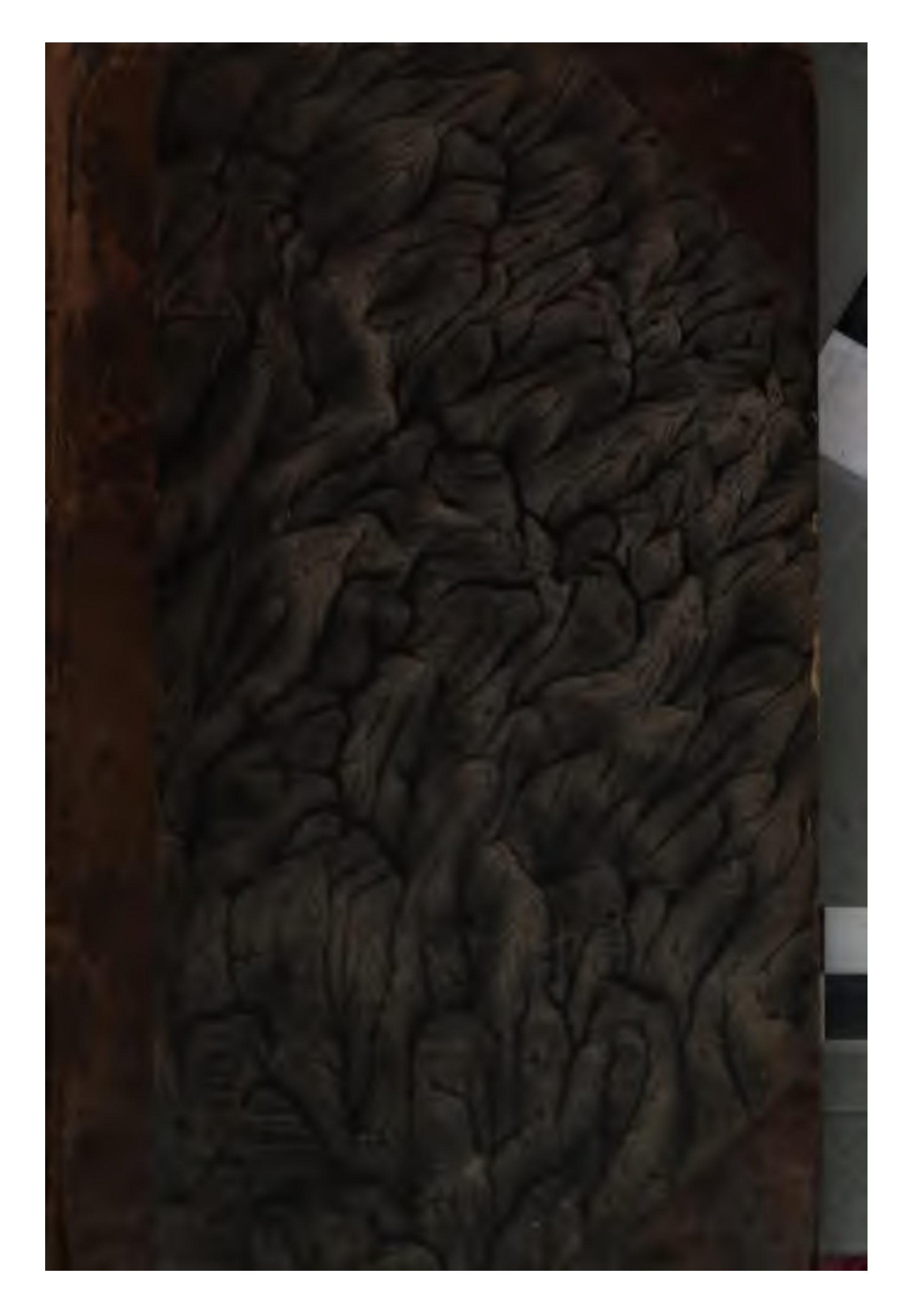



LELAND·STANFORD·JVNIOR·VNIVERSITY






IVLIANA MORELLA.
G. M. Kraus del.
C. Eichel sculp. A. 9.

Der

Teutsche Merkur

vom

Jahr 1777.

Ihro Römisch-Kayserlichen Majestät zugeeignet.



Mit Königl. Preuß. und Churfürstl. Brandenburg. gnädigstem Privilegio.

Drittes Vierteljahr.

Weimar.

Der
Teutsche Merkur.

Jul. 1777.

I.
Gedichte.

Das Sommer-Mährchen,
oder
des Maulthiers Zaum.
Eine Erzählung aus der Tafelrunde-Zeit.

Als einst zur Morgenstunde
Fürst Artus lobesam
an seiner Tafelrunde
sein Frühstück nahm:
da stand mit ihren Frauen
die Königin
im Erker, auszuschauen
ins Grüne hin,
und sich zu freuen
des lieben Mayen.

Sie stunden da und sogen
mit ofner Brust,
halbangezogen,
den frischen Balsamduft
der Morgenluft,
und sahn
so ihre Lust
daran,

wie Zweig an Zweig gebogen
voll Blüthen hieng,
und wie sie flogen
so oft ein Lüftchen gieng.

Da war noch gute Zeit, ihr lieben Leute,
Da man bey Hof sich noch an so was freute!

Auf einmal rief der Jungfrau'n eine:
O seht die feine
gepuzte Reuterin
(sie wies dahin
mit ihrem Zeigefinger)
vom Anger dort herab
kommt sie in vollem Trab.

Die muntern Jünger
von Artus Ritterthum,
um ihren Herrn herum
gelagert in der Halle,
dies hörend sprangen auf aus ihrer Ruh,
und lieffen alle
dem Erker zu.

Auf einem Maul geritten
die schöne Reutrin kam,
und (was die edlen Britten
viel wundernahm)
ritt ohne Zaum und Zügel
mit solchem Schuß
als hätt' ihr Maulthier Flügel
wie Pegasus.

Und als sie nun im Hofe
des Schlosses hielt,
kam Ritter, Knapp und Zofe
herbeygewühlt,
die Fremde zu empfangen,
die in der Näh'
so glänzend war von Wangen
wie eine Fee.

Man führt auf ihr Verlangen
sie in den Saal,
wo Artus, sein Gemahl,
und Frau'n- und Ritterschaaren
beysammen waren.

Da wirft die Schöne sich
auf ihre Knie,
und weinet bitterlich;
Mir ist, spricht sie,
genommen worden,
was lieber mir
als dieses Augenpaar
ja als mein Leben war:
und find ich hier
in eurem edeln Orden,
gepriesen weit und breit,
nicht Jemand, dem mein Leid
zu Herzen dringt,
und der mir's wiederbringt:
so ist, dem Himmel sey's geklagt!
auf Erden keine ärmre Magd.

Nennt uns (erwiedert ihr
der Fürst) die Ungebühr
die Euch geschehen:
Wir alle stehen
für einen Mann.
Ists wieder zu bekommen,
was wie man denken kann
kein Biedermann
Euch weggenommen,
so komm', als lang Ihr dessen harr't,
kein Messer über meinen Bart!

Sie spricht: Ihr werdet denken
ich red' im Traum,
und es verlohne kaum
die Müh, sich so zu kränken
um einen — Zaum;
doch, liebe Herren, mir
liegt an dem Zaum
mehr als ihr glaubt.
Der Zaum von meinem Thier
ward mir geraubt,
und krieg ich ihn nicht wieder,
so ist, dem Himmel seys geklagt!
auf Erden keine ärmre Magd.

Der fromme König sagt:
Laßt eure Augenlieder
vom Weinen ruhn;
Ihr habt so schöne Augen,
's möcht ihnen Schaden thun
sie so zu laugen.
Traun! wär ich nicht zu alt

zum abentheuren,
ich selber wollte bald
dem Unheil steuren!
Doch fasset Muth,
ich bin Euch gut
für euern Zaum.
Mein Neffe Gawin zwar
ritt kaum
zwoo Stunden lang von hier;
Allein, in dieser Heldenschaar
wird, glaubet mir,
sich Jeder glücklich schätzen,
Euch wieder in Besitz des Zaums zu setzen.

Ihm, spricht sie, der den Zaum mir wiedergiebt,
gelob ich feyerlich,
wie's ihm beliebt,
entweder — abzutreten
das Maul das mich
in meinen Nöthen
hieher trug, oder — ich
will all mein Lebenlang allein
zum Dank sein treues Liebchen seyn.

Die Jungfrau stund
bey diesen Worten
wie eine Rose da,
und wer sie sah
dem wässerte der Mund.
Allein der ganze Orden
der Tafelrund
war, ausser zween,
mit Liebchen schon versehn;

und einer von den zween,
der Gawin hieß,
zog damals auf der Fahr;
Der andre war,
der Seneschall Herr Gries.

Herr Gries, der Seneschall
ist euch bekannt.
So war kein Springinsfeld
im ganzen Land;
auch hieß er überall
der Mädchenheld.
Denn wenn er bey den Zofen saß
im Vorgemach,
war Staat darauf zu machen,
daß Junker Grieß
die Zähne wies,
und zwischen Ernst und Lachen
von seinen Heldenthaten sprach;
Da saß
kein Ritter baß
als er zu Pferd; im Tanze
blieb ihm der Beste nach,
und keiner brach
so zierlich eine Lanze;
Sanct Görge, der den Lindwurm stach
mit seiner Gabel,
war gegen ihn, Parbleu
nur ein Monsieur!
Auch bildte sich der Gauch
auf seinen Schnabel
und seinen Bauch
und seine glatte Hand

nicht wenig ein,
und wo ein Spiegel stand
gukt' er hinein.
Daneben war bey Hofe
sein Tagewerk
daß er von Frau und Zofe
von Ritter und Gezwerg
euch immer was erdachte
das wenig Ehre brachte.
Stadt-Anekdoten
zu brodieren,
mit fremden Pfoten
in jedem Quark zu rühren,
und jeden zu vexieren
der nicht beschlagen war im replicieren:
in solchen freyen Künsten wies
als einen Helden sich Herr Gries.

Indessen hatte doch
mit allen seinen Künsten
Herr Gries es noch
in Diensten
des schönen Volks nicht hoch
gebracht. Wohin der Hase
sein Herzchen trug,
da schlug
man vor der Nase
die Thür ihm zu.

Nun dacht er: nähmest du
des Dings dich an, das wären
zween Würfe, wie man spricht, mit Einem Stein.
Der Zaum wird doch wohl keinem Bären

nicht abzusagen seyn!
A bottle o' Wine! —
ich will, wie aus der Taschen,
in eins, zwey, drey,
euch ohne Zauberey
ein Liebchen haschen;
und traun! ihr Eselein
noch oben drein!

Herr Gries kräht wie ein Gockelhahn
die Thaten die er thun will an.
„Der Zaum ist euer,
„mein Fräulein! Nehmt mein Wort
„auf alle Fälle.
„Das ist ein Abentheuer
„für mich
„ganz eigentlich.
„Bringt mich nur flugs an Ort
„und Stelle:
„und wärs der Mann im Mon
„der ihn gestolen,
„ich will ihn wiederholen;
„es ist Ihr habt ihn schon!
„Gries ist kein Freund vom Praken.
„Drum, Liebchen, dächt ich schier,
„du könntst an meinem Lohn
„ein Küßchen mir
„vorausbezahlen?

Herr Ritter, spricht die Meyd,
an Ort und Stell
wird Eure Herrlichkeit
mein Maulthier tragen:

Kein

Kein Feen-Wagen
geht halb so sanft und schnell.
Nur unverzagt,
und Alles dran gewagt!
Den Kuß — den spar' ich euch
aufs Wiedersehn:
er soll ganz frisch sogleich
zu Diensten stehn.

Der Junker zieht
(wie Bruder L.)
sich aus der ersten
Impertinenz
durch — eine zweyte.
Doch, weil er heute
noch etlich tausend Wersten
zurückzulegen denkt,
verbeugt er vor der Jungfrau sich
und rings herum
gar erbarlich,
macht dann linksum,
und schwenkt
nicht faul
sich auf des Fräuleins Maul.

Das Fräulein blieb indessen
beym Frauenzimmer
der Königin;
doch steckt ihr immer
der Zaum im Sinn;
kann seiner nie vergessen!
Bis sie ihn wiederhat,
schmeckt ihr kein Essen
und kein Muscat.

Nun höret Alle, wie's
dem Seneschall, Herr Gries,
ergieng auf seiner Fahrt.
Sein Thier, ein Eselein
von Feen-Art,
bracht ihn in Ja und Nein
an einen Wald.

Kaum riecht Herr Gries hinein,
so schallt
und wiederhallt
aus tausend Felsenhöhen
ein fürchterlich Gebrüll
von tausend Löwen
ihm um die Ohren 'rum,
und prallt
ans Tympanum.

Erschrocken hält er still,
fängt wie ein Laub
euch an zu beben,
und ist im Geist
bereits der Löwen Raub;
denkt: o! ich lobe mir
das Leben!
Ein solcher Löwe weißt
nichts von Manier;
er braucht nur einen Schluck
und einen Druck,
so ist ein Mann gespeißt
sam wärs ein Bübchen!
Was hälfen dann
mir alle Liebchen

der ganzen Welt,
von Cardigan
bis an den großen Belt?

Er war im Fliehn,
da kamen große Hauffen
von Löwen gegen ihn
mit ofnem Schlund gelauffen.
Der arme Herr
testiert mentaliter.

Das Maulthier ohne Zaum
war izt sein Glück;
die Löwen sehn es kaum,
so werden sie zu Hasen
und fliehn zurück;
in einem Augenblick
ist alles weggeblasen.

Herr Gries bekam
nun wieder frischen Muth;
denkt: so gehts gut!
die wurden ja so zahm
wie Turteltauben!
das Maulthier, wie ich seh,
ist eine Fee.

Indem mit diesem Glauben
sich Junker stärkt,
gehts immer fort im großen Trab
berg-ab, berg-ab,
bis sie sich unvermerkt
in einem tiefen dunkeln Thal

verfangen sehen,
so eingezwängt
in himmelhohe Pyrenäen,
daß kaum ein Sonnenstral
hindurch sich drängt.

Von tausend Drachen
ist dieses Thal bewacht,
die Tag und Nacht
aus immer ofnen Rachen
braunrothe Flammen sprühn.
O weh! wohin nun fliehn
Herr Seneschall?
In einen dicken Schwall
von Rauch und Funken eingehüllt
sieht er der Hölle wahres Bild
rings um sich her. Das war ein Zischen
aus Felsenkluft und dürren Büschen!
All' Augenblicke schnaubt
ein Lindwurm, dicker als sein Arm,
bald rechts bald links ihn an.
„Ach! (schreyt er was er schreyen kann)
daß Gott erbarm!„
und glaubt
nun sey's um ihn gethan.

Indeß war unbefangen
und unverlezt
sein Maulthier mitten
durch Würm und Schlangen
hindurchgeschritten,
und hatt' in eine ofne Au
ihn schon versezt,

eh noch Herr Gries,
dem's grün und blau
vorn Augen hieng,
sie aufzuthun sich unterfieng.

Ein zweytes Paradies
schien diese Au;
die ganze Fläche
so weit sie sich erstreckt,
mit Blumen überdeckt,
und kleine Bäche,
die himmelblau
aus ihrer grünen
Einfassung schienen,
und Gruppen hier und dort
von schlanken Bäumen;
ein holdrer Ort
läßt kaum sich träumen.

Herr Gries trabt hohen Muths
das Thal hinab,
denkt: nun ists überstanden!
Daß ich für meinen Hals
gezittert hab',
was thuts?
Ist doch kein Zeug vorhanden!
Dem Maulthier allenfalls
dem läugn' ichs ab.

Und als er nun so fürder ritt,
da ragt ein schönes Schloß
kaum tausend Schritt'
(vielleicht auch hundert drüber)
ihm gegenüber

hervor aus hohen Büschen.
Deß ward er kaum
gewahr, so schoß
ihm's in den Sinn, der Zaum
sey dort. Nun gieng's Troß Troß,
allein, es floß
ein tiefer Strom dazwischen.
Gries sieht sich um
nach einer Brücke,
trabt auf und ab,
da zeigt ein schmaler Eisenstab
sich seinem Blicke.

Mein Junker steht ein wenig dumm
an dieser Brücke;
ihm schwindelt schon
beym Anblick; sie paßieren
ist eine That, wovon
er nichts versteht.
Man kann da, wie ihn weislich däucht,
so leicht
das Gleichgewicht verliehren.
Kurz, Junker sagt kein Wörtchen, dreht
sich um, und denkt: ein Narre
erkauff ein Liebchen sich auf diesen Fuß!
Und brächte sie mir Bearn und Navarre
zum Brautschatz — einen schönen Gruß!
Sie ist für mich zu theuer!
Madam such einen andern Freyer,
mich sticht
der Haber nicht!

Und also, um es kurz zu machen,
kehrt unverrichter Sachen

Herr Gries zurück woher er kam.
Das Maulthier nahm
den kürzern Weeg, und trug den tapfern Mann
frisch und gesund
zurück nach Cardigan.

Genevra stund
am Fenster just, da er
beym großen Lindenbaum
vorbey
den Weeg zum Schloß daher
geritten kam.
Ey, ey,
da kommt Herr Gries schon wieder,
(rief sie) der, däucht mich, kaum
noch Abschied nahm;
nun sag mir einer mehr
er sey nicht bieder!
Die fremde Jungfrau schaut
und spricht: ja, leider!
er kommt mit heiler Haut
doch ohne Zaum.
Der beste Schneider
in Cardigan
hätt traun! nicht mehr gethan.

Inzwischen langt im großen Trab
Herr Gries der Seneschall im Schloßhof an,
steigt ab,
wird feyerlich empfangen
wie sichs gebührt,
und in den Saal geführt
mit großem Prangen.

Ihm machen
wie er einherstolziert,
mit kaum
verbißnem Lachen
die Knappen Raum.
Die ganze ritterliche Zunft
erfreut sich seiner Wiederkunft,
allein — der Zaum?
Wo bleibt der Zaum, Herr Gries,
fragt jedermann
der ihn willkommen hieß.

Der Zaum (spricht eine von den Frauen,
die ihn von Fuß zu Kopf beschauen)
der Zaum bleibt — wo er kann.
Wie bald ist eine Kleinigkeit
wie die vergessen?
Allein aus solcher Fährlichkeit,
noch eh wir recht vernommen
daß er gegangen sey, zurückzukommen
mit ganzer Haut, und just zu rechter Zeit
zum Abendessen,
das nenn ich eine Ritterthat
die sich gewaschen hat!

Der hohe Saal erscholl
von lautem Lachen.
„Nur nicht so toll
„gethan, schrie Junker Gries;
„Versuchts nun auch! Ich wette meinen Spies,
„daß euch das Lachen
„vergehen soll.
„Ja, was die Löwen und die Drachen

„und solch Geschmeiß
„betrift, die — machten mir nicht heiß;
„wiewohl der kleinste meiner Drachen
„euch, ohne Raillerie,
„aus seinem kleinen Rachen
„mehr Rauch und Flammen spie
„als Aetna und Vesuvius
„in ihrem größtem Feuerguß.
„Doch, übern Themsefluß
„auf einem Drat
„zu traben,
„und das — pardonnez — moy —
„um einen Kuß:
„das sollte sich
„der große Mithridat
„ma foy
„verbeten haben
„so gut als ich!

Indessen daß in seinem Dünkel
Herr Gries so gasconnierte, saß
die schöne Magd in einem Winckel
und weinte ohne Maas.
Der Zaum um den sie kläglich thut
ist ach! ihr ganzes Erb und Gut,
und sich noch an der Nasen
mit solchem Uebermuth
herumgeführt zu sehn
von diesem Hasen,
ich muß gestehn,
es war zum rasen!

Zu allem Glück
kam Ritter Gawin eben

von seiner Fahrt zurück,
als sie ihr Mißgeschick
nicht überleben
zu können schwur,
und schon mit wildem Blick
sich in die Locken fuhr.

Er kam gerade
noch früh genug, um Gnade
zu bitten für ihr gelbes Haar,
das in Gefahr
ein Raub der Winde
zu werden war.
Er fiel geschwinde
ihr in die Hand,
und sprach so adelich,
und schien so ganz der Mann
der helfen will und kann:
daß sie beym ersten Anblick sich
ihm gleich gewogen fand,
und ohne Widerstand
sich und ihr liebstes in der Welt,
den Zaum, in seine Hände stellt.

Herr Gawin spricht:
von vielen Worten bin ich nicht;
doch, holdes Mädchen, schau
mir ins Gesicht!
da steht es wie mit einer Kohle
gezeichnet da: ich geh und hohle
dir deinen Zaum, und du
bist meine Frau!

Verschämt

Verschämt mit halbgeschloßnem Blick
nickt ihm's das Mädchen zu;
Geh, spricht sie, meines Lebens Ruh
steht nun bey dir.
Und Alle Frauen wünschen ihr
zu solchem Ritter Glück!

Und Gawin eilt von dar,
wiewohl's schon dunkel war,
besteigt das Maulthier ohne Zügel,
und ist, indem die Mädchen gehn
ihm hoch vom Söller nachzusehn,
schon über alle Hügel.

W.

(Die Fortsetzung nächstens.)

An S—s den ältern, mit Bertuchs Don Quischott zugeschickt.

Freund! wir belachen den Mann, der in verrosteter Rüstung
mit Lanz und Schwerdt auf seinem magern Roß
die Welt durchzog; Windmühlen für einen Koloß
mit Keul und Säbel hielt, und schreckliche Verwüstung
in eine Armee von Hämmeln gemacht;
der gegen Zauberer und Mohren
entführte Prinzeßen geschützt, und wieder nach Hause gebracht;
Der endlich seiner Dame die strengste Gelübde geschworen,
und heilig seine Gelübde bewacht. —

Nun gut, der Held sah wirklich einem Thoren
viel ähnlicher als einem klugen Mann,

War von dem Helm bis zu den Sporen
die wundersamste Figur — Doch dies bey Seite gethan —
Was ist das übrige? Des armen Ritters Gehirne
War jämmerlich versengt, und seine Phantasie
kam oft ins Kollern; sah in einer Bauerdirne
der Schönheit Meisterstück, in einer Heerde Vieh
ein mächtig Kriegesheer, — obgleich von Steinen beregnet
die Wahrheit Sancho ihm entgegen flucht und schrie.

Dergleichen Fehler im Sehn sind weisern Leuten begegnet.
Es liesse zur Apologie
der Don Quischotte sich mehr als eine Geschichte erzählen;
wie sehr die besten Augen oft fehlen,
und daß, trotz allen Lorgnetten und aller Philosophie,
die hocherleuchteten Herrn für Körper Schatten wählen.

O Freund! wie hängt erst seinem Lieblingshange
das aufgewachte Herz, wie unaufhaltsam nach!
Wie sträubt es sich für jedem kleinen Zwange,
wie spricht es da in lauter O und Ach!
Laß seyn, daß die Vernunft von Traum und Blendwerk sprach,
wer hört die Predigt an bey dem Sirenengesange?
Die Phantasie, verirrt im labyrinthischen Gange,
sieht nichts als Rosengefilde, und stach
auch hier und da ein Dorn, so fühlt man das nicht lange.

Gutherzig war der Mann, und menschenfreundlich sein Plan,
dem Unrecht zu steuren auf Erden, die Unterdruckten zu schützen;
und hätt er seinen Heldenroman
dreytausend Jahr früher gespielt, er würde oben an
bey Herkules und Alexandern sitzen:
Denn wär er nicht bereit, entflammt von rühmlichem Wahn,
der Welt durch seinen Arm und seine Lanze zu nützen,

den lezten Tropfen Bluts mit Lächeln zu verspritzen,
und welcher Held hats ihm hierinn zuvorgethan?

Hartnäckigkeit ist freylich bey dem Völkchen
der Schwärmer das, was sich nicht heilen läßt —
Wird einmal unser Herz zum Schälkchen,
staffirt es sich ein buntes Zauberfest,
hängt con amore dran — Dann stört ein Wespennest!
Ruft immer hinter drein: es ist ein Abendwölkchen!
Wir sehn, wir sehn das goldne Feenschloß,
den Schorstein sogar — und geben unserm Roß
im Huy den Zügel und die Sporen,
und fragen nichts darnach, daß wir den Hut verloren.

Ich weiß noch, als ein Kind, wie meine herzige Baase
zur Sommerszeit manchmal mit mir am Fenster stand;
von dem und jenem sprach, mir allerhand
vom Himmel vorerzählt, der Frommen Vaterland —
Das ehrliche Weib war recht von Eifer entbrannt,
wenn unterdeß am Fensterglase
ich kritzelte, und weder Augen noch Nase,
die sie mir wies, im runden Vollmond fand. —

So ist das Menschengeschlecht. Was in der Ferne betrügt,
bewundert es, als lauter trefliche Sachen;
Was in der Näh erscheint und da zum Greiffen liegt,
erhält kaum einen Blick mit stolz-gleichgültigem Lachen —
Stets liegt uns mehr daran, uns glänzend, als glücklich,
zu machen.

Dies im Vorbeygehn gesagt. Denn einmal bleibt das Loos
der Kinder Adams dies, durch Schaden klüger zu werden.
Wohl uns, S — s! wenn wir nach manchem Stoß

an Klippen, nach tausend erlittnen Beschwerden
zu Hause kommen; dort auf einen Felsen mit Moos
uns setzen, gesichert vor tobenden Wettern,
das Tagebuch von unsrer Reise durchblättern!
Wohl uns! — wenn wir in nackter Menschheit blos
nun wieder dastehn — Helm oder Kragen
in Winkel werfen, die Brillengläser zerschlagen,
und, optischen Betruges satt,
ein jedes Ding so sehn wie's Gott geschaffen hat.

Dann lachen wir der hohen Schwärmerey,
des hitzigen Gefechts mit Riesen oder — Systemen,
durch Zeit und Erfahrung gelehrt zum Grundsatz anzunehmen:
daß alles eitel sey!

Londy.

Natur und meine Muse.

Ich bin dein, ich hab es dir geschworen!
Rath und Warnung gieng an mir verloren;
Und warum, o Muse, soll michs reun?
Ist, seitdem ich liebend an dir hange,
meine Stirn in Runzeln? meine Wange
bleich wie trüber Mondenschein?
Setz ich mich mit murmelnden Gesange
etwan gar auf einen Leichenstein?

Hat sich nicht mit freundlicherm Gesichte
die Natur mir zugewandt?
Schmückt nicht noch in ihrem Unterrichte
täglich sich mein Herz und mein Verstand?

Nehmt mich dann, ihr Himmlischen! ihr Beyde!
theilt das Opfer, ein entflammtes Herz —

Euch

Euch verdankt es seine reinste Freude,
euch verdankt es den geliebten Schmerz!

In den Thälern, auf den offnen Fluren,
wo zu Tausenden die Frühlingskinder stehn,
will ich, süsse Mutter! nach den Spuren
deiner hohen schönen Einfalt spähn. —
Wenn mich denn der Abendstern von hinnen,
wie den Liebenden von seinem Mädchen, treibt;
Muse! dann laß uns Gesang beginnen!
daß in allen meinen Sinnen
noch der Nachhall des Entzückens bleibt.

Horch! es quillt der Traum vergangner Zeiten
aus gedämpften Saitenspiel hervor.
Meiner Jugend erste Einsamkeiten —
friedlich seh ich sie vorübergleiten
mit den Freuden die ich längst verlor.
Goldne Stunden! die nie wiederkehren,
der Empfindung warme Blüthenzeit,
gebt mir jezt in ungehemmten Zähren
noch den Schatten jener Seligkeit.
Schwärmerey! welch Herz kann dich entbehren?
Welche Weisheit, die dich nicht verzeyht?

Ja, Natur, dein Zögling, dein Getreuer
mag sich oft an süssem Wahn erfreun;
Liebe, Freundschaft, Freyheit, und die Leyer
darf das höchste Gut des jungen Weisen seyn.
Schimmre du mit deinem Sonnenschein,
Wahrheit, durch den heilgen Lorberhain!
Läutre der Begeistrung stürmend Feuer!

Halte mich, Vernunft, im Gleichgewicht,
taumeln laß mich, fallen laß mich nicht.

Aber wenn ich diesen Pfad verlasse,
wenn in plumper Raserey
statt der Göttin ich die Wolk umfasse —
macht, durch Blendwerk und Grimasse
buhlend, mich die fade Ziererey
ungeschminkter Schönheit ungetreu:
Dann so laßt den trunknen Ungestümen
seines Wahnsinns bittre Folgen sehn;
Abderiten mögen laut ihn rühmen,
und ein Midas werde sein Mäcen!

Londy.

An Herrn von R.

als er in Einem Tage hundert Hasen geschossen hatte.

Wie Du möcht ich in eignem Schatten liegen,
zwoo Nachtigallen über mir,
und eignen Acker möcht ich pflügen
wie Du mit eignem Stier.

Wie Du möcht ich, in Bächen mich zu spiegeln,
mit einer guten Doris gehn;
wie Du möcht ich von sieben Hügeln
in sieben Thäler sehn.

Nicht aber möcht ich alle Tage zielen
mit tödtlichem Geschoß wie Du;
die Häschen, die so munter spielen,
die ließ ich all' in Ruh.

Was

Was Leben hat das Alles ließ ich leben
und hielts für meine Lebenspflicht;
denn, nähm' ich eines, — wiedergeben
könnt' ichs fürwahr! ja nicht. Gl.

Altisidorens Liebeslied,

dem mannhaften Ritter Don Quixote von Mancha im Augustmonat bey Mondschein gesungen. (*)

Du, der du schnarchst auf seidnem Pfühl
mit ausgestrecktem Beine,
nicht kennst mein innres Angst-Gefühl,
nicht weißt, warum ich weine;

Du aller Ritter Ehrenhold,
die Mancha je gezogen,
du, theurer, köstlicher als Gold
mit Centnern aufgewogen;

O hör ein armes Mädchen, ach!
der du das Herz gewonnen:
Sieh' ihre Seele welkt gemach
an deinen Augen-Sonnen.

Du ziehst umher auf Abentheur,
thust fremder Noth zueilen;
und schlägst doch Wunden, Ungeheur!
die du willst nimmer heilen?

Sag,

(*) S. des weisen Junkers Don Quixote von Mancha Leben und Thaten, 4ter Theil, S. 166.

Sag, kühner Jüngling, welch ein Gott
gab dir die Todes-Waffen?
Wie? Oder hat Natur, zum Spott
für dich, uns nur erschaffen?

Hat dich ein Basilisk gezeugt?
ein Drache dich gebohren?
Welch Unthier hat dich aufgesäugt,
und dich zum Kind erkohren?

Nur Dulcineens hoher Macht
allein war Sieg beschieden.
Sie hat den Tieger zahm gemacht
und seine Klau'n vermieden.

Drob wird mit Ruhm und hohem Preis
ihr Nahme weit ertönen;
und wer es hört, und wer es weiß,
nennt sie den Ruhm der Schönen.

Ha! tauschte sie ihr Glück mit mir,
nie wollt' ich's ihr vergessen!
Mein'n besten Rock den gäb ich ihr,
mit Franzen und mit Tressen.

Bey dir, im Bett! wär's noch so hart,
o könnt' ich mir deß schmeicheln!
wie wollt' ich dir da Kopf und Bart
nicht krabbeln, tätscheln, streicheln!

Doch, ach! zu große Gnad' erfleh'
ich mir zu deinen Füssen;
nur deines Fußes großen Zeh
laß, theurer Held! mich küssen.

O was für schöne Sachen wollt'
ich dir aus Liebe schenken!
Pantoffeln von Damast und Gold,
nebst reichen Wehrgehenken;

Und Mäntel, Kleider allerley
von Sammet und von Seide,
und Perlen, wie ein Tauben-Ey,
und köstliches Geschmeide.

O schau nicht, wie einst Nero that,
mit Freuden meine Flammen;
und schür' die Gluth, wie Nero that,
durch Hohn noch mehr zusammen.

Ich bin ein Mädchen jung und zart,
von gutem Blut und Adel,
an Leib und Seel von guter Art
und Jungfer ohne Tadel;

Bin weder krumm noch lahm, bin schlank,
wie eine junge Fichte;
mein Haar, wie Liljenstengel schwank,
ist weiß und lang und dichte.

Mein Schnabel-Mündchen reizt zum Kuß;
mein plattes Näßgen schmücket
mein hold Gesicht zum Ueberfluß,
das alle Welt entzücket.

Und meiner Stimme süssen Schall
hörst du; brauch ich's zu sagen,
daß reiner eine Nachtigall
unmöglich könnte schlagen?

Dieß

Dieß und viel andre Reize mehr
sind dir bestimmt zum Preise.
Drum mach mir nicht das Leben schwer,
und füg dich ins Geleise.

Altisidora heißt mein Nam':
bin Jungfer hier im Hause.
Ade, du Wilder! werde zahm!
schlaf wohl in deiner Clause!

B—ch.

Der Flatterhafte.
Ein Gespräch.

Thyrsis.

Wie? — Chloen liebst du, Freund, nicht mehr?
Wie sehr befremdets mich?
Kein Mädchen liebt dich zärtlicher,
o wie beneid' ich dich?
Gleich Heben ist sie jung und schön,
wie ihre Lämmer gut.
Kann ich sie nur von Ferne sehn,
wallt feuriger mein Blut.
Wie rührend ist nicht Chloens Blick,
Ihr schwarzes Aug — wie schön?

Damon.

Wahr ist es, Freund — doch diesen Blick —
oft hab' ich ihn gesehn! —

Thyrsis.

So oft man Chloen lächeln sieht,
sprich — wen entzückt sie nicht?

Wie

Wie eine junge Rose blüht,
so blüht ihr Angesicht!

Damon.

Gewiß, ihr Lächeln läßt ihr schön,
frisch blüht ihr Angesicht! —
Ich habe beydes oft gesehn,
mich rührt es weiter nicht.

Thyrsis.

Wie niedlich ist ihr kleiner Mund?
zum küssen ladt er ein,
und ihre Brust — wie weiß — wie rund?
Ihr Wuchs — wie schlank — wie fein?

Damon.

Wahr ist es — Brust und Mund sind schön,
ihr Wuchs ist schlank und frey;
doch, was man hundertmal gesehn,
wem bleibt es länger neu?

Thyrsis.

Wie seltsam? — Gestern schien sie doch
noch eine Huldinn dir;
vor wenig Tagen sahst du noch
Cytherens Reiz in ihr!

Damon.

Der stete Wechsel nur allein
gefällt dem Liebesgott;
bleibt nichts ihm neu — gleich schläft er ein,
und scheint, wie Hymen, todt.
Nehmt stets mit neuen Grazien
das Aug', ihr Mädchen, ein;
Der Reiz, den wir noch nie gesehn,
wird stets der schönste seyn.

Wenn unschuldvoll die eine Hand
uns einen Reiz entdeckt,
so hält ein flatterndes Gewand
noch schönere versteckt!
Die schönsten Blumen unsrer Flur
gefielen weniger,
wenn für uns immer die Natur
ein bunter Lenz nur wär.

aus Z..

II.

Freundschaft und Liebe.

Ein wahre Geschichte.

(Fortsetzung von No. 6. S. 231. T. M. 1777.

In der Nacht kam Biederthal mit einer Postschaise, um Henrietten eilends abzuholen. Der alte Hornich war wieder eingefallen, und neue Zufälle verkündigten ihm ein schleuniges Ende.

Biederthal ward von der Nachricht, daß sein Bruder mit Allwina verlobt sey, wie versteinert. Er konnt' es nicht glauben, und traute nicht sich von ganzem Herzen darüber zu freuen.

Henriette fand ihre Geschwister zu Hause beysammen. Der Kranke war etwas eingeschlummert. Dieser Umstand war für Biederthal erwünscht; denn

denn nun konnte, nachdem Henriette über ihres Vaters Befinden alle Erkundigung eingezogen hatte, und man wieder gelassener da saß, sogleich die Wundergeschichte von Woldemars Verlobung vorgenommen werden. Er sah mit Befremdung, daß die beyden Schwestern und Dorenburg mehr erfreut und weniger erstaunt waren, als er vermuthet hatte. Dabey schien es ihm, als herrsche etwas Geheimnißvolles in ihren Mienen. Er war ungeduldig auf den Grund zu kommen, und wußte sich nicht zu helfen. Henriette hatte auch etwas bemerkt; sie hub plötzlich an: Ihr habt etwas mit einander; was ists? — Alle drey wurden roth — und nach und nach kam es herausgestottert: der alte Hornich befinde sich in einer Art von Höllenangst wegen Woldemar und Henriette, und würde nicht anders als voll Verzweiflung den Geist aufgeben, wenn er nicht von seiner Tochter das feyerliche Gelübde erhielt, daß sie nie Woldemar die Hand geben wolle. — „Denkt euch die Beklemmung, worinn wir uns befanden, sagte Dorenburg, und was für eine Würkung die glückliche Nachricht auf uns machen mußte, die ihr mitbrachtet.„ — Aber damit ist nicht geholfen, sagte Henriette, denn so lange noch einige Hofnung zur Genesung bey meinem Vater ist, darf ihm Woldemars Verlobung nicht kund werden; und ihn durch die Erklärung, die er wünscht, zu beruhigen, das ist mir unmöglich. — Wie! warum

denn nicht? fragten die geängsteten Schwestern wie, aus einem Munde. — Warum? antwortete Henriette, und ward feuerroth; — weil ich dem Haß, der Verachtung gegen den Besten unter den Menschen nicht die Hand bieten will; weil ich in keinen Bund treten will gegen meinen Freund! — Ein feyerliches Gelübde meinem Woldemar zur Schmach! — Ha! rief sie, die Augen gen Himmel; und schluchzend gieng sie zur Thüre hinaus.

Als Hornich erwachte, war sein erstes Wort nach Henriette zu fragen. Sie hatte Zeit gehabt sich zu fassen, und war schon in sein Zimmer geschlichen, und so bald man dem Alten geantwortet, sie sey da, stand sie auch schon vor seinem Bette. Wie er sie erblickte, hob er Hand und Haupt ihr entgegen mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Liebe. — „Liebe Henriette (sagte er, und konnte für Wehmuth es kaum über die lächelnde Lippe bringen) — „sieh! — du hast mir Wort gehalten!„ — Der rührende Sinn dieser Rede gieng Henrietten in die Seele; sie sank in die matten Arme ihres Vaters, und er lispelte ihr an der Wange her: Ja, bis in den Tod! Du gutes Kind; Gott wird dirs vergelten!

Eine Weile nachher — (Henriette saß jezt neben seinem Bette ihm dicht gegen über) — „Es kommt

mir

mir hart vor daß ich sterben muß, (sagte der Greis) denn du hattest mich vergessen gemacht daß ich so alt war; du hast mich so süß und sachte ans Grab geleitet; — aber dennoch — ich habe etwas auf dem Herzen, wenn du mir das davon nähmest — ja, liebe Tochter, auch hinunter in die Grube könntest du mich sanft geleiten! — Ach, lieber Vater! rief Henriette, ich weiß schon was Sie von mir verlangen; — ich bitte, hören Sie mich, glauben Sie mir! Woldemar hat nie Ansprüche auf mich gemacht; und eben so wenig habe ich den entferntesten Gedanken, je die Seinige zu werden. Sie müssen sich erinnern, daß ich Ihnen das schon mehrmals bekräftiget habe; ich wiederhol' es Ihnen nochmals, und schwöre Ihnen bey allem was heilig ist, daß ich die lautere Wahrheit sage. Wozu dann ein feyerliches Gelübde? Warum wollen Sie, ohne einige Noth, sich so gehäßig gegen einen Mann beweisen, den Sie für den Aerger, den er Ihnen einigemal unbesonnener Weise zugefügt (unmittelbar beleidiget hat er Sie niemals) lange genug bestraft haben? O, besänftigen Sie Ihr Gemüth; machen Sie Friede mit Woldemar; thun Sie's, lieber Vater, auf mein Wort — ihrer betrübten Henriette zu Liebe! — „Beste Tochter, (antwortete der Alte) sey versichert, ich besinne mich kaum, daß mir durch Woldemar je eine Minute unangenehm geworden. Wollte Gott, er hätte mich aufs äußerste gekränkt,

 und

und wäre nur ein andrer Mensch! Du solltest sehen, daß ich kein so unversöhnlicher Mann bin, und wessen Herz ist nicht voll Vergebung in der Stunde des Todes? — Bloß um Dich ist's mir bey der Sache zu thun. Woldemarn gönnte ich gern alles Glück, das Du ihm gewähren könntest. Aber sieh! ich habe genau auf den Menschen Achtung gegeben, und da ich wahrgenommen, daß Du Dich immer stärker an ihn hiengest, mich allerwärts nach ihm erkundiget. Gewiß, liebe Henriette, er glaubt recht weder an Gott noch an Menschen; es ist durchaus ein desperater Charakter; hitzig, ausschweifend, unbesonnen... Kurz, ich weiß kein Unglück, das Du nicht mit ihm zu befahren hättest; Du wärest verloren für diese Welt, und wahrscheinlich auch für jene.

Die Ankunft der Aerzte unterbrach diese Unterredung. Hornich errieth aus ihrer Miene, daß es um ihn geschehen sey, und er drang in sie, um so genau als möglich zu erfahren, wie viel Frist ihm noch bleibe; aus ihren Antworten ließ sich abnehmen, daß er es höchstens bis an den dritten Tag — vielleicht aber auch nicht einmal bis an den morgenden bringen werde. Henriette, die ferne war, einen so plötzlichen Wechsel zu vermuthen, gerieth in die äußerste Bestürzung. Der Alte schien wunderbar gefaßt; nur daß ihn die Angelegenheit wegen seiner Tochter ängstigte. Er eilte die Aerzte von sich wegzuschaf-

zuschaffen. Henriette wollte ihn nun ohne Verzug durch die Entdeckung von Woldemars Verlobung mit Allwina beruhigen. Hornich erschrack über die Nachricht. „Das gute Blut! (sagte er.) Doch vielleicht wird's noch rückgängig; bey Leuten, wie Woldemar, kann man auf nichts rechnen; da Du aber andrer Meynung bist, so seh' ich nun gar nicht mehr, was Dich abhalten könnte, mein Verlangen zu erfüllen, und dadurch eine Angst von mir abzuwälzen, woneben mir die Todesangst verschwindet, die mich aber im Tode zur Verzweiflung bringen wird." — Henriette weinte bitterlich. Sie stürzte neben seinem Bette auf die Knie, und trug ihm die Gründe ihrer Weigerung mit so viel Stärke, auf eine so zärtliche und rührende Weise vor, daß der alte Vater davon äußerst bewegt wurde, ohne jedoch sich überwältigen zu lassen. Dieser Kampf vermehrte die Unruhe seines Gemüths bis zum Tumult, und unversehens sah man ihn von einer Athemsnoth ergriffen, die in wenigen Augenblicken so gräßlich wurde, daß Henriette laut um Hülfe schrie, und alle nicht anders dachten, als es wäre aus. Henriette glaubte zu vergehen, so unerträglich war ihr der Gedanke, das Leben ihres Vaters auch nur um einige Stunden verkürzet zu haben. Er kam wieder zu sich. Unterdessen waren zwey der nächsten Anverwandten und der Beichtvater angelangt, alle drey sehr wackere Leute. Sie wußten um Hornichs

Bekümmerniß, und hatten bereits alle Mittel versucht ihn auf andre Gedanken zu bringen. Das alles erzählten sie Henrietten genau, und fügten sehr eindringende Gründe hinzu, um sie zum Nachgeben zu bewegen. Beyde Schwestern stimmten ihnen bey; zulezt auch Dorenburg, welcher seiner Schwiegerinn zu Gemüth führte, es sey wider ihre eigene Grundsätze, und Woldemars Moral ganz entgegen, einer eingebildeten Pflicht, einer unwürksamen Grille wegen, ein wahres Uebel zu verursachen. — „Das paßt hier nicht, (antwortete Henriette;) ach! Dorenburg, was man nur so spricht, ist immer in den Tag hinein!„ — Biederthal schlug vor, man solle seinen Bruder eilends benachrichtigen. Aber der Clarenauische Landsitz war vier Meilen von B. entfernt, und ohnedem verwarf Henriette diesen Vorschlag ganz. — „Ihr versteht meinen Eigensinn nicht, sagte sie; ihr nehmt die Sache von einer Seite, wo es sehr verkehrt wäre, ihr die mindeste Wichtigkeit zu geben.„ — Sie unterlag endlich. Der kommende Tod, den sie immer näher und näher sich an ihren Vater lagern sah, seinen fürchterlichen Arm schon zwischen ihr und ihm, um ihn von ihr wegzureißen — das erschreckte ihren Geist bis zur Verwirrung, und betäubte ihre Sinne. Jeder angstvolle Blick, den der Sterbende auf sie warf, brach ihr das Herz; mit jedem zuckte wie Blitz in der Nacht der Gedank' ihr durch die Seele:

Wenn

Wenn er wo noch zu retten wäre? Könnte, wie so mancher, von dem Rande des Grabes zurückkehren? — wenn diese Blicke um Leben fleheten? — um Leben — bey seiner Tochter! — daß sie ihm die Hand böte umzukehren — und sie weigerte die Hand — und sie ließ ihn hinabsinken! . . . Das liebe Mädchen fiel in Ohnmacht über diesen Vorstellungen; und da sie wieder zu sich kam, stammelte sie, bebend, blaß und blind: — Ich will es thun! — Die Sache wurde sogleich ins Werk gerichtet, und Henriette gab die Erklärung von sich: daß sie ihrem Freund und Bruder Woldemar, den sie unter allen Menschen am höchsten schätze, nie als Gattin angehören wolle.

Hornich, welcher aus Zärtlichkeit für Henriette bemüht war, auf alle Weise an den Tag zu legen, daß er ferne sey einige böse Absicht gegen Woldemar zu hegen, hatte aus eigenem Antriebe die gegenwärtigen Personen zur unverbrüchlichsten Verschwiegenheit anheischig gemacht. Er verschied ohngefehr vier und zwanzig Stunden nachher, gegen Abend.

Daß Woldemar auf die Nachricht von Hornichs Tode in die Stadt fliegen würde, war natürlich zu erwarten, und darüber gerieth nun sein Bruder die Nacht durch auf allerhand Betrachtungen.

 Voll

Voll davon eilte er am frühen Morgen zu Henriette, damit er sie bewege, von allem Vorgegangenen Woldemar doch ja nichts zu offenbaren. — „Sorgen Sie nicht, sagte das betrübte Mädchen! Wie in aller Welt sollt' ich es angreiffen, Woldemar diese Begebenheit vorzutragen? Und das wäre doch nur das geringste... O ich weiß — ich weiß nur zu wohl daß ich schweigen muß!„ — und mit einem schmerzvollen Seufzer: — „Arme Henriette, daß Du nicht stärker warest!„

Es fiel Henrietten unerträglich, nach ihres Vaters Beerdigung länger in seinem Hause zu verweilen, und schleunig wurde Anstalt gemacht, daß sie zu ihrer ältesten Schwester ziehen konnte. Ihr Vorhaben war, sich hier so lange aufzuhalten, bis ihre Freundin Mutter wäre; den Sommer durch aber auf dem Lande zuzubringen.

Sie litt nicht, daß Woldemar länger als acht Tage in der Stadt blieb, und von Allwina hatte sie zum voraus sehr ernstlich begehrt, daß sie gar nicht herein käme: — dagegen wollte sie, ehe sechs Wochen um seyen, sich in Pappelwiesen zu ihnen gesellen.

Nachricht von da erhielt sie unterdessen mit jeder Gelegenheit; oft an demselbigen Tage mehr als einmal; es waren nicht immer Briefe, sondern mehren-

rentheils — ich weiß keinen eigentlichen Nahmen dafür; — und wozu brauchen wir Nahmen? Hier sind zwey von diesen Stücken; die zu mehr als einem Ende hier einen Platz zu behaupten haben.

Am 12ten May.

„Wie behaglich ich zwischen dem Grün und den Blüthen — Nachtigallen- Finken- und Lerchen-Gesang daher wandelte, der weichenden Sonne nach; entgegen der Abendstille! Dünnes mit Lichtstreifen durchschoßnes Gewölk über den ganzen Himmel. — Zu dieser süssen Tagesdämmerung nun allmählich die Dämmerung der Nacht — und kühlender Schauer. Aus den Dörfern umher das May-Geläute — nicht mit dem Wehen der Lüfte (kaum daß ihr Wallen die Blätter bewegte!) es schlich von selber an mein Ohr in immer gleichem Klang und immer eben zusammen: und eben so an mein Auge das Grün und die Blüthen; kein rascher Lichtstrahl der mir die Gegenstände aufdrang; ich genoß alles in Freyheit, in Ruhe, schwebte im Meer der Allmacht... Und eben so sanft und leise wie der Allliebende, wie sein Frühling um mich her — eben so leise, sanft und liebend faßte Ihre Hand die meinige; nicht damit ich umblickte; — auch blickt' ich nicht um: — aber vor mich hin auf dem schönen Pfade lächelte ich mit doppeltem Entzücken die ganze Schöpfung an.„

Den 20ten May.

„Wir hatten am Abend dieses etwas schwülen Tages am Wasserfall gesessen, und den schönsten Sonnen-Untergang betrachtet. Nun zogen wir, durch leuchtende Schatten, am Ufer des Baches her, und blieben stehen an der Wendung, wo das Auge einen Theil seiner Krümmungen überschauen kann. Es war ein bezaubernder Anblick, wie die schlanken, flammenden Pappeln sich in ihm bespiegelten. Es schien als hätten sie zur Lust sich hinunter getaucht, und es durchfahre sie das süße Schrecken der angenehmsten Empfindung. Wunderbar ergriff einen das Gerege umher in allen Blättern. Uns wurde als schwebten wir im Hauch der Lüfte, die zwischen den Aesten lispelten und auf sanften Wellen über den kleinen Fluß gleiteten, und mit der ganzen Natur sich ergötzten. — Da kamen die Sterne hernieder. Der blaue Himmel schwamm zu unsern Füßen. Es hatte der Unermeßliche sich in niederes Gebüsche — zu uns gelagert.

Wasser der Himmel — in Wassern der Erde! ... Leben — in Leben hinübergestralt! — ... Kraft — in Kraft sich gattend! ... — Hohe Ahndungen ergriffen meinen Geist. Meine Seele wähnte den Unbegreiflichen in etwa zu fassen ... Sie, die einst nicht Einer Vorstellung sich bewußt war, nun so voll Empfindung und Gedanke! ... Eigenes, gefühltes

fühltes Daseyn — aus dem Nichts! — Schöpfung!„

Dergleichen Aufsätze flossen täglich aus Woldemars Feder, und waren nicht bestimmt von jemand außer ihm gesehen zu werden. Er nannte sie die Schatten seiner abgeschiedenen Stunden, in dem nehmlichen Sinn, wie man auch die Seelen Schatten zu nennen pflegt. Sie werden in der Folge dieser Geschichte uns sehr zu statten kommen.

Die Vermählung wurde nicht lange verschoben; aber man hielt sie, aus Familien-Ursachen, äußerst geheim. Erst im Winter, wenn man vom Lande zurückgekommen seyn würde, sollte sie bekannt gemacht werden.

Woldemar fand sich wie in eine neue und bessere Welt versezt. Es war ganz über seine Erwartung, was er Allwina in seinen Armen werden sah, und er konnt' es nicht ergründen. Nie hatte jemand auf diese Weise Theil an ihm genommen, so wunder lieb und lauter, so aus ganzer Herzens-Fülle, bis zur blinden Partheylichkeit, und doch ohne weiter eine Spur von Leidenschaft. Es schien, seitdem Woldemar ihr Mann sey, habe sie weniger Recht an ihn als zuvor; sie hatte sich ihm völlig hingegeben, alle ihre Ansprüche mit, auch die an ihn selbst.

Seiner

Seiner Liebe zu ihr freute sie sich; aber in der That mehr weil sie fühlte, daß Woldemar dadurch glücklich wurde, als daß sie dabey an sich gedacht hätte; nur sein Wohl — war ihre Sorge, ihr Wunsch; und wie das alles in ihr bestand und aus ihr hervorgieng — man mußte glauben, sie sey durch eine unmittelbare Einwürkung des Himmels dazu begeistert worden. — Ich wiederhol' es, Woldemar wußte es nicht zu ergründen, und das schwellte sein Herz nur desto höher von Wonne; es stand unter einer Fluth süsser nie gekannter Empfindungen. — Und die Fluth hub ihn empor und trug ihn zurück — sanft hinauf den Strom, bis zu den Quellen seines Lebens. Von allem erwachte wieder in seiner Seele die Erste frischblühende Empfindung. Der Frühling seines Daseyns ward ihm wiedergegeben, — eine zwote Jugend, voller und kräftiger als die Erste, — Unschuld, Zuversicht und Paradies.

Woldemar war der Pflichten seines Amtes wegen genöthigt zuweilen in die Stadt zu reisen, und da pflegte er, wechselsweise, dann bey Biederthal, dann bey Dorenburg abzutreten. Sie sahen ihn nie, ohne daß sich neue Aussichten von Glückseligkeit vor ihnen eröffneten, und zählten, immer ungeduldiger, Tage und Stunden, bis der Winter einbreche.

Einst

Einst traf es sich, daß Woldemar unversehens in die Stadt kam, und niemand zu Hause fand als Luise; die andern waren aufs Land zu einem Anverwandten von Dorenburg, der Oberamtmann war. Woldemar hatte ein Bildniß von Henriette mitgebracht, welches er ganz neuerlich gezeichnet, ohne daß sie ihm dazu geseßen. Er hatte eine Menge Zeichnungen vor und nach von ihr gemacht; aber so regend, so voll Bedeutung, wie diese, noch keine. Luise schrie für Freude, da sie das Bildniß sah. Für Woldemar war es ein reiches Gemählde, welches ihm seine ganze Glückseligkeit darstellte, und auf eine Weise darstellte, daß er weit mehr als ihren wiederholten Genuß davon empfieng; wie die Gottheit genießt, genoß er sie hier. Niemand hatte ihn noch so von seiner Freundin reden hören, als er vor ihrem Bildniß itzo mit Luise davon sprach. Seine Begeisterung theilte sich dem gefühlvollen Weibe mit, und sie wurden beyde je länger je mehr — bis zum Ueberfließen ihres Gegenstandes voll. So brachten sie, äußerst mit einander zufrieden, diesen und den folgenden Tag zu Ende. Es war schon nach Mitternacht, als Woldemar aufstand und nun zu Bette gehen wollte. Stehend fiel ihm ein Zug von Henriette ein, den er noch eben erzählen mußte. Er bemerkte, daß Luise ganz ausserordentlich davon getroffen wurde, und fragte nach der Ursache. Sie veränderte die Farbe bey seiner Frage; und da er

zu bitten anfieng, schossen ihr Thränen über die Wangen. Woldemar wurde dringender; aber Luise konnte ihn nicht befriedigen, ohne ihm zu entdecken, was sich bey ihres Vaters Tode zugetragen hatte; denn in der genauen Beziehung, welche das von Woldemar Erzählte hierauf hatte, lag die Ursache ihrer Erschütterung. — „Es ist unmöglich, sagte endlich Luise, daß ich Ihnen willfahre; es sey Ihnen genug, daß Sie Henriette nie zu viel lieben, nie zu sehr verehren können, daß Sie mehr Grund dazu haben, als Sie selbst wissen.„ — Diese Worte machten Woldemar nur noch aufmerksamer; er war durch nichts mehr zu stillen, flehte unablässig, und drohte endlich, daß er durch Henriette selbst das Geheimniß schon herausbringen wolle. Kurz, er sezte der armen Luise von allen Seiten so lebhaft zu, bis sie, halb aus Furcht halb aus Treuherzigkeit, nachgab, und ihm alles offenbarte.

Woldemar brachte die ganze Nacht in seinem Seßel zu. Eh' er sich dazu versehen, hatten schnell seine Gedanken sich so gehäuft, und sich so vielfältig durch einander geschlungen, daß er wie erstarrt davon war. Seine Henriette weniger hochschätzen, weniger lieben — konnte er um alles, was er itzt erfahren hatte, nicht; er mußte viel eher sie bewundern, ihr Dank wissen; und doch fühlte er, daß er

unzu-

unzufrieden mit ihr war. — Unzufrieden mit Henriette! — er erschrack vor dieser Vorstellung: — und warum unzufrieden? — durft' er es wohl jemand sagen? — konnte er's nur sich selbst erklären? — „Es ist die erste Befremdung (sagte er zu sich,) morgen werd' ich ruhig seyn „ — und wollte aufstehen und sich zu Bette legen; aber schnell kam wieder eine neue Gedankenreihe, die ihn faßte und niederhielt: — „Mir entsagt — feyerlich — heimlich! — Ihr Vater, ihre Geschwister vermochten sie dahin zu bringen! — Sie hat ein Geheimniß mit ihnen gegen Woldemar! — O, ich bin ihr nicht was ich dachte! — Henriette ist nicht . . . Er fuhr in die Höhe, stieß in der Angst, um sich zu betäuben, allerhand Töne aus der Brust, zerdrückte mit beyden Händen sich die Stirne, krümmte sich in einander, — wußte nicht zu bleiben.

Die Sonne war schon aufgegangen, da legte er sich. Der Kopf schmerzte ihn entsetzlich, es kam Schwindel dazu, und so schlummerte er endlich ein. Um Mittag stand er auf, sehr abgemattet, aber um vieles heiterer, und gefaßt genug, um Luise gänzlich die Ursache seiner Unpäßlichkeit verbergen zu können. Er schalt sich je länger je ernstlicher über seine ausschweiffende Empfindlichkeit, und gab ihr allerhand gehässige Nahmen. Viel lieber wollt' er sich der verkehrtesten Eigenliebe — als seine Henriette

riette einer Sünde gegen die Freundschaft schuldig finden. Es gelang ihm endlich die Gefühle seiner ersten Aufwallung zu unterdrücken; und er reiste fest entschlossen nach Pappelwiesen zurück, sich von nun an die Sache ganz und auf immer aus dem Sinne zu schlagen. Bey seiner Ankunft nahm die einzige Henriette etwas verändertes in seinen Zügen wahr. Er schob es auf die Unpäßlichkeit, wovon er überfallen worden, doch gestand er zulezt: einer von seinen bösen Geistern wäre einmal wieder über ihn gekommen, hätte aber keine Stätte gefunden.

Die Freude seine Allwina, seine Henriette wieder zu sehen, war ihm noch keinmal so warm durch Herz und Adern gelauffen; es kam ihm vor, als nähm er zum erstenmal wahr, daß er so sehr geliebt sey. Tief in sein Innerstes gieng das sanfte Forschen seiner Freundin mit Blicken und Liebkosungen: — ob etwas seine Glückseligkeit störe? — ob sie's nicht von ihm nehmen könne — für ihr Glück, für ihr Leben — für den Tod ihrer Seele? — Woldemar ertrugs kaum. Der Zustand, worinn er sich zu B. befunden, schien ihm itzt zu Pappelwiesen so thöricht, ja so rasend, daß er vor Scham und Reue zu vergehen meynte. Wär' es nicht um Luise gewesen, er hätte alles entdeckt. — Er warf sich seiner Freundin in die Arme: — „Engel, rief er mit beklommener Stimme, — wie Du mich liebst! —

Ich

Ich verdien' es nicht; ich habe kein Herz das zu lohnen." — Dennoch überfiel ihn nachher wieder dann und wann auf eine unangenehme Weise der Gedanke an Henriettens Gelübde — an das Geheimniß zwischen ihr und ihm; und es gab Augenblicke, wo es ihm bis zur sichtbaren Unbehaglichkeit beschwerlich wurde.

III.

An den Herausgeber des T. M.

Sie haben mich unrecht verstanden, L. F. Ich beschwere mich nicht über die Seltenheit wahrer Künstler. Dies hieße unzufrieden seyn, daß nicht aus allen Steinritzen Kremnitzer Gold wächst. Der wahren Künstler werden immer eben so ein klein Häuflein seyn, wie der Dichter, es mögen sich mit der Kunst auch noch so viele Leutgen nähren wollen. Ich beklage mich über ein ganz andres Ding. Die Kultur der Kunst ist für mich ein Stück der Sitten-Masse meiner Zeitverwandten, und wenn ich über ihren Verfall klage, so ists mehr in Ansehung der wenigen Edlen, die die Kunst schätzen, als derjenigen die sie üben. Der Leser, wie sie wissen, bildet seinen Autor, so gut wie der Autor den Leser, und einer muß des andern werth seyn, wenn sie neben einan-

der gedeyhen sollen. Es ist wahr, der Künstler lebt nicht vom Beyfalle des großen Haufens, er ist sich in seiner Schöpfung lange selbst genug. Aber zuweilen geht er heraus, und dann verlangt er, daß man ihn verstehe wenn er redet. Der innre Genuß dringt ihn zur Mittheilung gegen andre, und als eines der empfindsamsten Geschöpfe, verlangt er Nebengeschöpfe, Fleisch von seinem Fleisch, und Bein von seinem Bein.

Ob aber Hofnung dazu seye, daß sich im Ganzen die Nation dazu bilde, gleich andern Nationen, darüber lassen Sie uns ein paar Worte verliehren.

Wenn von der Literatur eines Landes die Rede ist, so fragt man nicht, wie ansehnlich die Bibliothek des Fürsten seye, sondern welche Masse von Kenntnißen unter den Privatleuten circulire. In einigen Residenzen Teutschlands ist dafür gesorgt worden, daß der Reisende auf wenige Stunden durch ihre reichen Galerien streichen, und sie wie eine Schatzkammer bewundern könne. Wie viel fehlt aber noch diesen Sammlungen, daß sie auf eine wahre Art gemeinnützig würden? Die meisten sind den Künstlern zu ihrem Privatstudio unzugänglich, stehen unter der Direction von Verguldern, Gemäldeflickern, ohnmächtigen verschnittnen Künstlern. Gemeiniglich ist immer der Mann, der sie brauchbar machen

könnte,

könnte, davon ausgeschlossen. Aber was finden Sie nun in eben derselben Stadt weiter merkwürdiges von Kunstsachen, in den Häusern der Privatleute? Ist dieser Schatz ein wohlthätiger Teich, dessen Ausfluß durch tausend Kanäle das Land wässere und befeuchte; oder ist es ein stillstehender Sumpf, mit Rohr und Schilf bewachsen, wo Frösche quacken und Enten schnattern? Ein bischen Kunstgeschwätz wird alles seyn, und dabey ungefehr eben so viel Liebe zur Natur und Kunst beym Unterthan des Künstebeschützenden Fürsten, als Geld in seinem Beutel. Unsere Reichs- und Handelsstädte sind noch die Oerter, wo man die einzelnen Lücken der Kunstliteratur ausfüllen muß; denn hier finden sich Stücke von Meistern, die man in Fürstlichen Galerien vergebens sucht. Hier ist oft auf Empfehlung eines Künstlers ein Gemählde gekauft worden, das nach seinem innern Werth es gewiß verdiente, dessen Meister aber ganz unbekannt, oder wenigstens so unberühmt war, daß der Commißionär eines Hofs es dem Minister oder Fürsten vorzuschlagen nicht gewagt hätte, weil er auf der Traditionstafel der wenigen ihnen bekannten großen Namen nicht befindlich war. Es ist wahr, bey dem Handelsmann circulirt mehr Geld, und kann folglich auch mehr Geld ruhen, als in der Tasche des Herrendieners und Hofmanns, dessen äußerer Aufwand nach seinen knappen Einkünften meist überspannt ist. Es kann also in der Reichs-

stadt auf die Aufbewahrung eines Kunstwerks eher ein todtes Capital verwendet bleiben. Allein dies ist nicht die einzige Ursache der Kunstliebhaberey in diesen Städten. Die ehemalige, einsame, beschränkte, einfache Lebensart brachte den Enthusiasmus für dieses Gefühl der Natur, und die todten Reste derselben die in der Kunst lebten, hervor. Seitdem unsere Kaufleute die Lords und Marquis machen, jeder Tafel geben und Equipage halten will, haben sie kein Geld mehr auf Kunstwerke zu verwenden. Sie machen aus ihrem Hause einen laquirten Schrank, kommen mit einem Tapetenfabrikanten über Susporten und Leisten überein, und siehe da, für so viel hundert Thaler, die ehemals ein Quadratfuß Gemälde fraß, ist jetzo das ganze Haus von oben bis unten bemahlt.

Man sage nicht, das bloße Kauffen und Aufbewahren machts nicht aus. Das wissen wir alle. Allein der Mensch, der neben einem Kunstwerk Jahr und Tage zubringen, es mit Eifersucht wie seine Maitresse bewachen, und auch glücklich in seinem Besitz seyn kann, wenn kein Mensch Zeuge davon ist, dieser Mensch, wenn er viel Geld und Zeit übrig hat, wird dadurch doch unschädlich. Und dies ist schon genug, wenn man es bey einer gewissen Classe, die Gewalt, Ansehen und Reichthümer in Händen hat, dahin bringen kan. Emollit mores, begegnet

den

dem Despotismus, er sey häuslich, oder fürstlich — den Verstopfungen im Unterleibe rc. rc. Allein auf diesem niedern Grad bleibt selten die Kunstliebhaberey stehen, so wie im entgegengesezten Falle Cultur der Kunst ohne Besitz von Kunstwerken bestehen kann. Der Liebhaber lernt, daß zum Verstand seiner Schätze nothwendig Nachbildung gehöre, und nach und nach schließt ihm das Buch der Kunst das Buch der Natur auf. Er sieht rund um sich her Wunder und Erscheinungen nach ewigen Gesetzen, die alle da waren, aber für ihn nicht, bis man sie ihm in den reizenden Gemählden der Kunst zeigte.

Das Studium ist in allem Betracht kostbar, und es muß derjenige, der ihm nachhängen will, allerdings viel Geld und Zeit übrig haben, neben dem besten Willen, und der Naturanlage dazu. Dem Herrendiener und Geschäftmann taugts nichts; wohl aber dem Land-Edelmann, dem Domherrn, dem Rentierer, dem garnisonirenden Officier, und so vielen andern, denen Stand, Beruf, Erbe beydes dazu gelassen und reichlich mitgetheilt haben. Würde die Kunst würklich bey uns getrieben, so wäre des lauten Geschwätzes weniger, und wir würden alle, die wir uns Kenner nennen, eben so bescheiden und emsig fortarbeiten, als der Künstler selbst. So aber hört man nichts als große Machtsprüche, die in dem Munde dessen, der sie zuerst hervorbrachte, wie alle

 Loci

Loci communes Resultate wahren einseitigen Gefühls waren, in dem Munde des zweyten oder dritten aber Lügen werden. Winkelmann sprach einst das Urtheil über La Fage aus, und nun ist dieser Künstler, der der größte Anatomiker und richtigste Zeichner war, bey dem nachlallenden Publiko der sogenannten Kenner ein flüchtiger Sudler, bloß weil Verstand dazu gehört, seine unleserliche Hand zu entziefern. Dort sagt einer bey Erblickung eines van Dyckischen Gemählde: in Einer einzigen solchen Hand steckt mehr Kunst, als in allen Landschaften zusammen. Dies ist genug, das ganze Studium der Landschaftsmahlerey herabwürdigen zu helfen: so daß ein zeitiger Inspector einer berühmten teutschen Galerie dem Liebhaber zuruft: Sehen Sie mein Herr, was Sie vielleicht noch nicht gesehen haben: Eine Galerie ohne eine einzige Landschaft! Wenn ein Monarch die Wouwermanns ausmärzt, und sagt: die Pferde gehören in den Stall: so ist dies ein eben so verehrungswürdiger Ausspruch, als der von dem Kayser auf dem Concilio, über das künftige Fömininum kraft Kayserl. Edicts. Aber von einem Galerie-Inspector will man was anders hören. Winkelmann sezte das einzige Ziel der Kunst in dem Studio menschlicher Form, und zwar im Geschmack der Römischen Schule. Was hat uns dies nicht für Deklamation über den „niederträchtigen Fleiß„ der Flammändischen zuwege gebracht? Alles,

Alles, was nun mit sogenanntem Fleiß gebrandmarkt ist, gilt nicht, wenn es auch die tiefsten Geheimniße der Haltung, und die richtigsten Regeln der Perspectiv in den kleinsten Theilen enthält. Diese Herren, die Alles zu Laokoons und Vatikanischen Apollo's umschaffen wollen, wissen nicht, daß in einem Flammändischen Baurenstück mehr richtige Zeichnung, mehr Beobachtung der Natur, mehr physiognomische Wahrheit steckt, als in den zusammengeleimten Nasen und Ohren ihrer neuern Antikentrödler. Wie wollen Sie den Text ihres Raphaels aus den mancherley Bibelübersetzungen seiner Kupferstecher heraussinden, die oft nichts als die Hülse übrig gelassen, wenn sie nicht selbst Hand angelegt haben, und aus dem was noch übrig ist, schätzen können, was fehlt, und was da seyn sollte? Sie, die so viel von Reinheit des Contours reden, so geschwind bestimmen, wo er zu weit heraus- oder hereingeht, würden bescheidener seyn, wenn sie aus Erfahrung wüßten, was Contour für ein tausendfaches Ding ist, je nachdem sich das Objekt, oder die Höhe und Weite des Auges beym Zeichner ändert. Ausdruck der Leidenschaften ist immer die Lockspeise, womit ein mittelmäßiger Künstler das stumpfe Gefühl des großen Haufens an sich zu ziehen sucht: und doch welche unkräftige Speise für die gaffende Neugierde, wenn sie von keiner Kenntniß der Muskeln und Knochen genährt ist? Man kann

Preuße sagen: wer hat je unter uns einen menschlich-en Körper mit leiblichen Augen gesehen, und denn vollends mit den geistigen Augen der Kenntniß? Es gehen tausend sogenannte Mahler aus dieser Zeitlichkeit, ohne den Menschen weiter als bis an die Halsgrube betrachtet zu haben. Und doch sind es öfters dieselben, die von dem Studio der Landschaft wie von einem Findelkinde reden. Oder es müßte eine brave heroische Landschaft seyn, wo hübsch Gras und Bäume untergeordnet wären, damit die Catonen und Scipionen, die darinnen lustwandeln, sich desto besser ausnehmen.

Ich sage noch einmal, ich habe schlechte Begriffe von der Kunstkenntnis desjenigen der keine Landschaften liebt, das Studium dieser Art zu weit herabwürdigt, oder es blos als ein Vehikulum der Figuren ansieht. Das Gefühl für Haltung ist ein ohngleich geistigeres Ding als die Kenntniß der Formen, und es gehört ein langgeübtes Auge dazu, die Wirthschaft der Natur mit Schatten und Licht überall inne zu werden. Wer dies Auge hat, ist ein glücklicher Mensch. Alles um ihn her wird ihm zur Merkwürdigkeit, weil überall wo Licht hindringt, sich ihm tausend Begebenheiten darstellen. Wie sein eigner Körper seine Lage verändert, wie die Sonne steigt und sinkt, nach allen ihren Tagzeiten, wie jede Wolke dichter oder dünner wird, sieht er etwas Neues;

in

in jedem Kohlhaupt ein Ganzes, auf jedem Sandhügel, in dem flachsten Tannenwald ein vollständiges Gemählde; und er harrt nicht mitten in der Natur, wie andre die nur durch Manier empfangen, auf die Erscheinung der schönen Natur. In der Dogmatik der Kunst hat dies leztere Abstraktum wohl so viel geschadet, als manches andre das in Religionssachen ganze Nationen auf die Schlachtbank geführt hat. Vor lauter schöner Natur, und schönen Effekten, und schönen Partien, sehen die meisten Mahler gar keine Natur. Blind und eckel wird ihr Auge nur darum, weil es an grobe Ideen der Haltung gewöhnt ist, die Natur nach dieser oder jener Anordnung von Tinten beurtheilen, diese überall finden will, und eben deswegen das nicht findet, was in diesem Moment da ist. Fragen Sie doch alle angehende Künstler, in welcher Manier sie studieren? Sie werden Ihnen alle fertig antworten in dieser oder jener. Keiner wird sagen in der Manier der Natur, weil sie sich entweder ganz an Blatt und Leinwand zur Vorschrift halten; oder doch erst spät zur Natur geführt worden sind, wenn ihr Auge schon durch dies oder jenes Medium geblendet war. Sie sagen immer, bloße Natur thue es nicht. — Es ist unstreitig der weitläuftigste Weeg, aber gewiß am Ende der sicherste. Man bekömmt freylich nicht sogleich Ausdruck; man kann nicht prahlen und ausstellen, man kann kein Gemählde zusammen-

 würfeln,

würfeln, wie man ehedem die Menuets componirt hat. Allein dafür erhält man auch Liebe und Anhänglichkeit zur Natur, übt sich an jedem Ding, und erhält dadurch jedes Dings eignen Charakter, wird mit wenigem genugsam, und legt in dies Wenige viel Poesie, viele Zeit, Mühe und Arbeit. Der Stempel des Produkts ist alsdann Simplicität, und man braucht nicht Everdingens Gründe, Salvator Rosa's Felsen, Wouwermanns sammtnes Gras, und Waterlo's Baumschlag aufzubieten, um ein Bischen Eigenthum aufzuweisen. Alles unter unsern Händen wird Gold durch die Behandlung, und es braucht keine ausserordentliche Form und schöngeworfne Partie, um den Zuschauer zu locken. Die Thoren, die es den Klugen nachlallen müssen, daß Rembrand ein großer Mann war, könnens freylich oft nicht begreiffen, warum ein Blatt, das so wenig Stoff zeigt, für so wunderbar gehalten wird. Sie haltens für bloße Tradition an den Namen, und es ist im Grunde nichts als die Zauberey der Behandlung. Bricht nachher nach so vieljährigem Studio die Manier endlich auf, und entfaltet sich, so ists, was noch kein Auge gesehen hat. Es ist weder Hansens noch Kunzens, sondern eine neue Manier, wie's denn auch seyn soll. Und so steht das Monument der Originalität.

Diese Uebung an Allem was unter der Sonne ist, gebieret endlich die so höchstnöthige Toleranz

für

für jedes Talent in allen Klassen, giebt den Schlüssel zu allen Manieren, vereinigt alle Schulen, schlägt alle einseitige Orakelsprüche nieder, kurz, thut viele Wunder, und hat alle die wohlthätige Folgen, die dorten Cicero so schön von den Wissenschaften überhaupt prädicirt. Aber freylich sollten hier die Liebhaber den Künstlern auf halbem Wege entgegen kommen, wenn sie anders ihrer Liebhaberey wohl vorstehen wollten. Denn ohne Erfahrung ist kein Genuß, und der Kenner sieht nur so weit als er selbst Künstler ist. Das Conventionelle, was doch eigentlich der innere Kreis der Kunst ist, wird ihm sonst nicht zu theile, und er kostet alles auf fremde Treu und Glauben. Man kann heutzutage zwar die Kennerschaften ohne solche Mühseligkeiten erlangen. Die großen und kleinen Kunstbücher, die schönen französischen und englischen Kupferstiche, wo sich alle Schönheiten mit Händen greiffen und mit Fingern zeigen lassen, führen den kürzern Weeg der Terminologie. Ob man aber dabey gedeyhe, Eingeweide, Blut und Physiognomie erhalte, daran zweifle ich eben so sehr, als daß die griechischen Figuren der Herren West und Comp. je damit bekleidet werden.

Ich bin, wie Sie längst wissen ꝛc.

IV. Ue-

IV.

Ueber einige Gemählde der Düsseldorfer Galerie.

An Herrn Canonicus Gleim.

Fortsetz. von No. 5. S. 135. 1777.

Es geht mir im Kopfe herum, theurer Freund, daß ich Ihnen Gemählde von Rubens zu beschreiben versprochen; und fast gereut es mich. Gemahlt und beschrieben ist schier so sehr von einander verschieden, wie sehen und blind seyn: wie der Zeiger einer Uhr im Julius auf der Ziefer Vier — von dem Morgenroth auf der Höhe des Brocken. Selbst die Beschreibungen Winkelmanns sind nur Brillen; und zwar Brillen nur für diese und jene Augen. Und ich verzweifle beynah in dergleichen Sachen an allen Worten.

Indessen, denk ich, würde doch jeder der in gleicher Verzweiflung schwebte, eine aufgefundne alte Handschrift, welche Beschreibungen der schönsten griechischen Gemählde zu Alexanders Zeiten enthielt, mit Hoffen und Erwarten zur Hand nehmen, und daran in Entzücken hangen, wenn sie nur einigermaßen treflich wären. Man hätte wenigstens

Idee,

Idee, Zusammensetzung, Vergleichung: und manches leicht feuerfangende Herz weinte wohl gar dabey noch Thränen, so süß, als läg es an der Urne seiner Geliebten.

Und dieß macht mir wieder Muth.

Jedoch geb ich Ihnen aus keinem Gemählde mehr, als die Idee und das Mahlerische derselben, so wie ichs erkenne; weil ich zu überzeugt bin, daß alles andre mit eignen Augen muß gesehen werden, wenn man keine Ausgabe in vsum Delphini zu besorgen hat.

Wir haben soviel Gemählde von Rubens, daß unsere Sammlung für eine der stärksten davon gelten darf; aber doch fehlen uns seine zwey höchsten Meisterstücke. Nehmlich: seine Odyßee über Heinrichs Gemahlin Königin Maria von Medicis zu Luxenburg in 24. Gesängen, worinn leider! einige Heiligen das Schönste, was Rubens nach Kennern gemacht hat, die drey nackenden Grazien verdorben haben; und seine Abnehmung von Kreuz zu Antwerpen. Und ausser diesen fehlen uns noch die meisten seiner Lieblingsstücke, die er blos für sich, und seinen Freunden zur Lust, gemacht hat; welche mir unter allen von ihm am liebsten seyn würden, weil man darinn den schönsten Schatz seines Lebens findet.

Ueber-

Ueberhaupt kann man aus hundert Gemählden von Rubens, mit den besten Gründen, über ihn das ungerechteste Urtheil fällen, da wenig Mahler so viel Stücke als er gemahlt haben, so daß sie nach den Nachrichten der Liebhaber sich auf einige Tausend belaufen. Es ergiebt sich aus dem gesunden Menschenverstande, daß er die wenigsten selbst ganz hat ausmahlen können, daß er zu verschiedenen nur die Skizze gemacht, und zu manchen blos die Idee hergegeben. Zwar war er, bis auf die lezten Jahre seines Lebens, immer gesund und stark und geschäftig, und alle seine Arbeit schnell; allein er mußte noch, ausser der Menge, oft wichtige Reisen thun, und Frieden stiften zwischen grossen Mächten, und von zween Königen zum Ritter geschlagen werden; weswegen er sich doch nichtsdestoweniger blos für einen Collegen aller Mahler hielt. Und während der Zeit arbeiteten für ihn seine herrlichen Schüler, die manchen Fehler begehen konnten, der izt auf seine Rechnung geschrieben wird.

Und dann, was für Unsinn wird einem Mahler oft nicht aufgetragen, den er aus hundert Ursachen nicht von sich ablehnen darf, womit Apelles, Aristides und Protogenes samt dem Pamphilos in einer Generalversammlung nichts gescheutes anzufangen wissen würden?

Und

Und wer hat endlich immer Lust, etwas durchaus fürtrefliches zu machen unter hundert und tausend Stücken für allerley Leute? Einen grossen Mann sollte man allein nach seiner eignen uneingeschränkten Idee schätzen: alles andre ist Zeit und Zufall unterworfen.

Und diesen Maasstab muß man auch bey Rubensen brauchen, wenn man ihn richtig beurtheilen will, wenn man ihn als Mahler beurtheilen will. Es könnte einer übe[illegible]es, wo möglich, Bedeutung haben, in gewisser Rücksicht, wie Raphael, Anmuth wie Correggio, und Wahrheit der Farbe wie Tizian, und doch nur im Grund ein mittelmäßiger Mahler seyn, wenn er keinen Instinkt und kein Auge hätte, wenn ihm die Naturgabe fehlte, das Mahlerische in einer Begebenheit, an Ort und Stelle, in einer Gegend zu fassen, oder hinein zu dichten, und in ein neues lebendiges Ganzes zu bringen, woran das Herz sich laben und die Seele sich erquicken kann. Was sollen uns alle die klaßischen Figuren, die keinen Genuß geben? — O heilige Natur, die du alle deine Werke hervorbringest in Liebe, Leben und Feuer, und nicht mit Zirkel, Lineal, Nachäfferey, dir allein will ich ewig huldigen!

Doch einmal voran.

Ich werd Ihnen nur wenig Gemählde, die wir von Rubens haben, beschreiben, weil er sonst zu viel dabey verlöre; und ohne weitere Ordnung, als wie sie hier im Saal mich an sich ziehn: weder nach ihrer Grösse, noch ihrem Berühmtseyn, noch dem Urtheile der Kenner mich richten, sondern blos und allein dabey in Unschuld eignem Herz und Sinn folgen. Wie könnt auch hier die Gelehrigkeit selbst auf die Stimme der grossen Richter merken: da Herren unter ihnen von gleichem Rang und Ansehn (dem Vorgeben des Publikums nach) Dieser das nehmliche an Rubens als Schönheit preißt, was Jener als Fehler tadelt; und zum Unglück jeder ein Franzos ist, Kunstrichter aus dem Lande der Theorie, der Kritik und des Geschmacks. (*)

Die

(*) *De Piles.* Les ajustemens de ses figures sont de bon gout, et ses draperies jettées avec art: elles sont diversifiées et convenables selon le sexe, l'âge et la dignité des personnes: les plis en sont grands, bien placés, et marquent le nu sans affectation.

Descamps. Les draperies sont convenables aux sujets, les etoffes grossieres ou legéres sont jettées avec art: Il n'ya nulle affectation dans les plis, qui sont amples, et sous les quels se dessine le nu: on y reconnoit distinctement la soie, la laine et le lin.

Felibien: Les vestemens ne sont point faits avec un beau choix; les plis n'en sont ni bien jettez, ni bien entendus, ni bien corrects.

Die Flucht der Amazonen.

Dieses Stück ist der erste Stern, der an den Himmel unserer Galerie sich gezogen. Der Churfürst, welcher dieselbe stiftete, ein Herr, der des Enthusiasmus fähig war, und Kraft hatte darinn zu beharren, erhielt es von ohngefehr, und wurde nach und nach beym öftern Beschauen so entzückt davon, daß er auf einmal Liebhaber wurde, und mit der Zeit die große Sammlung veranstaltete; welche unter besserer Anleitung noch auserwählter würde geworden seyn.

Ein erschrecklicher Kampf zwischen den zwey Geschlechtern, wovon man nicht eher völligen Genuß haben kann, als bis man in die entfernteste Natur hinunter gestiegen.

Ein mahlerisches Schlachtgetümmel, wo der Sieg endlich sich entschieden hat. Die armen Heldinnen müssen der Obermacht unterliegen, werden geschlagen, sind auf der Flucht, und die Feinde setzen ihnen über eine Brücke nach. Die Verspäteten, und wohl die Tapfersten, werden zum Theil gefangen genommen, und zum Theil in der Wuth ermordet, und fackeln zum Theil auch nicht, und ermorden wieder. Das beste vom Kriege für ein Heldenherz, die Lust nach Schweiß und Gefahr; und noch dazu mit Mädchen, die mit dem Schwerdt Männer anzugreiffen sich erkühnt,

kühnt, wilde, grausame und doch reizende Empörerinnen wider die Rechte der Natur. Ein furchtbar schönes Schauspiel, dergleichen es wenig gegeben.

Der Anfang, linker Hand des Gemähldes, macht ein schon fernes Getümmel der Flucht von Weibern und Pferden. Darauf setzen ein Paar braune Streitrosse, ihrer Reuter entledigt, von der Brücke. Das vörderste ist so scheu und wild, daß es die fliegenden Mähnen noch in die Höhe sträubt, die Zähne fletscht, und Dampf aus der Nase schnaubt: und das andere schlägt hinten aus, noch vom Gefecht entflammt. Dann kommt eine Amazone mit eines Heerführers Kopf in beyden Händen, den sie auf der Brücke noch abgehauen, wo der Rumpf vom Stummel ins Wasser blutet; und dabey in der rechten das blutige Beil. Sie sizt auf ihrem Rosse, gleich jenem Römer, der die Feinde abhielt, bis die Brücke abgebrochen war, noch den Verfolgern entgegen, und ein Krieger greift ihr nach der Beute, die sie nicht lassen will. Neben ihr kämpften noch zwo (wovon unten die Erschlagenen zeugen, und die ausziehenden Pferde) die eben in den Fluß mit ihren Wunden samt den Rossen stürzen.

Dies ist die schönste Gruppe im Ganzen, und wohl mit dem Strome die erste Idee dazu; und vielleicht das kühnste, was je gemahlt worden.

Die

Die erste ist im Sturz von der Brücke, den Kopf schon unterwärts, wo von einem Hieb aus der Stirne Blut fließt: ohne Bewußtseyn, das Mordgewehr noch in der Faust, und die Knie im Sattel. Aus dem Köcher fallen die Pfeile. Ihr nach das Pferd, dem ein Wurfpfeil im Halse steckt, die Vorderfüße voran, den Bauch oben, und die Hinterfüße von sich streckend. Unter ihr platscht die andre, gleichfalls mit dem Kopf voran, nur noch völlig lebendig und im Ritt, mit dem Rücken und ihres Schimmels Rücken in den Strom, in dessen weitem Wellenschlag man den ungeheuren Fall sieht. Ein Gesicht noch voll Mordgier und Kampf, und Ergebung in alles, was ihr dabey zu Leide geschieht. Weiter hin im Wasser zur Rechten suchen ihrer zwo sich mit Schwimmen zu retten; und die stürzende Lezte schlägt mit ihrem Pferd vor denselben nieder, und die andre, wornach die eine voll Angst sich wegwendend sieht, kommt von oben. Und zur Linken steigt seitwärts der Kopf einer vom Sturz in die Tiefe Geschlagenen in Entsetzen wie ertrunken hervor, und über ihr stürzt im Dunkeln vom neuen ein Roß, dessen Reuter an der Mauer erschlagen liegt. Gleich vorn auf der Brücke wird einer die Standarte abgenommen, die sie aber nicht lassen will, und wogegen sie sich aus aller Macht wehrt. Schon ist sie an derselben zurückgerissen von ihrem sich in die Höhe bäumenden Rosse, womit sie aber doch noch eins ist mit den

Schenkeln, gleich einem Centaur. Einer und noch einer arbeiten an ihr. Beyde halten die Fahne am Wimpel fest, der eine zu Fuß und der andre zu Pferd, welcher leztere nach ihr, gelb und blaß vor Wuth und Mordgier, mit dem Schwerdt in der Rechten aus Leibeskräften aushohlt. Weiter hin rechter Hand wird zuerst wahrscheinlich die Königin gefangen. Sie hält das Schlachtbeil in ihrer geübten Faust, straff und stark; vermag aber nichts vor der Menge, und wird überall gehalten. In ihrem Gesicht ist Grimm über die eitlen Tyrannen und das Schicksal; Grimm und Verachtung in Augen und Lippen, und doch auch Bitterkeit des nahen Todes. Der eine hält sie bey dem Arm, und der andre bey der Schulter am Halse, und hohlt aus, sie zu erstechen; und einer hinter ihr richtet einen Wurfspeil auf sie. Am Ende rechter Hand nebenan der Brücke kömmt eine gesprengt, wie ein zulezt flüchtiger Alcibiades unter ihnen, in vollem Gehalt Amazonischer Freyheit und Eigenmacht, wovon sie alle aussehen; und das Roß ist im Begriff, weit ausgehohlt in die Fluth zu setzen, als ein Reuter, der sie da erreicht, ihr hinterdrein einen Kopfspalter ziehen will. Schon hat er ausgehohlt, und sie, sich umgewandt, sticht ihm, mit der größten Gegenwart des Geistes, bis zu Thränen vor Schaam und Zorn brennend, daß sie fliehen muß, mit dem scharfen zweyschneidigen Schwerdt unter den aufgehabenen Arm ins Haarwachs, daß

die

die Sehnen springen und bluten. Ueber ihr wird eine samt dem Pferd in den Strom von einem jungen Reuter gespießt; und längs dem Ufer unter ihr zieht ein Hungerleider ein Paar im Treffen Gebliebene aus, um Beute zu machen: hat von der einen den Leichnam schon abgefertigt hingeworfen, und zerrt der andern das Gewand noch unter dem Hintern weg, um sie zugleich damit ins Wasser zu schütteln. Unter der Brücke selbst ist das fürchterlichste vom Schauspiel zu sehen. Sie hat nur einen, aber einen hohen, weiten und breiten Bogen, der von einem Michel Angelo gebaut zu seyn scheint; welcher einen Schlagschatten von der größten Wirkung wirft, und das Licht aus der Ferne darunter her erhebt und belebt. Im Strom und denselben hinauf ist lauter Herabstürzen, Schwimmen, Retten, Durchschwimmen, Kämpfen und Ersauffen, ist Freund und Feind unter einander: weiter oben stehen am Ufer in der Ferne Kriegsheere, und anbey eine Stadt in loher Flamme. Der Fluß wälzt da und dort Todten auf.

Ich mag nicht mehr beschreiben.

Es ist ein Stück voll heroischer Stärke aus dem Zeitalter des Theseus: nichts überladen, und alle Täuschung da, die mit Farben möglich zu machen ist. Gewalt in Männerschultern und Armen und Fäusten mit dem Mordgewehr, und Brust und Knie=

 und

und in den Bäumen, dem immer andern Satz und Strang und Wurf der Streitrosse. Feuerblick und Gluth des Verfolgens, Wuth und verzweifelte Rache des Entrinnenmüssens in höchstem Weibermuthe: Hauen und Stechen und Herunterreißen, Sturz in mancherley Fall und Lage samt den Rossen in den Strom, Blut und Wunden, Schwimmen und Sterben, Blöße und zerhauenes Gewand und herrliche Rüstung; wahrstes Kolorit von Stärke, Wuth, und Angst, und Tod in Mann und Weib: höchstes Leben in vollem Schlachtgetümmel unter furchtbarer Leuchte zerrissenen Morgenhimmels. —

Die Amazonen haben kein träges Fleisch an sich, sondern sind abgehärtet, edel, voll Gewalt und Feuer, und, nach ihrem Cirkassischem Klima und den Antiken, leicht mit einem Untergewand und kleinem rothen Mantel darüber von der linken Schulter herunter bekleidet, der ihnen beym Herabsturz ins Wasser meist abfällt, nachdem ihnen entweder das Band reißt, oder durchgehauen worden, so daß die Bewegung der schönen Glieder überall lebendig zu sehen ist. Sie reiten auf bloßem Hintern mit beyden Schenkeln auf einem dünnen Sattel, nur die Beine vom Fuß zur Wade umwunden. Ihre rechte Brust hat Rubens immer so auf die Seite gebracht, oder in ein solches Licht, oder unter das Gewand, daß man wenig davon gewahr wird; vermuthlich, um

dem Vorurtheil auszuweichen, als hätten die Amazonen den Namen daher, daß sie sich die rechte Brust weggebrannt. Jedennoch kann man sehen, daß sie da ist.

Diese Heroinnen, welche gewißlich einmal ein mächtiges Reich ausgemacht, wenn man nicht aller Geschichte und allen Volksdenkmahlen, der Bedenklichkeit eines alten Geographisten darüber zu Gefallen, den Glauben versagen will; für dessen Weiber schon das Ding freylich zu hoch seyn mochte: hatten ihren Namen sonder Zweifel nicht daher, daß ihnen ihre Mütter auf eine alberne Weise die rechte Brust weggebrannt, sondern daß sie nicht wie andre Weiber waren. Sie hatten das gewöhnliche Weibliche abgelegt, den Gehorsam gegen die Männer und so weiter: deswegen führten sie den Namen Amazonen, Brüstelose; weil die Brüste die Weiber am ersten von den Männern unterscheiden. Ueberdieß ist brustlose, wie mans gewöhnlich nimmt, zu allgemein für so sinnliche Naturmenschen, als die Alten waren; und sie müßten entweder die Rechtebrustlosen, oder die Einbrüstigen heißen, wenn der verzweifelte Einfall einiger Grammatiker statt finden sollte. Auch haben, zum Ueberfluß, die Amazonen unter den Antiken durchaus eine Brust so groß, als die andre.

Sanherib.

Dieß kleine Stück könnte der Triumph des Niederländers heißen über Julio Romano und Le Brün.

Zuvor die Geschichte.

„Als die Kinder Israel in der Babylonischen Gefangenschaft sich befanden, und der Stamm Juda unter dem guten König Hiskia allein noch frey war, wollte der König von Assyrien denselben vollends unterjochen, und forderte von ihm, wie er glaubte, eine unerschwingliche Schatzung. Nachdem Hiskia wider dessen Erwartung doch die verlangten dreyhundert Centner Silber und dreyßig Centner Gold herbeygeschaft; so überzog er nichtsdestoweniger Jerusalem mit Krieg, und sprach allen Göttern, samt dem, welcher Himmel und Erden gemacht hat, Hohn, und lagerte sich davor. Aber der Herr beschirmte seine Kinder auf das Gebet der Gerechten, und sprach zu ihnen durch den Mund des Jesaia, daß ihre Feinde werden sollten wie das grüne Kraut zum Heu auf den Dächern, das verdorret, ehe denn es reif wird. Und in derselben Nacht fuhr aus der Engel des Herrn, und schlug im Lager von Assyrien hundert und fünfundachtzig tausend Mann. Also brach Sanherib, der König von Assyrien, auf, und zog weg, und kehrte wieder heim, und wurde von seinen Söhnen im Tempel seines Gottes Nißroch erschlagen.„

Wie

Wie würden neunundneunzig andere die Geschichte vorgestellt haben?

Ein weites Feld voll Leichen zwischen Zelten und Pferden mit einem Häuflein Ueberbliebenen, die sich bey Anbruch des Morgens höchlich darob verwundern. Und in der fernen Dämmerung irgend einen Scharfrichter mit Schwanenflügeln.

Nicht also Rubens.

Ein schwarzer Donnerwolkenhimmel von Wetterstralen zerrissen — Der Engel herunter in die Nacht auf die Feinde — Der Luftraum steht in Flammen, und alles ist taghell, wohin die Rache brennt.

Ein grosses erhabenes Bild vom Zorne des Mächtigen mit allem Schrecken und Grausen, fürchterlich lebendig im sinnlichsten Augenblicke.

Die größte Masse vom Licht des verzehrenden Feuers fällt in die Mitte auf die Hauptfigur und Hauptgruppe, auf den Sanherib, der vom Pferde stürzt, (welches scheu geworden, und nicht in den Bliz will, und sich zurück in die Höhe bäumt) die rechte Hand an die lezte Mähne klammernd mit dem linken halben Schenkel noch im Sattel hängt, und mit der linken Seite und dem rechten Schenkel hinterrücks übers Kreuz rechts herausschlottert. Neben ihm fällt ein Getroffener in einem herrlichen Fall

 und

seiner andern Stücke: und der Pinsel so leicht und in Gewalt dem Feuer der Seele gleich geführt, daß er da und dort die Farbe des Holzes bis auf die Fasser gelassen, wo sie die Gestalt schon unverbesserlich für sich deutete.

Die Lichter und Schatten sind darinn so verbreitet, Morgen, Nacht und Wetter so unter einander und getrennt und vermischt, als vielleicht die Kunst der Natur nur je nachzubilden vermag: Der schwarze Wolkenhimmel von Wetterstrahlen durchschlagen, die Dämmerung um die Seite, der helle Tag auf den Assyrerkönig und die Todten zwischen Nacht, und auf die Rücken der Fliehenden, die sich immer weiter in die Finsterniß drängen und verliehren.

Wahrscheinlicher Weise hat Rubens die Idee zu diesem Gemähld einmal unterwegs geschöpft bey einem fürchterlichen Ungewitter, das über ein Heer sich gelagert hatte, und seine Blitze mit den Flinten und Kanonen nach der Taktik der Elektricität spielen ließ; wie mir gleiches Preußische Officiere von ihren Schlesischen Märschen versichert haben: und er sah vielleicht einen erschlagen werden, und einen daneben von einem Spanischen Hengste stürzen. Und als er nach Hause kam, wards gleich zum Sanherib unvergänglich aufs Holz getragen.

Dem

Dem gemeinen Mann hat Rubens mit halben Monden in einer Fahne die Geschichte näher ans Herz gebracht.

Die Entführung der Töchter des Leykippos (*) von den Dioskuren.

Man hat auf der Galerie bis jezt nicht recht gewußt, was dieß Gemählde eigentlich für eine Geschichte vorstellen sollte; und ihm daher muthmaßlich allerley Namen gegeben. Ich selbst hielt es, immer von andern Dingen zerstreut, bloß für eine Phantasie des Mahlers, und glaubte, daß er, wie der Psalmensänger vom Erker, einmal eines andern Frölichkeit im Bade gesehn, und sich unter fremdem Namen lediglich an einem Pinselraube begnügt habe, weil es ihm ein wenig zu grausam gedünkt, sich dabey als König aufzuführen. Und da mir jedoch, in dieser Einbildung, verschiedenes nicht genug geraubt war, so ließ ich meine Nachläßigkeit diese Momente für Gutheit durchschleichen; sintemalen ich mir zum Gesetz gemacht, nicht eher an einem sonst fürtreflichen Menschen etwas zu tadeln, als bis ich deutlich den Grund davon erkenne, und von schweren Pflichten dazu genöthigt werde.

Das

(*) vulgo Leucippus.

Das Gemählde ward also durch meinen Begriff von mir angesehn, wie andre dasselbe durch ihren Begriff von der biblischen Geschichte der Dina betrachteten, durch ihren Begriff von dem Fragment eines Sabinerinnenraubes, von der Geschichte der Himmel weiß was für einer Prinzeßin Armenia und so weiter: und folgendergestalt dem Mahler große Gewalt angethan.

Heute früh geh ich aufs Feld, und stecke den Theokrit in die Tasche; gerath auf einer Anhöh an einen Bach unter eine hohe schattichte Eiche, wodurch der Wind spielte, und pflanze mich ins Grüne; blätterte nachher in dem was ich bey mir hatte, und besah, weil meine Augen keine Lust zu lesen hatten, obenhin die Namen, und stoß endlich mit der Nase auf die Entführung der Töchter des Leykippos von den Dioskuren, und finde das verlohrne Gemählde.

Zwar ist schon gemuthmaßt worden, daß die Reuter darinn auch Kastor und Pollux seyn könnten, weil es ihrer nur zwey sind; indessen wußte man dabey doch nichts mehr, als bey der Geschichte der Dina, außer daß man eher aus den Liebesgöttern und der griechischen Kleidung des einen Reuters klug werden konnte. Mich hinderte immer die Figur des Pollux, wie ich weiter berühren werde, eben so zu

meynen,

meynen, und die Idylle des Theokrit war mir eben nicht im Sinne, und Homer hatte dieser Entführung nicht gedacht.

Aber genug und satt davon.

Es ist die Entführung der Bräute des Lynkeus und des starken Idas, wobey die Söhne der Leda, wenn es sich zugetragen wie Theokrit zu ihrem Lobe singt, nun freylich mehr gezeigt, daß ihr Vater ein Schwan gewesen, als in unserm Gemählde; wo sie nicht so sehr Halbgötter zu seyn scheinen, und gütiger aussehn. Auch dürfte man heutiges Tages, wo der Gewalt der Natur Flügel und Kralle abgeschnitten seyn soll, auf Prinzen die gleiches thäten, kein solches Loblied anstimmen, wie Theokrit auf den Kastor, dessen heißer Begierde der Sicilianer noch dazu das lezte Hinderniß seinen Vater Zevs mit einem Wetterstrahl aus dem Wege räumen läßt, damit sie in aller Gemächlichkeit sich austobe: ohngeachtet ihn Braut und Bräutigam freundschaftlich zur Hochzeit eingeladen hatten. Welches jedoch Pindar in der zehnten Nemeischen Ode zur Ehre des Zevs ganz anders erzählt.

Die Hauptperson in unserm Gemähld ist Kastor in griechischer Rüstung auf einem braunrothen Rosse, dem ein Amor den Zügel hält, mit dem Pollux, der von seinem Schimmel gestiegen ist, dessen Zügel

gleich,

gleichfalls ein Amor hält. Kastor zur Rechten, lux zur Linken.

Kastor hebt auf freyem Feld eine ganz entbl junge Dame — an einem rothseidenen Tuche ihr vom Rücken am Hintern durchgeht, der d einen schönen Widerschein wirft) mit der re um den in die Höhe gezogenen linken Schenkel Knie herum, mit der linken um den rechten Arm nach seinem Rosse. Pollux hat dieselbe unterm li Arm mit seiner rechten Schulter gefaßt, und mit der linken Hand ihre Schwester unter der ten Achsel.

Die Schönheit der Gruppe ist schwerlich Worten nur einigermaßen sinnlich zu machen.

Kastors Roß steht rechter Seite des Gemäl zu, und der Schimmel bäumt sich von der Linken in die Höhe. Die beyden Jungfrauen sind in lem Licht vor den Pferden in der Mitte.

Die erste, von der linken Seite her, mit Brüsten und dem Kopf von ihrem Räuber abgedr der den linken Schenkel mit dem Knie schon oben Sattel hat, indeß sie das rechte Bein mit Schenkel am Pferde sinken läßt, den linken über des Bruders Schulter hinausstreckt, und rechte Hand an des Räubers Arm über das geh ne Knie hält.

Die zwote steht, gleichfalls von der linken Seite, an der ersten; erstaunt sich sträubend und den Rücken in die Seite krümmend, mit dem Gesicht nach dem Kastor sehend, und mit der Linken ihren Räuber etwas von sich haltend, der sie unter der rechten Achsel faßt. Ihr rechtes Bein steht, bis auf den Schenkel welcher sich schräg zieht, noch gestämmt auf den Boden, und der linke Schenkel, der ganz zu sehen ist, berührt fast mit dem Knie die Erde.

Pollux ist nackend, so weit man ihn sehen kann; denn die Mädchen verbergen von ihm Unterleib und Schenkel.

Kastors Gesicht ist wahrhaftig schöne männliche Jugend, im aufgesproßten braunen krausen Barte. Inbrunst leuchtet überall hervor. Die erhabene Stirn, das in süßer Begierde Wollust ziehende Auge, die Lippen voll Gluth, und die Wangen voll Schaam, der nervichte Arm, und das Hippodamische der Stellung machen einen reizenden Räuber. „Ach, daß ich dir Leid thun muß! (flüstert er) aber es war nicht möglich, daß du die Meine nicht seyn solltest!„ Das Bittende, die Zärtlichkeit ist unbeschreiblich: und die Kühnheit in dem über den Augen Hervorgehenden der Stirn, und die Blüthe der Stärke.

Die Jungfrauen sind beyde ganz nackend in blonden Haaren, die los und in Flechten den Lüften zum Spiele dienen, wie aus dem Bett oder Bade: und in Jugendfülle, die im Zeitigwerden ist. Der Ausdruck im Gesicht der ersten ist unbeschreiblich fürtreflich: Ergebung, in der Ohnmacht zu widerstehen; Schaam und das süßstechende Gefühl derselben, und Aussenbleiben der Ueberlegung. Die Brüste schwellen sich empor in der drängenden Lage. Sie wendet das Gesicht vom Räuber, und schielt doch zurück. „Ha, nun bist du weg! (scheint sie zu seufzen) er hat dich!„ und doch furchtsame Hofnung künftiger Freuden. Der junge Halbgott, der das goldne Vließ zurückgebracht und den Archipelagus von den Räubern befreyt, hat wider ihren Willen mehr Liebesgewalt über sie, als ihr Bräutigam, was bey einem Mädchen nicht anders seyn konnte; aber doch geht ihr dessen Schicksal nahe. Es ist Furcht und Liebe; Zweykampf zwischen Moral und Natur; um die Augen das Bange und Süße, um die Lippen das Weinen und Lächeln. Nur eine Phantasie, wie Rubens hatte, konnte diesen Ausdruck treffen. Ihr Leib schwebt wie eine Rose im Gepflücktwerden.

Die zwote ist im Profil, voll Schönheit und Mädchenheit, und scheint sich auf das, was Mann ist, in Unschuld ein wenig zu verstehen. Sie blickt, sich lässig sträubend, nach dem Kastor, und was dieser

mit

mit der Schwester anfängt, und blickt nach ihm nicht ungern, und lieber, als nach dem, welchem sie zu Theile werden soll. Die Drehung, und das Ringen in den Muskeln des Rückens, wie überhaupt das Fleisch des ganzen Rückens gehört unter die fürtreflichste Mahlerey.

In beyden ist Uebergang von einem Glück zu einem grössern; Furcht und Hofnung; noch Mond und Stern im Herzen, und Aufgang und Sonne vor den Augen.

Den Polydeykis hab ich nie für eine Person von gleichem Stand mit dem Kastor nehmen mögen; denn er sieht mehr einem Begleiter und Gehülfen gleich; und man könnt ihn, wenn es nicht so seyn müßte, gar leicht für einen Sklaven halten, der treulich beysteht, und, nicht ohne Bedauerniß, voll Freuden ist über den glücklichen Fang.

Jedoch läßt sich Rubens dabey entschuldigen, und wohl gar rechtfertigen. Er bezog alles auf den Kastor, weil es ihm vermuthlich nicht wahrscheinlich dünkte, daß beyde Brüder sich auf einmal zugleich in zwo Schwestern so heftig verliebt hätten, daß sie dieselben ihren edlen und tapfern Bräutigamen, die sie noch dazu zur Hochzeit eingeladen, mit Gewalt entführen müssen. Pollux entführt also die eine seinem Bruder zu Gefallen, welches sie auch zu merken

 scheint;

scheint; und sein Ausdruck war ihm daher in seinem Klopffechtergesicht nicht sehr vortheilhaft.

Kastor hat an der Einfassung des grünlichen Brustharnisches einen Medusenkopf. Pollux ist ganz ohne Kleidung bis auf die Beine, welche geschnürt sind. Der eine Amor denkt: „wird euch nichts Böses widerfahren;„ und der andere sieht schalkhaft aus, und hat viel zu thun mit seinem Schimmel. Beyde waren hier nicht überflüßig. Die Pferde sind stolz und wild und voll Feuer; doch scheinen sie zu fühlen, wobey sie zugegen sind.

Das Licht fällt auf die Mädchen, wie gesagt, und Roß und Mann erhebt das zarte Fleisch derselben unvergleichlich. Ueberhaupt gehört es unter die schönsten Stücke im Kolorit, die wir von ihm haben.

Es ist der mahlerischeste Moment dieser Entführung, obgleich noch zwo Scenen dariun ebenfalls sehr mahlerisch sind. Die Figuren sind beynah in Lebensgröße.

Der Regenbogen, eine Landschaft.

Bilden Sie sich in Gedanken die schönste und fruchtbarste Flammändische Gegend ein, über die an einem Sommernachmittag ein warmes schwüles Gewitter mit Blitz und Strahl und Schlag und Regenguß gezogen, in dessen lezten electrischen Wolken ein

ein Regenbogen mit einem Streif=Wiederschein rund herum entsteht, der an dem einen End in einen lustigen Wald steigt, in welchem das Wetter vorüber gegangen: Wovon linker Seite des Gemähldes noch ein Trüppel Bäume auf einer moosigten Anhöhe zu sehen ist, hinter welcher dazwischendurch krumm herum ein klarer Fluß hervor sich wässert, woran ein Hirt, der, wie der Himmel wieder heiter wird, seine Rinder hervorgetrieben, die herum stehen, und hineingehen, und darinn auf ihre Furcht trinken und sich abspiegeln; und an dessen Ufern an der Krümme weiter her in Schilf und Rohr und Beergesträuch Enten den Regen von den Flügeln schütteln, und flattern, und schreyen, und sich gütlich thun. Dann kommen ein Paar Dirnen, die den Leuten Essen aufs Feld gebracht, mit leeren Töpfen, und in deren Mitte ein junger Pursch mit einer Heugabel, der liebkosend der Schönen linker Hand etwas gesagt hat, worüber sie lächelnd stilleschweigen und wo anders hinsehen muß; und seitwärts her ein Fuhrmann mit einem Heuwagen, der auf dem einen seiner zween Gäule wohlgemuth dasitzt, und das verliebte Pärchen als ein Schalk betrachtet. Darneben eine in voller Frucht stehende Saat. Weiter jenseits Heuhauffen um einen vielschößigen schlanken Erlenstamm, wovon zwey Mädchen und ein junger Kerl auf einen Wagen laden. Und endlich hinan die herrlichste Ebene voll Buschwerk, Gartenfeld, und

Dorfschaften in die blaue Ferne, welche nach
nach noch im Regennebel sich verliert.

Die wiederkommende Helle, die Frische, der
steigende Duft über Gras und Blatt, das Naß
den herabsinkenden Zweigen, der Seegen des L
in Saat und Feld, der stärkende Geist der aufg
nen Fruchtbarkeit, spricht und lebt einen an, de
Gemahlten nicht unkundig ist, wie aus wirkl
Natur.

Außer diesem herzlichen Gefühl im Ganzen,
alles so warm in sich hegt, und womit vielleicht
wenig Claudinsse, Salvator Rosas, Poussins
Teniers, wenige von meinen himmlischen Fre
zu vergleichen sind, ist diese Landschaft noch ein
sterstück von Pinsel, ob er gleich schwerlich länge
einen Tag daran gearbeitet hat, und die Farbe so
und dünn aufgetragen ist, wie Buchstabe.
Mahler, der sich etwas einbildet, mag da still
hen, und die Zauberey betrachten, ohne sich
dem unausgemahlten Regenbogen stöhren zu l
mit dessen Farben Rubens keine Schülerspieler
treiben hatte. Die Bäume sind keine von Bott
Laub nicht Blatt von Blatt aufgefaßert, aber
so erkennbar in Stamm und Zug und Laub und
wegung, so lebendig und ungemacht in ihrer G
als die seinigen nur immer seyn können. Die
reift allmählig heran, und steht in dichten Ha

vom Regen geschwängert; und wenn mans am Holze sieht, ists weiter nichts als grüner und gelber Strich; weswegen nun freylich auch die EingeBanderWerktierten sie mit scheelem Aug mögen ansehn. Perspectiv gehört darinn unter das fürtreflichste, was man in dieser Art sehen kann. Kurz, es ist eine Gegend, so voll frischer Wärme und Fruchtbarkeit, daß jeder Reisende seinen Postillion da Halt zu machen befehlen müßte; denn so was lebt man wenige Tage seines Lebens; und eigentlich das, was ich lediglich von der Mahlerey verlange, Genuß und Täuschung.

Rubens mit seiner ersten Frau, in Lebensgröße, in einem Garten.

Er ist einer der wahrhaftig schönsten Männer, die man sehen kann. Sizt, wie gelehnt, im Jugendstolze der ersten Mannheit, an einem schattenreichen Geländer von blühendem Geißblatt auf einer Bank; hat die linke Hand mit dem Daumen am Bügel seines gestüzten mit Brillanten besezten Degens, und die rechte auf dem linken übergeschlagenen dicken Beine liegen, auf welche sein durch Ihn durch und durch frohes und freundliches und sittsames neben und unter ihm sitzendes schönes Weibchen die ihrige zarte mit der Fläche sanft auflegt.

Seine übervermögende Seele blickt unter dem freyen Hut und unter der muthvollen sich an den

kühnen Braunen wölbenden Stirn, aus den lichtbraunen Feueraugen die Eigenliebe jedes Sterblichen darnieder, und fängt ihm seine Art und Eigenheit. Die Nase steigt, wie reine Stärke, gerad durchs Gesicht; seine Wangen sind von gesunder Röthe durchzogen; und in den Lippen sizt, zwischen dem jungen Eichstamm von Bart, Adlerliebe zum Aufflug, wanns ihr gelüstet; so wie auf denen seines Weibchens die süsse Huld und Traulichkeit. Sein Herz in der Brust scheint früh auf von einem Chiron mit Löwenmark genährt zu seyn. Aus seinem ganzen Wesen strahlt sichfühlende Stärke, und man sieht an ihm augenscheinlich, daß er mehr ist als alles, was er gemacht hat, mehr als sein Gott der Vater, und Gott der Sohn, und Gott der heilige Geist, und seine Heiligen, Engel und Helden.

So sagt die Schrift, daß die Verklärten dereinst werden Gott schauen. O der unaussprechlichen Wonne, wenn unser Herz auf einmal ein Abgrund voll Entzücken von aller Welten Lebensquellen würde, die in einem Moment wie ungeheure Tiefen sich dahinein stürzten! Schwerer gränzenloser Gedank, ich erlieg unter dir. Welcher Sterbliche, welches Phänomen vermag ihn zu ertragen!

Rubens erscheint hier als ein großer Mensch, voll Leben und Verstand, voll Safte und Kraft, und frey von Schwacher, vielleicht auch zarter Empfindung.

Alles

Alles an ihm ungewöhnlicher Geist in seltner Mannheit und Wohlbehagen seines Zustandes, und doch geheimer Gedanke der Vergänglichkeit aller Lust der Jugend. Sie freut sich seiner Liebe, und seines Ruhms, und ist ganz in ihm, lebt bloß von seiner Seele. Ein liebliches Bild geistiger ehelicher Zärtlichkeit für den, ders fühlen kann, von Bescheidenheit und wahrer Grazie; welche leztere doch mehr im Zug als in Form zu sehen ist. Er sizt da wie die Natur in frischer Fruchtbarkeit, und Sie wie eine Rose in der Morgensonne der Liebe. Beyde sind ritterlich gekleidet, und Sie in Schmuck und Pracht, aber doch in leichten Faltenwürfen, und der Spanische Strohhut mit dem schönen Schlagschatten rechts der Stirn hin sizt ihr lüftiger, als unsern Damen ihre Federn.

Das Kolorit ist so wahr, wie das Leben, besonders das Fleisch. Mit einem Wort: es gehört unter die Stücke, die er mit Lust gemacht hat.

Für dießmal genug, bester Freund. Ich bin des Beschreibens müde, wie Sie ohne Zweifel des Lesens. Ein andermal von Rubensens Art und Weise zu mahlen überhaupt, wovon ich noch nichts habe erwähnen können, da ich Ihnen bey dieser heissen Witterung von keinem seiner grossen Gemählde etwas habe sagen mögen. Wir haben, ausser den beschriebenen, noch vierzig Stücke unter seinem Nahmen,

 worun-

worunter nur ohngefähr dreyßig ächt, die meisten davon aber doch zuverläßig von ihm selbst ganz ausgemahlt sind. Man könnt ihn am sichersten erkennen aus seinem wirklichen Tage, da seine Schüler und Kopisten meist einen geträumten haben, wo man gleichsam nur sich sehen läßt; wenn man ihn an seinem leichten, freyen, ungeleckten, entschiedenen, auf den rechten Standpunkt gewiß würkenden Pinselstriche nicht zu erkennen wüßte.

Heinse.

V.

Zum Bilde der Juliana Morell.

Unter allen gelehrten Damen, deren das Siebzehnte Jahrhundert eine ziemliche Anzahl aufweisen kann, scheint mir keine mehr Anspruch zu haben, das Gegenbild der Anna Maria Schurmann zu seyn, als die Nonne, deren Bild ich diesesmal — so gut ichs habe — liefere, und die, vermuthlich, für die meisten Leser des T. M. eine ganz neue Bekanntschaft ist.

Ich muß aber gleich voraus offenherzig gestehen, daß ich Schwester Julianen bloß von Hörensagen, und (damit meine Beichte vollständig sey) bloß aus dem Eloge, das von ihr in meinem Cheval de Bataille, der Bullardischen Academie des Sciences et des Arts, befindlich ist, kenne. Ihre Schriften mögen dermalen in Teutschland unter die sehr seltnen gehören; ich wenigstens habe nie etwas davon zu sehen bekommen.

Gleich=

Gleichwohl wären mir izt, da ich mich in dem Falle befinde meinen Lesern Etwas von ihr zu sagen, ein paar Blätter aus ihren *Exercices Spirituels sur l'Eternité* lieber, als alle die pomphösen Dinge, welche Herr Jacob Ignazius Bullard, der Sohn, in seinem Eloge von ihr sagt. Denn ich bin fest überzeugt, daß eine Person nicht leicht ein paar Blätter schreiben kann, ohne daß man die substanzielle Form ihrer Seele wenigstens eben so gut darinn sollte wahrnehmen können, als — in dem besten Schattenriß. Da ich aber, wie gesagt, dieses Vortheils ermangle, so ist das Wenige, was ich durch meinen vorbenannten Gewährsmann von ihr erfahren habe, Alles was ich mittheilen kann.

Juliana Morell wurde im Jahr 1592. zu Barcelona gebohren. Ihr Vater, der ein Mann von Condition und — ein halber Gelehrter war, hatte sich, wie der Vater der Schurmannin, in den Kopf gesezt: daß es eine große Herrlichkeit sey, der Vater einer gelehrten Tochter zu seyn. Er hatte also, sobald er Proben eines lebhaften Geistes an dem Mädchen wahrgenommen, nichts gespart, um sie dazu zu machen. Seine Mühe und Kosten schlugen bey Julchen so gut an, daß sie bereits in ihrem dreyzehnten Jahre ein Wunder von Gelehrsamkeit war. Denn sie verstund Hebräisch, Griechisch und Latein, auch die ganze Philosophie oben drein, in solcher Perfection (sagt Bullard) „daß sie in diesem zarten Alter Muth und Stärke genug in sich fühlte, die gelehrtesten Männer zu einem öffentlichen Kampf über die schwersten Probleme der Philosophie herauszufodern.„ Sie sezte also im Jahre 1606. zu Lyon (wo sich damals ihr Vater aufhielt) einen öffentlichen Tag, und zwar den 16. Februar, als den Tag ihrer Nahmens-Patronin, der H. Juliane, zu einem Actus Disputatorius an; und der Herr Papa — der, wie man deutlich sieht, an diesem ganzen schändlichen Fastnachtsspiel die meiste

Sch-

Schuld hatte, sparte nichts, die Farce vollständig zu machen. Das gute kaum dreyzehnjährige Mädchen bestieg mit Trompetenschall, in einem Capuziner-Habit, die Katheder, und disputirte, in Gegenwart einer großen Menge ehrwürdiger Prälaten, Philosophen, und andern gelehrten und ungelehrten Volkes — mit Hülfe der damals noch im Schwange gehenden Scholastischen Terminologie — über Dinge, wovon sie nichts verstund, mit Bartreichen Männern mit und ohne Capuz, die noch weniger davon verstunden; disputirte sie alle zu Boden, und erhielt von Meister Antoni Formel, der heil. Gottesgelahrtheit Doctor, auf der Stelle das Zeugniß, daß seit den Tagen Noä kein Mädchen wie Juliane Morell von einem Weibe gebohren worden sey. Die Sache machte damals groß Aufsehens im ganzen gelehrten Europa, und es regnete von allen Seiten Congratulationen in Prosa und Ligata. Was mich in der Meynung bestärkt, daß die gute Juliane die unschuldigste Person bey diesem gelehrten Possenspiel gewesen — ist der Umstand, daß sie — nicht, weil die Welt nicht würdig war sie zu besitzen (wie Ignazius Bullard meynt) sondern vermuthlich in Kraft einer Sinnesart, die der liebenswürdigen Schurmannin ihrer ähnlich war, bald darauf zu Avignon in ein reformirtes Kloster der heil. Praxeda, Dominicaner-Ordens, gieng, und ihr übriges Leben mit Gedanken und Beschäfftigungen zubrachte, die sich für diesen von ihr erwählten Stand schickten. Hier publicierte sie ihre obgemeldte Geistliche Uebungen, und eine französische Uebersetzung und Auslegung der Vita Spiritualis des heil. Vinzenz Ferrier, eines 50 Jahre zuvor canonisierten Predigers ihres Ordens, von welchem, unter andern Wunderwerken, erzählt wird, daß er 35,000 Juden, 8000 Muhammedaner, und 100,000 böse Christen, in Summa Hundert und dreyundvierzig Tausend arme Seelen durch seine Predigten bekehrt habe, und (was das Wunder noch glänzender macht) ohne in seinem Le-

ben

den eine andere als die Catalanische Landsprache gesprochen zu haben.

Dieß, L. L. ist ungefähr alles was ich euch von Schwester Julianen sagen kann. Demjenigen, der mir mit guter Gelegenheit eines von ihren angezeigten Büchlein mittheilen wollte, würde ich's grossen Dank wissen, weil ich gewiß zu werden wünschte, ob und in wie fern meine Vermuthung, über ihre Seelen-Aehnlichkeit mit der Schurmannin, gegründet seyn möchte. — Von ihrem Bilde, das ich gebe, wollen wir lieber nichts sagen. Die Götter selbst verlangen nichts mehr, als daß man ihnen nach Vermögen gebe, sagt Hesiodus. Die Physiognomie des guten Nönnchens mag wohl schon in dem Original-Gemählde, das Bullard von ihr besaß, manches verlohren gehabt haben. Nun kam die Reyhe an die Kupferstecher, nahmentlich an Hrn. Asmus von Boulonnois, und ungefähr 100 Jahre drauf an Hrn. E. Eichel. Ordentlicher Weise gewinnt man nicht viel beym Durchgang durch solche media. Und so kommt es dann, daß unsers Herrn Gottes Werke unter Menschen-Händen verpfuscht werden — es sey nun, daß wir sie verderben, weil wir's nicht besser verstehn, oder daß wir sie einbildischer Weise verschönern wollen. Dieß ist ein so gemeines Loos, daß es eitel Mühe wäre, Jeremiaden darüber anzustimmen.

Pater Baldewein Cabillau, Jesuit, ein lateinischer Versifex des vorigen Jahrhunderts, um auch seines Orts etwas zur Verpfuschung der armen Juliane Morell beyzutragen, hat ein Epigramm, oder Sinngedicht, wie sie's nennen, (als ob in Epigrammen allein oder mehr Sinn seyn müßte als in andern Versen) auf sie gemacht, worinn er sagt: „Sie spreche „Latein wie Cicero, Griechisch wie Demosthenes, und wenn „sie vollends gar Hebräisch rede, so fließ es ihr vom Munde

„wie

„wie Balsam mit Safran.“ — „Was zum Daus sind die
„Weiber für Geschöpfe — fährt P. Baldewein fort: „Wer
„sollte denken, daß es möglich wäre? Drey gedoppelte Män-
„ner verschließt eine Jungfrau in ihrer einzigen Brust!“ —
Das nenn' ich doch ein Sinngedicht und ein Lob!

Noch will ich beyläuffig zu bemerken ohnermangeln, daß,
lange vor unsrer Juliane, bereits drey Schwestern Morell
auf einmal unter den gelehrten Damen des sechzehnten Jahr-
hunderts figuriert haben; deren Vater Jean Morel Sieur
de Grigny war, ein Zeitgenoß und Freund des Erasmus,
wiewohl er diesen um mehr als 50 Jahre überlebt hat. Da
diese Mädchen Griechische und Lateinische Verse machten,
überdies ihrer Drey, und Schwestern waren, auch gar omi-
nöse poetische Nahmen führten (denn die älteste hieß Ca-
milla, die zwoote Lucretia und die dritte Diana) so kann
man sich vorstellen, was die Sinngedichtmacher ihrer Zeit
für gutes Spiel gehabt haben. — Der Nahme Morell scheint
mir so glücklich zu seyn, daß ich kaum zweifle, es werden sich,
bey genauerm Nachforschen, noch mehr gelehrte, witzige und
kunstreiche Damen dieses Nahmens vorfinden, und irgend ein
Litterateur werde uns bald mit einer förmlichen Disputation
von gelehrten Morellinnen beschenken können — wenn's
nicht etwan gar schon geschehen ist. W.

VI.

Anzeige.

Hr. Friedrich Nicolai, Buchhändler in Berlin, hat in ei-
nem gedruckten halben Bogen folgendes Werk, welches
in seinem Verlag heraus kommen soll, angekündiget: Leben
Johann Bunkels, nebst den Leben verschiedener merkwürdiger
Frauenzimmer, aus dem Engländischen übersetzt. Vier Bände,
mit Kupferstichen von Daniel Chodowiecki. Nach dem Be-

griffe

griffe den uns der gelehrte Herr Verleger davon giebt, ist es allerdings unbegreiflich, wie ein so sonderbares und interessantes Werk unsern auf alle ausländische, besonders Engländische Litterarische Erscheinungen so aufmerksamen Teutschen, zumal der so gierig nach Neuigkeiten schnappenden Uebersetzerzunft hat entgehen können, da es doch schon vor geraumer Zeit erschienen ist, und fünf bis sechs Ausgaben davon in England gemacht worden sind.

Dieses Buch (fährt Herr N. fort) ist ein Roman, wenn man will. Auffallende zuweilen sehr romantische Charaktere, Begebenheiten die im gemeinen Laufe der Welt selten vorfallen, ein durchscheinender Zweck des Ganzen, scheinen dieser Geschichte, unter den Werken der Einbildungskraft einen Platz zu geben. Hingegen hat diese Geschichte gar nicht den Zuschnitt eines förmlichen Romans, der eine einzige Haupthandlung nach einem künstlich ausgedachten Plane durchführen soll. Die Erzählung gehet durchaus den ruhigen und natürlichen Gang, einer eignen Lebensbeschreibung, die ein funfzigjähriger Mann schreibt, indem er auf sein wohlgelebtes Leben, mit gutem Gewissen, und völligem Bewußtseyn unbescholten und nützlich gewesen zu seyn, zurücksiehet, u. s. w. .

„Außer dem Leben verschiedener Frauenzimmer, welche in dieses Werk selbst verwebt sind, hat eben dieser Verfasser noch Nachrichten von dem Leben verschiedener Frauenzimmer in Großbritannien, in zween Bänden, herausgegeben, auf welche er sich oft bezieht. Dieser Beziehung wegen, und weil sie ganz im Geiste das Leben Bunkels geschrieben sind, werden sie mit demselben zugleich übersetzt geliefert.„

Da unser Raum keinen grössern Auszug aus der Nicolaischen Anzeige gestattet, so mag das von diesem John Bunkle im Monthly Review vom Jul. 1766. gefällte Urtheil demselben hier statt aller weitern Empfehlung dienen.

„Ich kann nicht umhin, (sagt der Reviewer) die sonderbare „Manier und Fähigkeit dieses Schriftstellers zu bewundern,— „welcher, wenn er über die Gränzen des gemeinen Verstandes „empor steigt, gemeiniglich sich zu einer so schönen Fantasey „erhebt, daß wir uns sehr gern mit ihm nach Theben, nach „Athen, und Gott weiß wohin, fortreißen lassen. — Er ist „vollkommen einzig für sich, und in seiner Art so original, „als Shakespeare oder Samuel Richardson, obgleich mit „diesem Unterschiede, daß ihre Vortreflichkeiten bloß aus angebohrnem unkultivirtem Genie herrühren, dahingegen Bun-

„kels

„kels erhabene Sonderbarkeit, die Frucht eines Genies und
„einer Einbildungskraft zu seyn scheint, die durch romanti-
„sches Wesen und durch religiösen Eifer, wie in einem Treib-
„hause erhizt und zum Sproßen getrieben worden. Bey aller
„seiner Seltsamkeit, zeigt er beständig den Charakter eines ehr-
„lichen Mannes, voll Ernst, das Wohl seiner Nebenmenschen
„zu befördern, und im höchsten Grade eifernd, für das was
„er für die Sache der Wahrheit hält. — Johann Bunkel,
„ist der sonderbarste, der launigste, der angenehmst- seltsam-
„ste Schriftsteller, der je die Feder geführt hat. In seinem
„Leben ist mehr Verstand, mehr Gelehrsamkeit, auch mehr
„Unsinn und mehr Unterhaltung, als man je in einem Buche
„zusammenvereinigt glauben könnte. — Ich lese seine Werke
„immer mit Vergnügen, da es mir scheint, daß ihre Schön-
„heiten bey weitem ihre Fehler übersteigen. „ — u. s. w.

Das ganze Werk wird in vier Bänden in Octav, auf fei-
nem Schreibpapiere (in eben dem Formate, und mit eben der
Schrift wie das Leben M. Sebaldus Nothankers) in der
Ostermesse 1778. gedruckt erscheinen, und so viel man bisher
überschlagen können, ohngefähr fünf und ein halbes Alpha-
bet stark werden.

Der berühmte Hr. Daniel Chodowiecki wird es mit ei-
ner Anzahl Kupferstiche von seiner Hand zieren.

Wer auf dieses Werk drey Thaler zwölf Groschen Con-
ventionsmünze, in Louisd'or a 5 Thlr., oder in Brandenbur-
gischen Silbergelde drey Thaler sechzehn Groschen voraus-
zahlet, bekommt dafür in der Ostermesse 1778. ein vollständi-
ges Exemplar, welches nachher ohngefähr für einen Louisd'or
verkauft werden wird.

In allen Buchhandlungen Teutschlands wird Pränumera-
tion angenommen.

Hier in Weimar nimmt Hr. Hofbuchhändler Hoffmann
Vorschuß auf dies Werk an.

Errata in No. 6. des T. M.

S. 208. Z. 1. statt sprechende, lies sprühende.

S. 217. Z. 2. statt lächelte, l. lachte.

S. 231. Z. 1. muß die Stelle: Wir hörten die übrigen
Sterne, ausgestrichen werden.



IACOBVS FABER STAPVLENS:

G. M. Kraus del. *E. Eichel sculp. A. V.*

Der
Teutsche Merkur.

August 1777.

I.
Gedichte.

Fortsetzung des Sommer-Mährchens ꝛc.

(s. voriges Stück, S. 21.)

Der Mond schien hell
zu seiner Reise;
sein Maul nach Feen-Wäse
lief vogelschnell.
Der Löwenwald, das Schlangenthal
wird ohne Furcht paßiert;
und wie der erste Morgenstral
die Welt illuminiert,
entdeckt das Schloß sich seinem Blicke,
das Schloß, der Strom, und auch die Brücke
von glattgeschliffnem Stahl,
so schmahl
daß, wie Ihr wißt, Herr Gries
(der doch sich Ritter schelten ließ)
vom Ansehn schon das kalte Fieber
bekam.

Herr Gawin war den Zaubern gram.
Er denkt: „wer sich den Teufel zu verschlucken
„entschlossen hat, muß ihn nicht lang begucken.
„Und wär's ein Pferdehaar,
„nur frisch hinüber!
„Wenn wir erst drüben sind, ists Zeit genug
„zu sehn, wie's möglich war.„

Das nennt Ihr klug
gedacht,
nicht wahr? und denkt: ich hätte
es eben so gemacht.
In euerm Cabinette,
da laß ichs gelten, Herr!
doch an der Stätte —
da gieng's wohl langsamer!
Genug,
Herr Gawin ritt hinüber —
Sprecht wenn ihr wollt: ihn trug
sein Maul hinüber,
so was zu thun durch Feengunst,
ist keine Kunst —
Und dennoch setz ich zwanzig Mark
an einen Stüber,
auf eben diesem Maul
wär't Ihr zurückgeblieben.
In solchen Fällen, meine Lieben,
macht nur der Glaube stark.
Selbst Mahomeds berühmtes Maul
ist ohne ihn nur ein gemeiner Gaul;
und Glauben, wo nur Glauben helfen kann,
den hat nicht jedermann.

Herr

Herr Gawin also war nun drüben,
und ritt getrost in vollem Lauf
bis an das Schloß hinan.
Auf einmal that ein Thor sich auf,
und ihrer Sieben
zu Pferd
und wohl bewehrt,
die sprengten ihn mit ihren Speeren an.
Mein Ritter stellt
sich stracks vor einen Baum,
und ruft: „ihr Herrn,
„von allem was dies Schloß enthält
„verlang ich nichts, nichts in der Welt
„als meines Maulthiers Zaum. „

Der Zaum ist dein, so fern
du ihn von uns gewinnst, erwiedern
die Ritter ihm zugleich. —
„Von euch
„und allen euren Brüdern,
„(ruft Gawin) nur herbey,
„zween oder drey,
„ja alle Sieben meinetwegen
„gleich auf einmal!
„Der Schaafe Zahl
„macht nie den Wolf verlegen. „

Mit Hohngelächter
erwiedert ihm
der sieben Wächter
des Zaumes einer: „Glaubet mir,
Herr Isegrim,
nehmt einen guten Rath;

kehrt ohne Zaum zurück
auf euerm Thier,
und sprecht von Glück,
daß ihr
mit euern Ohren weggekommen
von solcher That.
Schon mancher arme Tropf,
der's unternommen,
ist ohne Kopf
zurückgeschwommen."

„Da, nimm
„die Antwort!" — schreyt im Grimm
der Ritter, setzt sein Maul in Flug,
holt aus und spaltet
auf Einen Zug
des Prahlers Kopf
bis an den Sattelknopf;
und eh der Streich erkaltet
fliegt hier ein Arm und dort ein Schopf,
und, auf mein Wort,
so giengs in Einem fort,
Köpf', Arm' und Bein'
und Schulterblätter fliegen,
bis alle Sieben kurz und klein
auf einem Häufchen liegen.
Wie nun nach solchem schweren Kampf
der Ritter sich die Stirne wischt,
und sich erfrischt
mit einem Mund voll Luft,
wird aus der Leichen blutgen Duft
ein dicker schwarzer Dampf,
und — was geschah?

Flugs stehn, mit ungeheuren Rachen
voll blauer Flammen, sieben Drachen
anstatt der Sieben Ritter da.

Herr Gawin stuzt,
allein verliehrt darum
die Lust zur Sache nicht;
er haut und sticht
um sich herum,
und truzt
dem ganzen Höllenheer;
auch ist sein Maul
in diesem Strauß nicht faul,
sprengt muthig durch dies Feuermeer,
und stößt und schlägt mit Kopf und Füßen.
Vergebens gießen
die Drachen Fluth auf Fluth
von Rauch und Glut;
ihr Feuer ist zum Glück nur kalt,
und bald
erstickts in ihrem Blut;
in drey bis vier Secunden
ist alles rein verschwunden.

Was wehrt dem Ritter nun,
die Burg sich aufzuthun?
Ein Wunderding
wie ihr noch kein's gesehn!
Die ganze Burg auf einmal fieng
sich an herumzudrehn,
und so geschwind
als drehte sie ein Wirbel-Wind.
Hineinzukommen

fund eine Pforte offen war;
doch da sie so im Drehen war,
was mochts dem Ritter frommen?
So wie er sie erblickt
ist sie entrückt.
Das Vorderhaupt sich zu zerschellen
war hier Gefahr.

In solchen Fällen
gieng Gawin nicht zu rath
mit Fleisch und Blut.
Der Mann, der über
die Brücke ritt, hat Muth
für jede That.
Er stellt dem Schloß sich gegenüber,
und im Moment
wie er die Pfort erkennt,
sprengt er hinein.

Drinn ist er, und wird drinnen seyn,
Trutz allen Feen!

Das Zauberschloß hört auf zu drehen.
Und Gawin schaut empor,
da steht auf einem Elephanten
ein himmellanger Mohr
mit einer Keule vor ihm da,
so dick als wie der große Rhaa
des größten Schifs — Man muß gestehen
so ein Giganten-
Gesicht
beym Einzug in ein Schloß zu sehen
wünscht man sich eben nicht.

Dem Ritter galt's
gleichviel. Er grüßt den Enacks Sohn
und spricht,
im sanftsten Ton:
„Was mich zu dieser Pfalz
„zu reisen trieb, Herr Thorwart, däucht
„euch eine Kleinigkeit vielleicht:
„Ich komme gar nicht große Beute
„zu machen; langet mir
„den Zaum von meinem Thier,
„so sind wir gleich geschiedne Leute? „

Wie? was? was wilt du? — fährt
der Mohr ihn schnaubend an:
Ein Kerlchen mit getünchten Wangen,
ein Ding von Marzipan,
kommt und begehrt
ich soll den Zaum ihm langen?
Wenn ward so was erhört?
Nichts als den Zaum? Narr! bitt die Welt von mir,
mag leicht, ich schenk sie dir;
allein den Zaum, mein gutes Kind,
verschenkt man hier
nicht so geschwind.

„So werd ich mir ihn selber holen,
versezt der Paladin;
Ich bin
blos darum hier, Herr Zwerg!
Und müßt ich ihn
aus einem Berg
von glühnden Kohlen
mit meinen Fingern holen!

Vor deinem Weberbaum
fürcht ich mich nicht.
Nur nicht viel Zauderns! Meinen Zaum,
und kein Gesicht!„

Das ist ein anders — spricht
so höflich wie ein Hochzeitbitter
der Goliath —
wenn's die Bewandniß hat,
Herr Ritter,
so muß er Euer seyn,
das merk ich schon:
doch freylich ohn
ein wenig Arm' und Beine brechen
läufts wohl nicht ab, mein Sohn!
Indessen
bemühn Sie sich herein!
das Essen
wird angerichtet seyn;
nach Tisch ists immer Zeit, davon
ein Wort zu sprechen.

Sie gehn hinein,
und setzen sich in einem goldnen Saal
zum Mittagsmahl.
Der Wirth legt dienstbereit
von Allem vor, schenkt immer ein,
schwatzt lang und breit,
und sucht nach Möglichkeit
mit plattem Scherz und gutem Wein
den Gast fidel zu machen.
Allein,
der bleibt bey Ja und Nein,

ißt mäßig, trinkt von Einem Wein,
läßt seinen Wirth auf eigne Kosten lachen
so viel als ihm behagt,
und kaum
ist abgetischt, so steht er auf und fragt:
Wo ist mein Zaum?

„Geduldet euch
(versetzt der Schaumigrem mit schiefem Mund)
nach Tafel gleich
zum Werk zu schreiten,
ist nicht gesund.
Was hat der Aufschub zu bedeuten?
Ihr seyd hier gern gesehn;
die Kleinigkeit,
auf die ihr so versessen seyd,
die — wird euch nicht entgehn.„

Der Ritter sieht ein wenig stier
und schweigt. — „Es ist ein Garten hier
am Schlosse, spricht der Mohr:
Gehn wir spazieren!
Der Himmel ist mit einem Flor
von Duft bedeckt;
ins Gras gestreckt
läßt's da sich herrlich — digeriren.„

Herr Gawin schlendert mit, und seiner loß
zu werden, wirft er bald
sich hin auf Mutter Erden Schoos
und thut als schlief' er ein.
Ein kleiner Wald
mit Schlangen-

Alleen war nicht weit,
da sangen
viel tausend Vögelein.
Die Luft war warm, und — unterm Zischen
und Sumsen überall
im Gras und aus den Büschen,
und beym Unisono von einem Wasserfall,
der aus dem Hayn
von ferne plätschert, — schlief
er würklich ein.

Die Sonne stand schon tief
als er erwacht.
Sein erstes war, er rief:
Wo ist mein Zaum?
Der Mohr, nicht weit davon im Grünen
gelagert, lacht;
das nenn ich, sprach er, einen Zaum!
ich glaub er ist Euch gar im Traum
erschienen?

Indem ließ aus dem Garten-Saal
ein liebliches Konzert sich hören.
„Herr Ritter, alles dies geschieht
„bloß Euch zu Ehren!
„Auf, wenn's Euch nicht zu viel bemüht,
„und folgt mir in den Saal!“

Dem Paladin bleibt keine Wahl
als mitzugehn. Und wie die Musika
zu End ist, steht schon wieder
ein Abend-Essen da.
Man sezt sich nieder;

Herr

Herr Gawin, der den Goliath
und seinen dicken Witz
in allen Gliedern hat,
sitzt taub und stumm auf seinem Sitz
und, weil er sich
nicht anders helfen kann,
so frißt
der gute Mann
vor Angst und Langerweile
ganz jämmerlich,
und nagt so lang an einer Hammelskeule
bis nur der Knochen übrig ist.

Noth wars, zu so viel Solidis
die Gurgel oft und stark zu netzen.
An unserm Wirth war mindstens dies
für was zu schätzen;
sein Wein
war alt und rein.

Nun (spricht Herr Gawin) dächt ich doch
es wäre Zeit
den Zaum zum Nachtisch aufzusetzen?

Wenn Eure Herrlichkeit
nur noch
bis Morgen sich gedulden mag!
(wird ihm zur Antwort) Morgen
ist auch ein Tag;
und einem Mann wie ich
dem läßt sichs (ohne mich
zu rühmen) sicher borgen.

kehrt ohne Zaum zurück
auf euerm Thier,
und sprecht von Glück,
daß ihr
mit euern Ohren weggekommen
von solcher That.
Schon mancher arme Tropf,
der's unternommen,
ist ohne Kopf
zurückgeschwommen. „

„Da, nimm
„die Antwort! „ — schreyt im Grimm
der Ritter, sezt sein Maul in Flug,
holt aus und spaltet
auf Einen Zug
des Prahlers Kopf
bis an den Sattelknopf;
und eh der Streich erkaltet
fliegt hier ein Arm und dort ein Schopf,
und, auf mein Wort,
so giengs in Einem fort,
Köpf', Arm' und Bein'
und Schulterblätter fliegen,
bis alle Sieben kurz und klein
auf einem Häufchen liegen.
Wie nun nach solchem schweren Kampf
der Ritter sich die Stirne wischt,
und sich erfrischt
mit einem Mund voll Luft,
wird aus der Leichen blutgen Duft
ein dicker schwarzer Dampf,
und — was geschah?

Flugs

Flugs stehn, mit ungeheuren Rachen
voll blauer Flammen, sieben Drachen
anstatt der Sieben Ritter da.

Herr Gawin stuzt,
allein verliehrt darum
die Lust zur Sache nicht;
er haut und sticht
um sich herum,
und truzt
dem ganzen Höllenheer;
auch ist sein Maul
in diesem Strauß nicht faul,
sprengt muthig durch dies Feuermeer,
und stößt und schlägt mit Kopf und Füßen.
Vergebens gießen
die Drachen Fluth auf Fluth
von Rauch und Glut;
ihr Feuer ist zum Glück nur kalt,
und bald
erstickts in ihrem Blut;
in drey bis vier Secunden
ist alles rein verschwunden.

Was wehrt dem Ritter nun,
die Burg sich aufzuthun?
Ein Wunderding
wie ihr noch kein's gesehn!
Die ganze Burg auf einmal fieng
sich an herumzudrehn,
und so geschwind
als drehte sie ein Wirbel-Wind.
Hineinzukommen

fand eine Pforte offen war:
doch da sie so im Drehen war,
was mochts dem Ritter frommen?
So wie er sie erblickt
ist sie entrückt.
Das Vorderhaupt sich zu zerschellen
war hier Gefahr.

In solchen Fällen
gieng Gawin nicht zu rath
mit Fleisch und Blut.
Der Mann, der über
die Brücke ritt, hat Muth
für jede That.
Er stellt dem Schloß sich gegenüber,
und im Moment
wie er die Pfort erkennt,
sprengt er hinein.

Drinn ist er, und wird drinnen seyn,
Trutz allen Feen!

Das Zauberschloß hört auf zu drehen.
Und Gawin schaut empor,
da steht auf einem Elephanten
ein himmellanger Mohr
mit einer Keule vor ihm da,
so dick als wie der große Rhaa
des größten Schifs — Man muß gestehen
so ein Giganten-
Gesicht
beym Einzug in ein Schloß zu sehen
wünscht man sich eben nicht.

Denn

Dem Ritter galt's
gleichviel. Er grüßt den Enacks Sohn
und spricht,
im sanftsten Ton:
„Was mich zu dieser Pfalz
„zu reisen trieb, Herr Thorwart, däucht
„euch eine Kleinigkeit vielleicht:
„Ich komme gar nicht große Beute
„zu machen; langet mir
„den Zaum von meinem Thier,
„so sind wir gleich geschiedne Leute? „

Wie? was? was wilt du? — fährt
der Mohr ihn schnaubend an:
Ein Kerlchen mit getünchten Wangen,
ein Ding von Marzipan,
kommt und begehrt
ich soll den Zaum ihm langen?
Wenn ward so was erhört?
Nichts als den Zaum? Narr! bitt die Welt von mir,
mag leicht, ich schenk sie dir;
allein den Zaum, mein gutes Kind,
verschenkt man hier
nicht so geschwind.

„So werd ich mir ihn selber holen,
versetzt der Paladin;
Ich bin
blos darum hier, Herr Zwerg!
Und müßt ich ihn
aus einem Berg
von glühnden Kohlen
mit meinen Fingern holen!

Vor deinem Weberbaum
fürcht ich mich nicht.
Nur nicht viel Zauderns! Meinen Zaum,
und kein Gesicht!„

Das ist ein anders — spricht
so höflich wie ein Hochzeitbitter
der Goliath —
wenn's die Bewandniß hat,
Herr Ritter,
so muß er Euer seyn,
das merk ich schon:
doch freylich ohn
ein wenig Arm' und Beine brechen
läufts wohl nicht ab, mein Sohn!
Indessen
bemühn Sie sich herein!
das Essen
wird angerichtet seyn;
nach Tisch ists immer Zeit, davon
ein Wort zu sprechen.

Sie gehn hinein,
und setzen sich in einem goldnen Saal
zum Mittagsmahl.
Der Wirth legt dienstbereit
von Allem vor, schenkt immer ein,
schwazt lang und breit,
und sucht nach Möglichkeit
mit plattem Scherz und gutem Wein
den Gast fidel zu machen.
Allein,
der bleibt bey Ja und Nein,

ißt



ißt mäßig, trinkt von Einem Wein,
läßt seinen Wirth auf eigne Kosten lachen
so viel als ihm behagt,
und kaum
ist abgetischt, so steht er auf und fragt:
Wo ist mein Zaum?

„Geduldet euch
(versetzt der Schaumigrem mit schiefem Mund)
nach Tafel gleich
zum Werk zu schreiten,
ist nicht gesund.
Was hat der Aufschub zu bedeuten?
Ihr seyd hier gern gesehn;
die Kleinigkeit,
auf die ihr so versessen seyd,
die — wird euch nicht entgehn.„

Der Ritter sieht ein wenig stier
und schweigt. — „Es ist ein Garten hier
am Schlosse, spricht der Mohr:
Gehn wir spazieren!
Der Himmel ist mit einem Flor
von Duft bedeckt;
ins Gras gestreckt
läßt's da sich herrlich — digeriren.„

Herr Gawin schlendert mit, und seiner loß
zu werden, wirft er bald
sich hin auf Mutter Erden Schoos
und thut als schlief' er ein.
Ein kleiner Wald
mit Schlangen-

Allein war nicht weit,
da sangen
viel tausend Vögelein.
Die Luft war warm, und — unterm Zischen
und Sumsen überall
im Gras und aus den Büschen,
und beym Unisono von einem Wasserfall,
der aus dem Hayn
von ferne plätschert, — schlief
er würklich ein.

Die Sonne stand schon tief
als er erwacht.
Sein erstes war, er rief:
Wo ist mein Zaum?
Der Mohr, nicht weit davon im Grünen
gelagert, lacht;
das nenn ich, sprach er, einen Zaum!
ich glaub er ist Euch gar im Traum
erschienen?

Indem ließ aus dem Garten-Saal
ein liebliches Konzert sich hören.
„Herr Ritter, alles dies geschieht
„bloß Euch zu Ehren!
„Auf, wenn's Euch nicht zu viel bemüht,
„und folgt mir in den Saal!“

Dem Paladin bleibt keine Wahl
als mitzugehn. Und wie die Musika
zu End ist, steht schon wieder
ein Abend-Essen da.
Man sezt sich nieder;

Herr Gawin, der den Goliath
und seinen dicken Witz
in allen Gliedern hat,
sitzt taub und stumm auf seinem Sitz
und, weil er sich
nicht anders helfen kann,
so frißt
der gute Mann
vor Angst und Langerweile
ganz jämmerlich,
und nagt so lang an einer Hammelskeule
bis nur der Knochen übrig ist.

Noth wars, zu so viel Solidis
die Gurgel oft und stark zu netzen.
An unserm Wirth war mindstens dies
für was zu schätzen;
sein Wein
war alt und rein.

Nun (spricht Herr Gawin) dächt ich doch
es wäre Zeit
den Zaum zum Nachtisch aufzusetzen?

Wenn Eure Herrlichkeit
nur noch
bis Morgen sich gedulden mag!
(wird ihm zur Antwort) Morgen
ist auch ein Tag;
und einem Mann wie ich
dem läßt sichs (ohne mich
zu rühmen) sicher borgen.

Nicht ohne Pein
muß unser Ritter schon
sich zwingen
die Nacht hier zuzubringen.
Man räumt das schönste Zimmer
vom Schloß ihm ein.
Da glänzt im reichen Schimmer
ein Bette, wie ein Thron.
Herr Gawin schickt die Knaben,
die ihn geleitet haben,
und bleibt allein.
Flugs trippeln euch Drey oder Vier —
Sylphiden
durch eine Seitenthür
zu ihm herein,
in Anzug und Gestalt verschieden,
doch alle jung und frisch.
Die erste sezt in goldner Schaale
den Schlaftrunk auf den Tisch;
die zwote hält ihm ein Lavor
von Silber und ein Handtuch vor;
drauf schürzen sich die andern beyden
ihn auszukleiden.

Ins Ohr gesagt — die Dirnen waren
zum Mahlen schön,
von schwarzen Augen, gelben Haaren
und Arm und Fuß so fein —
Man kann's aus Elfenbein
nicht schöner drehn.
Die Absicht leuchtet ein
warum der Mohr sie schickte;
und nehmt dazu, daß sie

ein

ein Nachtkleid schmückte,
wodurch man ohne Müh
bald dies bald das erblickte,
wornach man gerne schielt;
und dann das große seidne Bette
stets im Prospekt — Ihr fühlt
was alles dies bey manchem Ehrenmann
für Folgen hätte. —

Herr Gawin war ein eigner Mann;
er sagte nichts; ließ sich, so lang es ihnen
gefällig war, mit großem Ernst bedienen,
und öfnet drauf die Thür.
„Die Jungfern (spricht er) werden mir
zu meinem Zaum wohl nicht verhelfen können;
die Hitze war heut scharf —
ich will die Ruh
euch länger nicht mißgönnen —
Bon soir! — und, wenn ich bitten darf,
die Thüre zu!„

Als nun der Tag gekommen,
steht Gawin auf und wapnet sich;
der Ries' erscheint; das Frühstück wird genommen,
„und nun, Herr Schloßvogt, laß ich mich
„nicht länger gecken;
„Den Zaum, mit einem Wort,
„und wieder fort!„

Von Herzen gern,
(erwiedert ihm der schwarze Holofern)
nur muß ich Euch entdecken,
die Sache hängt an einer Kleinigkeit,

zu der
Ihr, wenn's beliebt, vorher
gehalten seyd. „

„Was ists? Heraus
damit! nur kurz und klar! „

„Nichts, als — um einen Kopf
mich kürzer als ich bin zu machen.
Nun macht bey unser einem zwar
ein Kopf
so viel nicht aus:
Allein — Ihr werdet meiner lachen —
wie jeder Potentat
so seine Grillen hat —
der Schopf, mein Herr, der Schopf
der gienge mit,
und den zu missen,
kann ich mich dato nit
entschließen.

„Herr Schäcker (ruft voll Ungeduld
der Degen) weil nun doch für meine Sündenschuld
mit einem Thier
wie du herum mich zu scharmützeln
mein Schicksal ist, hör' auf mich zu bewitzeln,
und sieh dich für! „

Der Heyde schreyt:
„Nun, wenn's denn gelten soll,
so nimm! „ —
Es war ein Streich, so ungestümm,
daß, traf er voll,
den ganzen Streit

zu enden
kein zweyter nöthig war.
Doch Gawin wußte sich aufs Haar
so schnell zu wenden,
daß ihm die Keule nur
ein wenig grob am Schulterblatt
herunter fuhr;
und eh der Goliath
den Arm zurückzieht, faßt
mein Ritter kräftiglich mit beyden Händen
sein gutes Schwerdt, und haut, wie einen Ast
vom Baum, die Hand zusammt der Keule
auf Einen Hieb dem Pocher ab.

Das Unthier flieht mit gräßlichem Geheule,
ihm wird für seinen Schädel bang,
und, ihn so lang
er kann zu sparen,
versucht er's wie vor Jahren
der Fluß
Achelous,
der (wie aus euerm Hederich
Euch noch erinnerlich)
einst mit Alciden
um Dejanira rang.
Er hoft den Gegner zu ermüden,
indem der Streit
in tausendfalten
stets schrecklichern Gestalten
sich ohne Rast erneut.
Drey lange Morgenstunden kämpft
Herr Gawin so;
zwar immer Sieger,

doch nie des Sieges froh.
Denn, ist sein Feind als Einhorn oder Tyger
beynah gedämpft,
flugs steht er als Hyäne
schon wieder da,
und blökt drey Reyhen Zähne
wie Büffon keine sah.
Bey allem dem behielt
der Ritter Muth,
zielt immer seinem Feind nur nach dem Kopf,
und zielt
zulezt so gut,
daß, wie der Unhold eben
zum Greiff sich log,
sein Kopf
zusamt dem Schopf
auf dreyßig Schritte flog.

Man hört den Grund
von seinem Fall erbeben,
als stürzt' ein Berg
in einen tiefen Schlund;
und wie Herr Gawin um sich sah,
weg waren Ries' und Greiff, und ein Gezwerg
stund vor ihm da,
der bückte sich und sprach:
„Gott geb Euch langes Leben
Herr Ritter, folgt mir nach;
die Frau vom Schloß läßt Euer Gnaden
zur Tafel laden.“

Dem Ritter räth nach solcher Motion
sein leerer Magen

die Invitation
nicht auszuschlagen.
Er folgt dem Ganymed
in einen Saal,
wo schon ein köstlich Mahl
für Zwey gerüstet steht;
und eh' er's recht in Augenschein
genommen,
tritt eine schöne Frau herein,
macht ihren Knicks
und heißt den Herrn willkommen.

Mein Paladin, wiewohl er sonst so leicht
nicht Feuer fieng, blieb sprachlos vor ihr stehen;
Ihm däucht
gleich ersten Blicks,
was schöners hab er nie gesehen.
Beschreiben läßt sich, wie Ihr wißt,
kein Ding das — unbeschreiblich ist;
drum sag ich nichts als — alles was er sah
war hoch zu loben,
und noch zum Ueberfluß
durch jede schlaue Kunst erhoben,
die sonst den Reiz ersetzen muß;
Kurzum, die Dame stund so ganz
wie eine Göttin da,
daß unser Mann, vor so viel Glanz
sogleich nicht wußte
wie ihm geschah,
und bis er seine Anred' fand
wohl dreymal husten mußte.
Doch faßt er sich zuletzt, küßt eine Hand
so weich als Pflaum,

und weißer als der Schnee;
und spricht: Verzeiht mir, schöne Fee,
ich bitt — in Unterthänigkeit —
um meinen Zaum.

„Davon zu sprechen hat's noch Zeit„
versezt die Dam' — Es ist nur fürs Vergessen
erwiedert Gawin ihr —
Sie spricht: „sezt euch zu mir
mein Herr, ihr habt das Mittagessen
heut wohl verdient.„

Für diesesmal erkühnt
der Biedermann sich nicht
noch stärker anzuhalten,
doch legt er sein Gesicht
in weise Falten,
und nimmt sich vor, wiewohl er gegenüber
der Schönen sizt, sein schwarzes Augenpaar
so selten aufzuheben
als möglich war.

Die Dame schien vom blossen Duft zu leben,
nach Götterart.
Zusehends ward
ihr Ansehn trüber,
die Rosenwange blaß,
das Auge naß,
und unterm leichtgewebtem Flor
schlug sichtbarlich ihr Herz hervor.
Allein, Herr Gawin — aß
und merkte Nichts. Nach einer Weile
verändert sie

die

die Batterie,
wird lebhaft, reizend — kurz, verbraucht
auf einmal alle Pfeile
die Amors Hinterlist
in Nektar taucht.
„Und Gawin?„ — Gut! der ißt
und trinkt für Zwey,
läßt sichs recht wohl behagen,
vergißt
jedoch das Hauptwerk nicht dabey,
denn kaum
daß man den Nachtisch aufgetragen,
so stimmt er schon sein altes Liedchen an:
Madam, der Zaum!

Mit unverhaltnem Schmerz
fährt jene wild heraus:
„Grausamer Mann!
was hab ich dir gethan?
Du siehst so fromm und bieder aus,
und hast ein Herz
das meinen Tod verlangen kann?„

„Wie, Dame? euern Tod? —
Ihr sprecht im Traum!
Ich will ja nichts, bey Gott!
als meinen Zaum!„

„Ihr wißt, versezt sie, wie ich seh,
nicht was Ihr wollt — Wohlan,
so hört mich an!
Ich bin die Fee
von diesem Schloß,

und meine Macht ist groß.
Ringsum sind all die schönen Hügel
und Auen mein; und geht
noch etwas ab,
so schaffts mein Zauberstab;
Jung bin ich, wie ihr seht,
und, wenn mein Spiegel
mich nicht belügt,
nicht ohne Grund mit meiner
Gestalt vergnügt;
Kurz, Herr, ich weiche keiner
in allem was ein Mann
bey einem Weib zu finden wünschen kann!
und eine Gabe
die ich voraus vor andern habe,
ist diese: Wie ich bin
so werd ich immer seyn —
Und doch — so will's des Schicksals Eigensinn —
ist, wenn Ihr drauf besteht, nichts mein
von allem was ich bin;
Kurz (setzte sie hinzu, mit einem Blick
der einen Stein
zu rühren fähig war) mein Glück,
mein Leben selbst steht nun bey Euch allein.

Erklärt mir dieses Räthsel (spricht
der Ritter) ich versteh Euch nicht.

„So hört! Mein Vater, ein Druid,
und großer Zaubrer, als er schied
ließ keinen Erben hinter sich
als meine Schwester nur
und mich.
Das Schwesterchen war schön

gebohren; aber — ich —
Herr, die Natur
empöret sich
so etwas zu gestehn —
Errathet's selbst! — Der Alte, mich
nach Möglichkeit zu trösten, gab
mir dieses Schloß, mit allen seinen Schätzen,
und seinen Zauberstab,
vermeinte jenen Mangel mir
dadurch gar reichlich zu ersetzen:
Hingegen ihr
vermacht' er nichts von aller seiner Haabe
als nur das Feenthier
das Euch hieher gebracht, und seinen Zaum.
Allein an diesem Zaum
hängt eine Gabe
von größerm Werth als eine ganze Welt.
Der Zaum erhält
die ihn besizt bey ewigschöner Jugend,
und ist sie nicht schon wohlgestalt
so macht er sie dazu.
Und nun, ermesset selbst — in einem Nu
ists calculirt, Herr Ritter — ew'ge Jugend
und ew'ger Reiz! — Was ist die Allgewalt
des Zauberstabs, verglichen mit der Tugend
des Wunderzaums? Was nüzt
mir sonder ihn
dies Schloß und alles Gold, wovon es blizt?
Die Folgerung, mein Herr, ist leicht zu ziehn.
Ich war so klug —
und that was alle Weiber thäten
an meinem Plaz —
Die Jungfer Schwester ist für sich schon hübsch genug,

Nicht ohne Pein
muß unser Ritter schon
sich zwingen
die Nacht hier zuzubringen.
Man räumt das schönste Zimmer
vom Schloß ihm ein.
Da glänzt im reichen Schimmer
ein Bette, wie ein Thron.
Herr Gawin schickt die Knaben,
die ihn geleitet haben,
und bleibt allein.
Flugs trippeln euch Drey oder Vier —
Sylphiden
durch eine Seitenthür
zu ihm herein,
in Anzug und Gestalt verschieden,
doch alle jung und frisch.
Die erste sezt in goldner Schaale
den Schlaftrunk auf den Tisch;
die zwote hält ihm ein Lavor
von Silber und ein Handtuch vor;
drauf schürzen sich die andern beyden
ihn auszukleiden.

Ins Ohr gesagt — die Dirnen waren
zum Mahlen schön,
von schwarzen Augen, gelben Haaren
und Arm und Fuß so fein —
Man kann's aus Elfenbein
nicht schöner drehn.
Die Absicht leuchtet ein
warum der Mohr sie schickte;
und nehmt dazu, daß sie

ein Nachtkleid schmückte,
wodurch man ohne Müh
bald dies bald das erblickte,
wornach man gerne schielt;
und dann das große seidne Bette
stets im Prospekt — Ihr fühlt
was alles dies bey manchem Ehrenmann
für Folgen hätte. —

Herr Gawin war ein eigner Mann;
er sagte nichts; ließ sich, so lang es ihnen
gefällig war, mit großem Ernst bedienen,
und öfnet drauf die Thür.
„Die Jungfern (spricht er) werden mir
zu meinem Zaum wohl nicht verhelfen können;
die Hitze war heut scharf —
ich will die Ruh
euch länger nicht mißgönnen —
Bon soir! — und, wenn ich bitten darf,
die Thüre zu! „

Als nun der Tag gekommen,
steht Gawin auf und wapnet sich;
der Ries' erscheint; das Frühstück wird genommen,
„und nun, Herr Schloßvogt, laß ich mich
„nicht länger gecken;
„Den Zaum, mit einem Wort,
„und wieder fort! „

Von Herzen gern,
(erwiedert ihm der schwarze Holofern)
nur muß ich Euch entdecken,
die Sache hängt an einer Kleinigkeit,

zu der
Ihr, wenn's beliebt, vorher
gehalten seyd. „

„Was ists? Heraus
damit! nur kurz und klar! „

Nichts, als — um einen Kopf
mich kürzer als ich bin zu machen.
Nun macht bey unser einem zwar
ein Kopf
so viel nicht aus:
Allein — Ihr werdet meiner lachen —
wie jeder Potentat
so seine Grillen hat —
der Schopf, mein Herr, der Schopf
der gienge mit,
und den zu missen,
kann ich mich dato nit
entschliessen.

„Herr Schäcker (ruft voll Ungeduld
der Degen) weil nun doch für meine Sündenschuld
mit einem Thier
wie du herum mich zu scharmützeln
mein Schicksal ist, hör' auf mich zu bewitzeln,
und sieh dich für! „

Der Heyde schreyt:
„Nun, wenn's denn gelten soll,
so nimm! „ —
Es war ein Streich, so ungestümm,
daß, traf er voll,
den ganzen Streit

zu enden
kein zweyter nöthig war.
Doch Gawin wußte sich aufs Haar
so schnell zu wenden,
daß ihm die Keule nur
ein wenig grob am Schulterblatt
herunter fuhr;
und eh der Goliath
den Arm zurückzieht, faßt
mein Ritter kräftiglich mit beyden Händen
sein gutes Schwerdt, und haut, wie einen Ast
vom Baum, die Hand zusammt der Keule
auf Einen Hieb dem Pocher ab.

Das Unthier flieht mit gräßlichem Geheule,
ihm wird für seinen Schädel bang,
und, ihn so lang
er kann zu sparen,
versucht er's wie vor Jahren
der Fluß
Achelous,
der (wie aus euerm Hederich
Euch noch erinnerlich)
einst mit Alciden
um Dejanira rang.
Er hoft den Gegner zu ermüden,
indem der Streit
in tausendfalten
stets schrecklichern Gestalten
sich ohne Rast erneut.
Drey lange Morgenstunden kämpft
Herr Gawin so;
zwar immer Sieger,

doch

doch nie des Sieges froh.
Denn, ist sein Feind als Einhorn oder Tyger
beynah gedämpft,
flugs steht er als Hyäne
schon wieder da,
und blökt drey Reyhen Zähne
wie Büffon keine sah.
Bey allem dem behielt
der Ritter Muth,
zielt immer seinem Feind nur nach dem Kopf,
und zielt
zulezt so gut,
daß, wie der Unhold eben
zum Greiff sich log,
sein Kopf
zusamt dem Schopf
auf dreyßig Schritte flog.

Man hört den Grund
von seinem Fall erbeben,
als stürzt' ein Berg
in einen tiefen Schlund;
und wie Herr Gawin um sich sah,
weg waren Ries' und Greiff, und ein Gezwerg
stund vor ihm da,
der bückte sich und sprach:
„Gott geb Euch langes Leben
Herr Ritter, folgt mir nach;
die Frau vom Schloß läßt Euer Gnaden
zur Tafel laden.„

Dem Ritter räth nach solcher Motion
sein leerer Magen

die Invitation
nicht auszuschlagen.
Er folgt dem Ganymed
in einen Saal,
wo schon ein köstlich Mahl
für Zwey gerüstet steht;
und eh' er's recht in Augenschein
genommen,
tritt eine schöne Frau herein,
macht ihren Knicks
und heißt den Herrn willkommen.

Mein Paladin, wiewohl er sonst so leicht
nicht Feuer fieng, blieb sprachlos vor ihr stehen;
Ihm däucht
gleich ersten Blicks,
was schöners hab er nie gesehen.
Beschreiben läßt sich, wie Ihr wißt,
kein Ding das — unbeschreiblich ist;
drum sag ich nichts als — alles was er sah
war hoch zu loben,
und noch zum Ueberfluß
durch jede schlaue Kunst erhoben,
die sonst den Reiz ersetzen muß;
Kurzum, die Dame stund so ganz
wie eine Göttin da,
daß unser Mann, vor so viel Glanz
sogleich nicht wußte
wie ihm geschah,
und bis er seine Anred' fand
wohl dreymal husten mußte.
Doch faßt er sich zuletzt, küßt eine Hand
so weich als Pflaum,

und weißer als der Schnee;
und spricht: Verzeiht mir, schöne Fee,
ich bitt — in Unterthänigkeit —
um meinen Zaum.

„Davon zu sprechen hat's noch Zeit„
versezt die Dam' — Es ist nur fürs Vergessen
erwiedert Gawin ihr —
Sie spricht: „sezt euch zu mir
mein Herr, ihr habt das Mittagessen
heut wohl verdient.„

Für diesesmal erkühnt
der Biedermann sich nicht
noch stärker anzuhalten,
doch legt er sein Gesicht
in weise Falten,
und nimmt sich vor, wiewohl er gegenüber
der Schönen sizt, sein schwarzes Augenpaar
so selten aufzuheben
als möglich war.

Die Dame schien vom blossen Duft zu leben,
nach Götterart.
Zusehends ward
ihr Ansehn trüber,
die Rosenwange blaß,
das Auge naß,
und unterm leichtgewebtem Flor
schlug sichtbarlich ihr Herz hervor.
Allein, Herr Gawin — aß
und merkte Nichts. Nach einer Weile
verändert sie

die Batterie,
wird lebhaft, reizend — kurz, verbraucht
auf einmal alle Pfeile
die Amors Hinterlist
in Nektar taucht.
„Und Gawin?„ — Gut! der ißt
und trinkt für Zwey,
läßt sichs recht wohl behagen,
vergißt
jedoch das Hauptwerk nicht dabey,
denn kaum
daß man den Nachtisch aufgetragen,
so stimmt er schon sein altes Liedchen an:
Madam, der Zaum!

Mit unverhaltnem Schmerz
fährt jene wild heraus:
„Grausamer Mann!
was hab ich dir gethan?
Du siehst so fromm und bieder aus,
und hast ein Herz
das meinen Tod verlangen kann?„

„Wie, Dame? euern Tod? —
Ihr sprecht im Traum!
Ich will ja nichts, bey Gott!
als meinen Zaum!„

„Ihr wißt, versezt sie, wie ich seh,
nicht was Ihr wollt — Wohlan,
so hört mich an!
Ich bin die Fee
von diesem Schloß,

und meine Macht ist groß.
Ringsum sind all die schönen Hügel
und Auen mein; und geht
noch etwas ab,
so schaffts mein Zauberstab;
Jung bin ich, wie ihr seht,
und, wenn mein Spiegel
mich nicht belügt,
nicht ohne Grund mit meiner
Gestalt vergnügt;
Kurz, Herr, ich weiche keiner
in allem was ein Mann
bey einem Weib zu finden wünschen kann!
und eine Gabe
die ich voraus vor andern habe,
ist diese: Wie ich bin
so werd ich immer seyn —
Und doch — so will's des Schicksals Eigensinn —
ist, wenn Ihr drauf besteht, nichts mein
von allem was ich bin;
Kurz (sezte sie hinzu, mit einem Blick
der einen Stein
zu rühren fähig war) mein Glück,
mein Leben selbst steht nun bey Euch allein.

Erklärt mir dieses Räthsel (spricht der Ritter) ich versteh Euch nicht.

„So hört! Mein Vater, ein Druid,
und großer Zaubrer, als er schied
ließ keinen Erben hinter sich
als meine Schwester nur
und mich.
Das Schwesterchen war schön

gebohren; aber — ich —
Herr, die Natur
empöret sich
so etwas zu gestehn —
Errathet's selbst! — Der Alte, mich
nach Möglichkeit zu trösten, gab
mir dieses Schloß, mit allen seinen Schätzen,
und seinen Zauberstab,
vermeinte jenen Mangel mir
dadurch gar reichlich zu ersetzen:
Hingegen ihr
vermacht' er nichts von aller seiner Haabe
als nur das Feenthier
das Euch hieher gebracht, und seinen Zaum.
Allein an diesem Zaum
hängt eine Gabe
von größerm Werth als eine ganze Welt.
Der Zaum erhält
die ihn besizt bey ewigschöner Jugend,
und ist sie nicht schon wohlgestalt
so macht er sie dazu.
Und nun, ermesset selbst — in einem Nu
ists calculirt, Herr Ritter — ew'ge Jugend
und ew'ger Reiz! — Was ist die Allgewalt
des Zauberstabs, verglichen mit der Tugend
des Wunderzaums? Was nüzt
mir sonder ihn
dies Schloß und alles Gold, wovon es blizt?
Die Folgerung, mein Herr, ist leicht zu ziehn.
Ich war so klug —
und that was alle Weiber thäten
an meinem Platz —
Die Jungfer Schwester ist für sich schon hübsch genug,

zu der
Ihr, wenn's beliebt, vorher
gehalten seyd. „

„Was ists? Heraus
damit! nur kurz und klar! „

Nichts, als — um einen Kopf
mich kürzer als ich bin zu machen.
Nun macht bey unser einem zwar
ein Kopf
so viel nicht aus:
Allein — Ihr werdet meiner lachen —
wie jeder Potentat
so seine Grillen hat —
der Schopf, mein Herr, der Schopf
der gienge mit,
und den zu missen,
kann ich mich dato nit
entschließen.

„Herr Schäcker (ruft voll Ungeduld
der Degen) weil nun doch für meine Sündenschuld
mit einem Thier
wie du herum mich zu scharmützeln
mein Schicksal ist, hör' auf mich zu bewitzeln,
und sieh dich für! „

Der Heyde schreyt:
„Nun, wenn's denn gelten soll,
so nimm! „ —
Es war ein Streich, so ungestümm,
daß, traf er voll,
den ganzen Streit

zu enden
kein zweyter nöthig war.
Doch Gawin wußte sich aufs Haar
so schnell zu wenden,
daß ihm die Keule nur
ein wenig grob am Schulterblatt
herunter fuhr;
und eh der Goliath
den Arm zurückzieht, faßt
mein Ritter kräftiglich mit beyden Händen
sein gutes Schwerdt, und haut, wie einen Ast
vom Baum, die Hand zusammt der Keule
auf Einen Hieb dem Pocher ab.

Das Unthier flieht mit gräßlichem Geheule,
ihm wird für seinen Schädel bang,
und, ihn so lang
er kann zu sparen,
versucht er's wie vor Jahren
der Fluß
Achelous,
der (wie aus euerm Hederich
Euch noch erinnerlich)
einst mit Alciden
um Dejanira rang.
Er hoft den Gegner zu ermüden,
indem der Streit
in tausendfalten
stets schrecklichern Gestalten
sich ohne Rast erneut.
Drey lange Morgenstunden kämpft
Herr Gawin so;
zwar immer Sieger,

doch nie des Sieges froh.
Denn, ist sein Feind als Einhorn oder Tyger
beynah gedämpft,
flugs steht er als Hyäne
schon wieder da,
und blökt drey Reyhen Zähne
wie Büffon keine sah.
Bey allem dem behielt
der Ritter Muth,
zielt immer seinem Feind nur nach dem Kopf,
und zielt
zuletzt so gut,
daß, wie der Unhold eben
zum Greiff sich log,
sein Kopf
zusamt dem Schopf
auf dreyßig Schritte flog.

Man hört den Grund
von seinem Fall erbeben,
als stürzt' ein Berg
in einen tiefen Schlund;
und wie Herr Gawin um sich sah,
weg waren Ries' und Greiff, und ein Gezwerg
stund vor ihm da,
der bückte sich und sprach:
„Gott geb Euch langes Leben
Herr Ritter, folgt mir nach;
die Frau vom Schloß läßt Euer Gnaden
zur Tafel laden. „

Dem Ritter räth nach solcher Motion
sein leerer Magen

die Invitation
nicht auszuschlagen.
Er folgt dem Ganymed
in einen Saal,
wo schon ein köstlich Mahl
für Zwey gerüstet steht;
und eh' er's recht in Augenschein
genommen,
tritt eine schöne Frau herein,
macht ihren Knicks
und heißt den Herrn willkommen.

Mein Paladin, wiewohl er sonst so leicht
nicht Feuer fieng, blieb sprachlos vor ihr stehen;
Ihm däucht
gleich ersten Blicks,
was schöners hab er nie gesehen.
Beschreiben läßt sich, wie Ihr wißt,
kein Ding das — unbeschreiblich ist;
drum sag ich nichts als — alles was er sah
war hoch zu loben,
und noch zum Ueberfluß
durch jede schlaue Kunst erhoben,
die sonst den Reiz ersetzen muß;
Kurzum, die Dame stund so ganz
wie eine Göttin da,
daß unser Mann, vor so viel Glanz
sogleich nicht wußte
wie ihm geschah,
und bis er seine Anred' fand
wohl dreymal husten mußte.
Doch faßt er sich zuletzt, küßt eine Hand
so weich als Pflaum,

und weißer als der Schnee;
und spricht: Verzeiht mir, schöne Fee,
ich bitt — in Unterthänigkeit —
um meinen Zaum.

„Davon zu sprechen hat's noch Zeit„
versezt die Dam' — Es ist nur fürs Vergessen
erwiedert Gawin ihr —
Sie spricht: „sezt euch zu mir
mein Herr, ihr habt das Mittagessen
heut wohl verdient.„

Für diesesmal erkühnt
der Biedermann sich nicht
noch stärker anzuhalten,
doch legt er sein Gesicht
in weise Falten,
und nimmt sich vor, wiewohl er gegenüber
der Schönen sizt, sein schwarzes Augenpaar
so selten aufzuheben
als möglich war.

Die Dame schien vom bloßen Duft zu leben,
nach Götterart.
Zusehends ward
ihr Ansehn trüber,
die Rosenwange blaß,
das Auge naß,
und unterm leichtgewebtem Flor
schlug sichtbarlich ihr Herz hervor.
Allein, Herr Gawin — aß
und merkte Nichts. Nach einer Weile
verändert sie

die Batterie,
wird lebhaft, reizend — kurz, verbraucht
auf einmal alle Pfeile
die Amors Hinterlist
in Nektar taucht.
„Und Gawin?„ — Gut! der ißt
und trinkt für Zwey,
läßt sichs recht wohl behagen,
vergißt
jedoch das Hauptwerk nicht dabey,
denn kaum
daß man den Nachtisch aufgetragen,
so stimmt er schon sein altes Liedchen an:
Madam, der Zaum!

Mit unverhaltnem Schmerz
fährt jene wild heraus:
„Grausamer Mann!
was hab ich dir gethan?
Du siehst so fromm und bieder aus,
und hast ein Herz
das meinen Tod verlangen kann?„

„Wie, Dame? euern Tod? —
Ihr sprecht im Traum!
Ich will ja nichts, bey Gott!
als meinen Zaum!„

„Ihr wißt, versezt sie, wie ich seh,
nicht was Ihr wollt — Wohlan,
so hört mich an!
Ich bin die Fee
von diesem Schloß,

und meine Macht ist groß.
Ringsum sind all die schönen Hügel
und Auen mein; und geht
noch etwas ab,
so schaffts mein Zauberstab;
Jung bin ich, wie ihr seht,
und, wenn mein Spiegel
mich nicht belügt,
nicht ohne Grund mit meiner
Gestalt vergnügt;
Kurz, Herr, ich weiche keiner
in allem was ein Mann
bey einem Weib zu finden wünschen kann!
und eine Gabe
die ich voraus vor andern habe,
ist diese: Wie ich bin
so werd ich immer seyn —
Und doch — so will's des Schicksals Eigensinn —
ist, wenn Ihr drauf besteht, nichts mein
von allem was ich bin;
Kurz (sezte sie hinzu, mit einem Blick
der einen Stein
zu rühren fähig war) mein Glück,
mein Leben selbst steht nun bey Euch allein.

Erklärt mir dieses Räthsel (spricht
der Ritter) ich versteh Euch nicht.

„So hört! Mein Vater, ein Druid,
und großer Zaubrer, als er schied
ließ keinen Erben hinter sich
als meine Schwester nur
und mich.
Das Schwesterchen war schön

gebohren; aber — ich —
Herr, die Natur
empöret sich
so etwas zu gestehn —
Errathet's selbst! — Der Alte, mich
nach Möglichkeit zu trösten, gab
mir dieses Schloß, mit allen seinen Schätzen,
und seinen Zauberstab,
vermeinte jenen Mangel mir
dadurch gar reichlich zu ersetzen:
Hingegen ihr
vermacht' er nichts von aller seiner Haabe
als nur das Feenthier
das Euch hieher gebracht, und seinen Zaum.
Allein an diesem Zaum
hängt eine Gabe
von größerm Werth als eine ganze Welt.
Der Zaum erhält
die ihn besitzt bey ewigschöner Jugend,
und ist sie nicht schon wohlgestalt
so macht er sie dazu.
Und nun, ermesset selbst — in einem Nu
ists calculirt, Herr Ritter — ew'ge Jugend
und ew'ger Reiz! — Was ist die Allgewalt
des Zauberstabs, verglichen mit der Tugend
des Wunderzaums? Was nüzt
mir sonder ihn
dies Schloß und alles Gold, wovon es blizt?
Die Folgerung, mein Herr, ist leicht zu ziehn.
Ich war so klug —
und that was alle Weiber thäten
an meinem Platz —
Die Jungfer Schwester ist für sich schon hübsch genug,

sie hat des Zaumes nicht vonnöthen;
und fodert sie Ersatz?
Hier ist mein ganzer Schatz!
ich will ihr Alles geben,
den Zaum nur laß sie mir;
wer den mir nimmt, nimmt mir das Leben!
Und ihr, Herr Ritter, könntet Ihr
Euch selber solchen Mord vergeben?
O, lieber bleibet hier!
Ihr habt der Abentheuer
genug bestanden — bleibet hier,
und theilt des Zaumes Frucht mit mir,
was ich besitz und bin — ist Euer! „

Herr Gawin küßt der Dame dankbarlich
die Hand und spricht:
„Auf welche Seite
die Billigkeit sich neig' in diesem Schwestern-Streite,
das ist ein Punkt, womit ich mich
nicht gern befasse;
ich lasse
die Frag in statu quo;
und habt Ihr Unrecht nach der Schärfe,
so werfe
die Frau, die um den Zaum nicht eben so
zu fressen fähig wäre,
den ersten Stein auf euch!
Allein dies alles gilt mir gleich;
Der große Punkt ist — Gawins Ehre
steht auf dem Spiel!
Den Zaum zu holen
ward mir befohlen,
ich gab mein Wort — das ist so viel

als

als hätt ich tausend Leben
zum Pfand gegeben.
Des Zaumes wegen kam ich an,
und was ich that, ward um den Zaum gethan.
Ist Jemand, der ihn mir an Eurer Stelle
noch streitig machen will,
Ries' oder Krokodill
und Teufel aus der Hölle,
so komm er her! — Wo nicht
so küß' ich eures Rockes Saum,
und — fodre meinen Zaum.

Die Dame ruft mit glühendem Gesicht
und einem lauten Schrey:
So bringt ihm seinen Zaum herbey!
Ab geht der Zwerg — Die Dame wendet sich
und weinet bitterlich —
Der Zwerg kommt wieder,
beladen mit der goldnen Last,
und wirft sie vor dem Ritter nieder.
Der faßt
mit beyden Händen stracks die wohlverdiente Beute,
kehrt drauf sich nach der Frau — allein
die hatte sich indessen auf die Seite
gemacht. Von ihm gesehn zu seyn
wär' ärger jezt als Todespein;
Denn ach! verschwunden ist bereits,
fataler Zaum, mit dir — ihr ganzer Reiz!
Mein Ritter, ohn' ein Wort zu sagen,
eilt nach dem Stalle, zäumt sein Thier,
(das, närrisch schier
vor Freude seinen Schmuck zu tragen,
bis an die Decke springt)

und schwingt
sich auf, und fliegt mit seinem Zaum
so leicht davon, daß auf der grünen Erden
des Grases Spitzen kaum
gebogen werden.

Der Dame wird nach ihres Zaums Verlust
die weite Welt zum dumpfen Kerker;
sie rauft ihr Haar, zerkrazt sich Wang und Brust,
läuft hin und her, kommt endlich in den Erker
und sieht,
entsetzliches Gesicht!
Den Mann, der ihren Reiz entführt,
sieht wie er flieht —
erträgt den Anblick nicht.
Das arme Weib verliehrt
vor Wuth und Schmerz
die Sinnen ganz, und — was sie that,
nachdem's der Reim euch schon verrathen hat,
verdrießt mich euch zu sagen:
Denn, macht nicht, ohne was zu wagen,
der Dummste stracks ein witziges Gesicht,
und wettet was man will, es folg: und sticht
sich einen Dolch ins Herz.

Herr Gawin auf dem Rückweg fand
nichts bis nach Artus Hof als schönes ebnes Land;
Von Fluß und Brücke, Schlangenthal
und Löwenwald kein Wort!
Die waren allzumal
verschwunden!
Kurz, ruhig trabt er fort
und langt in wenig Stunden

zu Cardigan
bey seinem — Liebchen an.
Die hatte kaum aus seiner tapfern Hand,
im Angesicht
des Hofs, der rings um beyde stand,
den Zaum empfangen,
so glänzt' um ihre Wangen
ein neues Licht.
Sie war vorher schon hübsch zu nennen,
doch itzt vor lauter Schönheit kaum
noch zu erkennen.
Die Damen und die Ritter sahn
Sie neidisch — Ihn mit Mißgunst an.
Herr Gawin dessen lacht;
Komm, Liebchen, spricht er, laß uns wandern,
nimmt flugs mit einer Hand den Zaum,
das Mädchen mit der andern,
und gute Nacht!

W.

II.

Gedanken über die Ideale der Alten.

(Veranlaßt durch das Vierte Fragment im 3ten Bande der Lavaterischen Physiognom. Fragm.)

I.

Sobald ein Menschensohn über einen speculativen Gegenstand, der sich weder ausrechnen noch ausmessen läßt, spricht — so kann er weiter nichts

thun, als seine Meynung davon sagen; sagen, wie die Sache ihm vorkömmt, und (wofern er's kann) warum sie ihm so vorkömmt. Diese seine Meynung ist dann das Resultat seiner individuellen Art zu denken, seiner Empfindungen, Erfahrungen, Wahrnehmungen, meistens auch (er mag sich dessen nun bewußt seyn, oder nicht) andrer vorgefaßten Meynungen, Lieblings-Ideen, und unfreywilliger Neigung und Tendenz der Seele nach einem gewissen Punkt, auf den sich, mehr oder weniger, alle seine Vorstellungen beziehen. Alles kömmt dann darauf an — wie gut er den Gegenstand kennt — ob er ihn auch nah und lange und oft genug — von mehr als einer Seite — in mehr als einem Lichte — erhizter und flüchtiger, oder kälter und gelassener — mit mehr oder weniger zur Sache erfoderlicher Hülfskenntniße — mit mehr oder weniger Scharfsinn — Behutsamkeit — Ueberlegung — betrachtet hat. Es kann ihm begegnen — aus sehr richtigen Grundsätzen zu viel zu schließen — oder es kann ihm, bey dem größten Scharfsinn, bey den nettesten Begriffen, an einem einzigen Dato fehlen, wodurch seine ganze Gedankenrechnung unrichtig wird. — Kurz, er kann auf unzählige Art der Wahrheit verfehlen — wie beynahe immer und in allen Dingen das Loos aller Sterblichen ist. Genug, er hat seine Meynung gesagt, er glaubt (wie natürlich) Recht zu haben, und das übrige soll ihn nichts kümmern.

Denn

Denn es ist nicht halbsoviel daran gelegen, als Viele sich einbilden,

ob Scaramutz, ob Scapin besser tanze:

Und wenn wir auch, indem wir selbst irre gehn, Andre mit uns irre führen — sind wir nur bona fide zu Werke gegangen, was thuts? Warum giengen die Leute nicht ihrer eignen Nase nach? Wer heißt sie sich um andrer Leute Meynungen bekümmern? Was kann ein Mann unschuldigers thun als seine Meynung sagen? Folget denn gleich daraus, daß ihr ihm Recht geben müßt? — Aber gewöhnlich hat es mit dem Rechtgeben auch nicht soviel auf sich, als man denkt. Denn meistens sind unter hundert, die einem Autor Recht geben, funfzehn bis zwanzig, die es bloß darum thun, weil sie finden, daß der Autor Ihrer Meynung ist; und die übrigen achtzig intereßiert die ganze Sache so wenig, daß es ihnen ganz gleichviel ist, was darüber gesagt wird, und ob Hans oder Heinz Recht hat; und so halten sie es dann, Bequemlichkeit halber, immer mit dem der am lautsten schreyt, oder den stärksten Trumpf drauf sezt, oder zulezt gesprochen hat.

Es giebt zwar auch eine Art von Lesern, die einem Autor zuweilen das Compliment machen: sie seyen klüger durch ihn geworden — und damit Wahrheit zu sagen glauben. Das ganze Geheimniß aber ist: daß er ihnen die Mühe erspart hat, aus

bloßer

bloßer eigner Kraft von einem Gedanken entbunden zu werden, der schon in ihrer Seele lag, und vielleicht über kurz oder lang auch ohne ihre Hülfe zum Vorschein gekommen wäre. Daß er ihnen nun, mit so wenig Müh und Schmerzen auf ihrer Seite, den Hebammendienst gethan, sie einer Seelenbürde zu entledigen, wovon sie sich öfters, ohne recht zu wissen was es war, gedrückt gefühlt hatten — und die sie nun gleichwohl, da sie neugebohren auf ihrem Schoos liegt, als ihr eigen Fleisch und Blut betrachten — das muß ihnen nothwendig angenehm seyn. Und so erkennen es denn auch die Gutherzigen unter ihnen mit allem Dank, wenigstens unter vier Augen: im Grund aber könnten sie sich den Dank mit gutem Gewissen ersparen. Denn der Mann, der ihnen besagten Dienst gethan, hat seinen Lohn dahin, da er das Vergnügen hat, daß sie seiner Meynung sind; welches etwas ist, das Niemanden — der nicht wie Robinson Crusoe allein in einer Insel lebt — ganz gleichgültig seyn kann.

Ich bin also im Begriff die Gefahr auch zu lauffen, und über eine Sache — die zwar nicht ganz unerheblich ist — aber doch mit dem Besten der Kirche und des Staats, den guten Sitten, und dem Flor und Aufnahm unsers lieben Vaterlandes, auch gemeiner Menschheit überhaupt, nur in einer gar entfernten Beziehung steht — meine Meynung hö-
'u lassen. Ehmals

Ehmals mußte man in solchen Fällen, um seine Bescheidenheit zu manifestiren, sagen, — meine wenige — oder meine unmaßgebliche Meynung. Nachdem aber heutigstags Gottlob! nun jedermann weiß, daß ein Mann nicht leicht etwas thun kann, das weniger wäre, als seine Meynung über etwas zu sagen; und nachdem es mit dem Vorurtheil des Ansehens dahin gediehen ist, daß selbst Kinder und Säuglinge sich aus der Autorität und Maasgabe ihrer Aeltern und Bessern gerade so viel machen als aus einer hohlen Nuß: so braucht es keiner solchen Beywörter mehr, und man sagt, ohne ein dergleichen Salva venia vorauszuschicken, seine Meynung worüber man will — und so gut man's versteht; ohne daß es eben viel zu bedeuten hätte, oder die Welt nur halb so viel Notiz davon nähme, als die Herren Autoren sich gemeiniglich einbilden.

Ich habe gleich auf der Ueberschrift dieses Aufsatzes bekannt, daß er durch das 4te Fragment in dem 3ten Theil des Physiognomischen Werkes veranlaßt worden. Hr. L. hat in diesem Fragment eine Meynung über die Ideale der Alten vorgetragen, die mir das Problem weder ganz noch richtig aufzulösen scheint; und der Recensent des besagten Buches (in gegenwärtigem Stücke des T. M.) hat, ohne ihm hierinn völlig beyzupflichten, sich doch in der Kürze nicht völlig so erklärt, daß ich seine Be-

rich-

bloßer eigner Kraft von einem Gedanken entbunden zu werden, der schon in ihrer Seele lag, und vielleicht über kurz oder lang auch ohne ihre Hülfe zum Vorschein gekommen wäre. Daß er ihnen nun, mit so wenig Müh und Schmerzen auf ihrer Seite, den Hebammendienst gethan, sie einer Seelenbürde zu entledigen, wovon sie sich öfters, ohne recht zu wissen was es war, gedrückt gefühlt hatten — und die sie nun gleichwohl, da sie neugebohren auf ihrem Schoos liegt, als ihr eigen Fleisch und Blut betrachten — das muß ihnen nothwendig angenehm seyn. Und so erkennen es denn auch die Gutherzigen unter ihnen mit allem Dank, wenigstens unter vier Augen: im Grund aber könnten sie sich den Dank mit gutem Gewissen ersparen. Denn der Mann, der ihnen besagten Dienst gethan, hat seinen Lohn dahin, da er das Vergnügen hat, daß sie seiner Meynung sind; welches etwas ist, das Niemanden — der nicht wie Robinson Crusoe allein in einer Insel lebt — ganz gleichgültig seyn kann.

Ich bin also im Begriff die Gefahr auch zu lauffen, und über eine Sache — die zwar nicht ganz unerheblich ist — aber doch mit dem Besten der Kirche und des Staats, den guten Sitten, und dem Flor und Aufnahm unsers lieben Vaterlandes, auch gemeiner Menschheit überhaupt, nur in einer gar entfernten Beziehung steht — meine Meynung hören zu lassen.

Ehmals

Ehmals mußte man in solchen Fällen, um seine Bescheidenheit zu manifestiren, sagen, — meine wenige — oder meine unmaßgebliche Meynung. Nachdem aber heutigstags Gottlob! nun jedermann weiß, daß ein Mann nicht leicht etwas thun kann, das weniger wäre, als seine Meynung über etwas zu sagen; und nachdem es mit dem Vorurtheil des Ansehens dahin gediehen ist, daß selbst Kinder und Säuglinge sich aus der Autorität und Maasgabe ihrer Aeltern und Bessern gerade so viel machen als aus einer hohlen Nuß: so braucht es keiner solchen Beywörter mehr, und man sagt, ohne ein dergleichen Salva venia vorauszuschicken, seine Meynung worüber man will — und so gut man's versteht; ohne daß es eben viel zu bedeuten hätte, oder die Welt nur halb so viel Notiz davon nähme, als die Herren Autoren sich gemeiniglich einbilden.

Ich habe gleich auf der Ueberschrift dieses Aufsatzes bekannt, daß er durch das 4te Fragment in dem 3ten Theil des Physiognomischen Werkes veranlaßt worden. Hr. L. hat in diesem Fragment eine Meynung über die Ideale der Alten vorgetragen, die mir das Problem weder ganz noch richtig aufzulösen scheint; und der Recensent des besagten Buches (in gegenwärtigem Stücke des T. M.) hat, ohne ihm hierinn völlig beyzupflichten, sich doch in der Kürze nicht völlig so erklärt, daß ich seine Be-

rich-

richtigung dessen, was mir in jenem Fragment irrig scheint, für hinlänglich halten könnte. — Ich fühle die Schwierigkeit über so verwickelte Fragen etwas Bestimmtes und Wahres zu sagen; ich verspreche aber auch nichts als die Ursachen anzugeben, warum ich mir von den Idealen der Alten und ihren Ursachen einen andern Begriff mache. Da ich alles was wie Disputiren aussieht tödtlich hasse, so wird hier immer nur von den Sätzen, habe sie gesagt wer will, nie von dem Manne der sie vorgetragen, die Rede seyn. Niemand kann die Vorzüglichkeit der Gaben des Hrn. L. stärker fühlen als ich — Aber dies darf hier keinen Einfluß haben. — Oeffentliche Komplimente von Schriftstellern gegen einander sind dem Publico anstößig, und machen immer einen fatalen Effekt. Also nichts dergleichen, so sehr ich den wunderbaren Mann liebe, und, in tausend andern und wichtigern Dingen, seinen tiefern Blick, sein innigeres Gefühl, und überhaupt sein höheres Maas von Kräften ehre. Ich sage — nichts von Komplimenten! — Denn auch die gefühltesten und wärmesten Ergießungen der Freundschaft und Liebe bekommen, so bald sie durch die Druckerpresse gegangen sind, in den Augen der Welt, die daran weder Theil nehmen kann noch will, diesen häßlichen Schein; und es ist besser, däucht mich, auch hierinn bösen Schein meiden, als sich heroisch über die widrige Würkung hinanssetzen, die so etwas (wie man

mit

mit der größten Gewißheit vorhersehen kann) auf die Welt machen wird. Kurz, wenn es seit einiger Zeit aus der Mode gekommen seyn sollte — so muß es wieder Mode werden — daß einer des andern Begriffe und Meynungen bestritten, oder das Gegentheil behaupten dürfe, ohne sich zu bekümmern, ob dieser Andre ein großer oder kleiner Mann, Freund oder Feind, ein Teutscher oder ein Wahle ist; und dies freylich ohne Unbescheidenheit und Sarkasmen, Nasenrümpfen, Trotz und Uebermuth, aber auch ohne alle Augenblicke die Eigenliebe des Andern zu tätscheln, zu streicheln und zu krabbeln, und just so eine Miene zu machen, als ob sich ein Mann nothwendig für beleidigt halten müsse, wenn wir voraussetzen, daß er — nicht unfehlbar sey.

II.

Ich bin nicht belesen genug, um zu wissen, ob unter den unzähligen weisen Leuten, die seit viertausend Jahren über göttliche und menschliche Dinge — radottiert haben, nicht schon einer gewesen ist, der à priori bewiesen hat:

„daß die menschliche Gestalt unter allen möglichen Gestalten die schönste sey.“

Sollt' es aber schon geschehen seyn, oder noch künftig geschehen, so hätte der Mann, der sich dieses Ver-

Verdienst um die Menschheit gemacht hat, oder dereinst noch machen wird, meines Erachtens weiter nichts damit gethan, als — was Swift den edeln Huynhnhnm thun läßt, der dem armen gedemüthigten Tropf Gulliver in die Zähne beweißt:

„daß die Pferdegestalt unendlichmal schöner und vollkommner sey als die menschliche.„

Was indessen niemand zu läugnen begehren wird, ist dies: daß es uns Menschen, vor der Hand, noch immer unmöglich geblieben ist, eine schönere Gestalt — wenigstens eine die uns schöner vorkäme — zu erfinden als die Gestalt unsrer eignen Gattung. Und das ist für unsern Hausbrauch genug.

Aber so ausgemacht dies ist, so wenig kann, glaube ich, auf der andern Seite geläugnet werden: daß schwehrlich jemals ein einzelner Mensch, Mann oder Weib, in so hohem Grade schön gewesen sey, daß seine Gestalt, Stückweise oder im Ganzen, nicht immer noch schöner als sie war hätte gedacht werden können; oder, daß er nicht immer Ursache gehabt hätte, zu befürchten, es könnte unversehens ein Schönerer kommen und ihn im Besitz seines vermeynten Vorzugs stören.

Mir däucht dieser Satz so äußerst wahrscheinlich, daß ich beynahe versucht werden könnte, mich hier eines

eines Ausdrucks des Hrn. L. zu bemächtigen, und zu fragen: „eine Wahrheit von so Millionenfachen Beweisen — darf sie ohne Unverschämtheit — darf sie im Ernst in Zweifel gezogen werden?„ — wofern ich dergleichen Lebhaftigkeiten in Untersuchungen, wo es immer ein Unglück ist gar zu warm zu werden, für anständig hielte.

In der That, was kann man von dem Zusammenfluß aller dieser unzähligen physischen und sittlichen Ursachen, die vom Augenblick der Zeugung an bis zum Augenblick der Zerstörung von allen Seiten auf jeden Menschen losstürmen, anders erwarten, als daß die Anlage zur Schönheit in jedem Individuo mehr oder weniger dadurch angefochten werden müsse? Von diesen widrigen Einflüssen ist kein Klima, so wohlgemäßigt es sey, ist kein Sterblicher, so wohl gebohren und glücklich erzogen er sey, ausgenommen. Oder, wo ist das Land, worinn nur in zehn Jahren die Witterung nie unmäßig, die Luft nie mit schädlichen Dünsten und Saamen ansteckender Krankheiten angefüllt gewesen wäre? Wo ist der Mensch, dessen Organisation, Gesichtsbildung, Gesundheit und Stärke, von Mutterleibe an, nichts von auswärtigen Erschütterungen, nichts von der Ungnade der Elemente, nichts von ungesunder oder übermäßiger Nahrung, nichts von Krankheiten und zufälligen Beschädigungen, nichts von Zwang,

Druck, Uebertreibung und Ueberspannung, nichts von eignen und fremden Leidenschaften gelidten habe? Mit welcher Wahrscheinlichkeit ist zu erwarten, daß die unzählbaren Ursachen, wovon alle Augenblicke immer einige bereit sind, zum Nachtheil der Schönheit auf jeden einzelnen Menschen zu würken, sich jemals nur bey einem Einzigen, wie durch Abrede oder vorbestimmte Harmonie, zum Vortheil derselben vereiniget haben sollten? — Ein vollkommen schöner Mensch ist also — was alle vollkommne Dinge, außer dem der allein gut ist, sind — ein Abstractum, das nie existirt hat, nie existiren wird, und nie existiren kann.

Gesezt also auch, die alten Griechen wären zur Zeit, da die bildenden Künste unter ihnen blüheten, das schönste Volk unter der Sonne gewesen: so konnte ihnen doch kein Alcibiades, noch Phädrus, keine Lais, Phryne noch Glycera das Urbild vollkommner Schönheit darstellen.

Aber was für Ursache haben wir, von der Schönheit und Güte, von der Kalokagathie, der besagten Griechen eine so hohe Meynung zu hegen, um zu behaupten, sie seyen schönere und bessere Menschen gewesen als die heutigen Europäer?

Dies ist, was Hr. L. thut, um die Entstehung der sogenannten Griechischen Ideale begreiflich zu machen, und seine Schlußfolge ist diese:

„Wir

„Wir wollen vor der Hand als unstreitig annehmen: die Kunst habe nichts höhers, reiners, edlers erfunden und ausgearbeitet, als die alten Griechischen Bildsäulen aus der besten Zeit. Nun fragt sich: Woher kam das?

„Antwort: entweder — sie hatten höhere Ideale — imaginierten sich vollkommnere Menschen — ihre Kunstwerke waren bloß (man merke sich dies bloß!) neue Geschöpfe ihrer edeln Dichterkraft —

„oder — sie hatten eine höhere Natur um sich, und dadurch ward es ihnen möglich ihre Imagination so hoch zu stimmen — und solche Bilder darzustellen.

„Nun kann ein Mensch überall nichts ganz erschaffen; und jeder Künstler copiert seine Meister — die um ihn lebende Natur seines Zeitalters — sich selbst — kann aber doch die Natur selbst nie völlig erreichen?

„Schöne Werke der bildenden Kunst sind also immer ganz zuverläßig Siegel und Pfand — schönerer Natur.

„Weil also die alten Griechischen Künstler schönere Werke machten als die unsrigen,

„so waren die Griechen schönere Menschen, bessere Menschen, und das itzige Menschengeschlecht ist sehr gesunken. „

Diesem entgegen sage ich:

Das itzige Menschengeschlecht mag wohl sehr gesunken seyn (wiewohl dies, was Schönheit und Güte betrift, noch lange nichts ausgemachtes ist) aber das muß aus andern Gründen bewiesen werden.

Die alten Griechen, besonders im Jahrhundert Alexanders, waren weder schönere noch bessere Menschen als die heutigen Italiäner, Franzosen, Engländer, Teutschen, u. s. w.

Der Grund also, warum die Phidias, Alkamenes, Praxiteles, Lysippus, u. s. w. so schöne Bilder machten, war nicht weil sie von einer schönern Natur umgeben waren;

sondern es finden sich einige andre in facto gegründete Ursachen, welche diesen Effect sattsam begreiflich machen;

auch imaginirten sie sich nicht vollkommnere Menschen — sondern Heroen und Götter in Hülle menschlicher Gestalt; und dies sind eigentlich die hochgepriesnen Ideale, in der edelsten Bedeutung dieses Wortes darum so genannt,

weil der Künstler, der z. E. die Niobe, oder den Vaticanischen Apollo hervorbrachte, nicht nach einem vor ihm stehenden lebendigen Original, sondern nach einer in seinem Geist erzeugten, in seiner Phantasie schwebenden, Idee arbeitete;

und

und insofern, und weil nie ein Jüngling oder Weib sich anmaßen konnte, so schön, geschweige noch schöner seyn zu wollen, als dieser marmorne Apollo, diese marmorne Niobe, könnte man sagen, daß es neue Geschöpfe ihrer edeln Dichterkraft gewesen,

wiewohl zu glauben ist, daß es auch dem seichtesten Kopfe nie eingefallen sey, zu behaupten, daß sie von dem Künstler aus Nichts erschaffen worden; sondern freylich eine ewige Wahrheit bleibt: daß die Natur, wo nicht die Quelle, doch gewiß die Veranlassung — und überhaupt in allen Fällen das Vorbild (Typus) der menschlichen Ideen, obgleich nicht in jedem Falle das Urbild (Archetypon) der menschlichen Werke ist.

Wenn ich also von den sogenannten Idealen der gr. Künstler als dichterischen Werken oder Geschöpfen ihrer Imagination spreche, so ist die Meynung: daß einige ihrer Werke weder Kopien noch Karikaturen der im Einzelnen sie umgebenden Natur gewesen, sondern Nachbildungen von Urbildern, die außer ihrer Imagination (oder doch außer der Imagination des ersten Erfinders) nirgends in der Natur so dagewesen; und von diesen allein behaupte ich, daß sie einen Grad von

Schönheit, oder Größe und Majestät gehabt haben, dessen nie kein einzelnes menschliches Wesen sich rühmen können; behaupte aber auch,

daß, wie in allen menschlichen Dingen, so auch hier, ein Mehr und Weniger statt gefunden, und die Kunstwerke, die man gewöhnlich, mit zu weniger Unterscheidung, unter der Rubrik Ideale in Eine Masse zusammenwirft, von so verschiedener Beschaffenheit gewesen, daß diese Benennung nicht allen in einerley Bedeutung zukommen könne;

und glaube schließlich — als das Resultat von allem diesem — daß sich schwerlich ein Grund erdenken lasse, warum nicht auch neuere Künstler (ohne überhaupt eine schönere Natur um sich zu haben) eben so schöne — vielleicht noch schönere — Werke als die Alten sollten hervorbringen können, wenn sie nicht nur die nehmliche Gelegenheit und Freyheit hätten, die schönsten einzelnen Naturen ihrer Zeit zu beschauen, sondern — was eben so nöthig ist — auch die nehmlichen großen Bewegursachen und Antriebe, kurz, den ganzen Zusammenfluß von befördernden Umständen, von welchen die Imagination jener Alten emporgetragen und öfters zu einer Höhe aufgeschwungen worden, die sich unter weniger günstigen

Umstän-

Umständen nicht erreichen läßt. — Denn man kann nicht alles was man will, und thut daher wohl, wenn man nicht mehr will als man kann. —

Dies sind ungefehr die Hauptsätze, in welche die Folge meiner Gedanken über die Ideale der Alten eingeschlossen ist, und worüber ich nun denen, die fortzulesen Lust haben, genauere Rechenschaft geben werde.

III.

Ich habe einen so großen Begriff von den Vorzügen der alten Griechen, als nur irgend einer haben kann, der sich nicht gemeine Mühe gegeben hat, sie kennen zu lernen. Zu jener Zeit, da meine Imagination über Musarion und Agathon brütete, schwärmt' ich wohl selbst ein wenig über diesen Punkt. Allein, da die Einbildung, daß es Tugend sey sich in seinen Meynungen und Behauptungen immer gleich zu bleiben, mich nie verhindert hat, noch jemals verhindern soll, meine Begriffe von Menschen und menschlichen Dingen immer richtiger zu machen: warum sollt' ich nicht bekennen, daß die Griechen durch längere und genauere Bekanntschaft Vieles von ihren Vorzügen vor andern ältern und neuern Völkern in meinen Augen verlohren haben? Wenn ich Griechen sage, so ist die Rede weder von Homer noch Sophokles, weder von Sokrates noch Epami-

nondas — Diese und einige andre Griechen, die wir aus der Geschichte oder aus ihren Werken kennen, gewinnen freylich (wie alle in hohem Grade vortrefliche Menschen) je genauer man sie kennt, je länger man mit ihnen umgeht, je mehr man Gelegenheit hat sie mit andern zu vergleichen. — Aber hier ist die Rede von der Nation — von Atheniensern, Spartanern, Thebanern, Korinthiern, Phocäern u. s. w. und dies macht einen grossen Unterschied. Der Begriff von einem ganzen Volke ist ein unendlich zusammengesezter, unendlich verwickelter Begriff, wo man sich vor betrüglichen Abstractionen, falschen Inductionen, Verwirrungen der Zeiten und Orte, Schlüsse vom Einzelnen und Besondern aufs Allgemeine, und zwanzig andern Wegen die Wahrheit zu verfehlen, nicht genug hüten kann. Ich sehe die überspannte Meynung von der höhern körperlichen und sittlichen Vollkommenheit der Griechen bey Vielen als die zusammengesezte Würkung ganz verschiedner Ursachen an. Unter diesen leztern ist freylich die Vortreflichkeit der grossen Männer, die dieses Volk einst gehabt, wiewohl meistens verkannt und übel belohnt hat (*), und die Herrlichkeit der Genie- und

(*) Und auch bey diesen muß man nicht vergessen, daß wir sie, wie verklärte Geister und höhere Wesen, in einer Art von Glorie sehen, und in der Nähe, zumal wenn

und Kunstwerke, die sie uns hinterlassen haben, auch Eine. Aber — die Autorität großer Männer, die mit Enthusiasmus von ihnen gesprochen haben, — eine Autorität, die vielleicht nur in unsern Knaben-Jahren auf uns würkte, aber eben damals Eindrücke machte, die so leicht nicht wieder erlöschen — eine zu große, aus flüchtiger unvollständiger Kenntniß ihrer glänzenden Seite entsprungne Bewunderung — der Mangel eines besondern Studiums dessen, was sie von Homer an bis zu ihrem Rückfall in die Barbarey durch so mancherley Veränderungen und Stuffen der Abartung, gewesen sind — zuweilen auch die unvermerkt immer zunehmende Erhitzung eines feurigen Kopfs beym Vortrag einer Lieblingsmeynung, oder irgend eines Resultats einer solchen, da man fast immer mehr sagt als man sagen wollte, oder bey kälterm Blute gesagt zu haben wünschen möchte: Diese und andre Ursachen (die hier nicht entwickelt werden können) tragen wohl zuweilen auch das ihrige bey, wenn von den Griechen als Menschen von einer höhern Natur gesprochen wird. Ich wünschte aber wohl vor allen Dingen belehrt zu werden, welchem unter den griechischen Völklein es eigentlich gilt? ob Böotier, Arkadier, Megarer, Kreter,

 (Ae-

wenn wir in allerley bürgerlichen Verhältnissen mit ihnen gestanden wären, ganz anders gesehen haben würden.

(των Φρυδης, καλα θηρια etc.) auch darunter gemeynt sind? hauptsächlich aber, zu welcher Zeit die Griechen schönere and bessere Menschen waren, als die Menschen, von denen sich Michel-Angelo, Raphael, Rubens, Vandyk, u. s. w. umgeben sahen? Doch diese Frage beantwortet sich aus der Sache selbst. Die Künstler, von deren herrlichen Werken dieser Schluß auf die Herrlichkeit der sie umgebenden Natur gemacht wird, lebten alle kurz vor und bald nach den Peloponesischen Fehden, in der Zeit zwischen Perikles und Alexander. Die Menschen, die vor ihrer Zeit gelebt haben, und wenn sie auch Halbgötter gewesen wären, konnten auf die Phidias, Praxiteles, Lysippus u. s. w. keinen sonderlichen Einfluß haben — denn mit diesen hatten sie nicht gelebt, hatten sie nicht einmal in Bildnissen gesehen. Also müssen es denn ihre Zeitgenossen, d. i. die Zeitgenossen des Sokrates, Xenophons, Diogenes, gewesen seyn! — Wir wollen sehen.

Daß die Griechen überhaupt ein wohlgebildetes Volk, und schöne Personen unter ihnen nichts seltnes gewesen, läßt sich allerdings beweisen, und es läugnen zu wollen wäre würklich unverschämt. Aber womit man den historischen Beweis führen wollte, daß sie zu des Phidias oder irgend einer andern Zeit schöner gewesen als die Perser, Tscherkassen, Georgier, oder als die Römer, Gallier, Germanen, Britten,

ten, Normannen, ja selbst als die heutigen Italiäner, Engländer, Franzosen, Teutschen u. s. w. — davon weiß ich zur Zeit nichts. Selbst unter wohlgebildeten Völkern sind große Schönheiten immer selten. So mag es wohl bey den Griechen auch gewesen seyn; oder würden sie sonst über die Schönheit eines Alcibiades und Phädrus, einer Lais und Phryne so viel Lerms gemacht haben? Würde, wenn die Schönheit unter den Griechischen Weibern etwas sogar gemeines gewesen wäre, Alexander von dem Glanz der Persischen Frauen so geblendet worden seyn, daß er sie αλγηδονας οφθαλμων, Augenschmerzen, genennt hätte? (*) — Oder würde Lucian in seinen Bildern, wo er alle Bildhauer, Mahler und Dichter zu Hülfe ruft, um die Schönheit der Smyrnischen Panthea zu beschreiben, von dieser Frau als von einem Wunder reden? da sie doch am Ende, selbst in seiner eckstatischen Beschreibung, nichts mehr ist, als ein schönes Weib, wie man deren auch wohl dann und wann in Teutschland zu sehen bekommt. — Als ich zu Athen war (sagt Cotta in Cicerons Dialogen von der Natur der Götter (**) fand sich unter ganzen Heerden von Jünglingen kaum einer und der andere, der schön genennt werden konnte. — Die schönsten Gestalten, und das schönste Blut sah man unter den Jonischen

(*) Plutarch. in Alexandro. (**) Lib. I. cap. 20.

Jonischen Griechen; also nicht im Eigentlichen Gräcien, sondern in Asien. Smyrna, eine der Hauptstädte Joniens, war ihrer schönen Weiber wegen berühmt. Daher sagt der Smyrner, welchen Lucian bey dem Aufzug der schönen Panthea unter den gaffenden Zuschauern stehen läßt, mit patriotischer Jactanz zu seinem Nachbar: Sieh da, solche Schönheiten giebts nur zu Smyrna! — Ein gewisser Nymphodorus (der eine Reisebeschreibung durch Asien geschrieben, die nicht auf uns gekommen ist) versichert (nach einer Allegation beym Athenäus (*)) daß er in der ganzen Welt nirgends schönere Weiber angetroffen als zu Tenedos, einer kleinen Insel nahe bey Troja. Aber weder zu Smyrna noch zu Tenedos war jemals eine Mahlerschule. — Doch, es wäre Ueberfluß, den Satz, daß die Griechen überhaupt nicht schöner gewesen als eine Menge andrer Bewohner des gemäßigten Theils der Erdkugel, durch mehr Instanzen und Zeugnisse zu bestätigen. Die Sache spricht, däucht mich, von sich selbst. Woher sollt ihnen wohl diese hohe Schönheit gekommen seyn? Gesunde Luft, oder Leibesübungen und Bäder machen es doch allein nicht aus. — War ihre Sonne etwan wärmer und geistiger, oder ihre Luft milder als in den schönsten Provinzen von Frankreich, Italien und Spanien? War nicht ein

(*) Δειπνοσοφ. Libr. XIII. p. 609. E.

ein ziemlicher Theil von Griechenland rauher wenig fruchtbarer Boden? Waren ihre ersten Eichelnfressenden Vorfahren etwan Menschen von edlerer Art als die unsrigen? oder genossen die Griechen zu Perikles Zeiten etwan reinere und gesundere Nahrungsmittel als wir? Lebten sie von Ambrosia und Nektar? (*) Verderbte sich ihre Jugend nicht, wenigstens so sehr als die heutige, durch alle Arten von Ausschweiffungen? Bey welchem Volke wurden die von der schändlichsten und verderblichsten Gattung weiter getrieben? (**) Auch die Excesse der Tafel und das Trinken über Bedürfniß und Vermögen, das unsern biderben Vorfahren von den nüchternern Ultramontanen ehedem so sehr vorgeworfen wurde, gieng zu Sokrates Zeiten bey den eleganten Athieniensern so sehr im Schwange, daß der Weiseste unter den Weisen selbst einmal (und wer weiß ob nur dies einzigemal?) sich nicht erwehren konnte mit den Wölfen zu heulen, und über seine Mitzecher keinen andern Vortheil erhalten konnte, als daß er, während daß die übrigen weggetragen werden mußten, auf seinen eignen Füßen nach Hause taumel-

(*) Schweinfleisch, gesalzne Fische, Schaalfische, und allerley Arten von Kuchen waren die gemeinste Nahrung zu Athen.

(**) Wer daran zweifelt, kann sich vom Aristophanes belehren lassen.

kannelte. — Und können wir uns nicht aus dem Hippokrates belehren, daß (die Pocken ausgenommen) beynahe alle Krankheiten der heutigen Europäer, auch unter diesen angeblich schönern Menschen regiert, und den Aerzten so viel zu schaffen gemacht haben als bey uns?

Man könnte vielleicht sagen: die Griechen hätten diesen Vorzug der Schönheit wenigstens in der Zeit, da ihre Sitten und Lebensart noch reiner und einfältiger gewesen, behauptet. Aber es ist wider die Erfahrung, daß die Schönheit mit der Einfalt der Lebensart und Sitten in gleichem Verhältniß gehe. Wäre dies, so müßt' es nirgends schönere Menschen geben, als in den kleinern Schwäbischen Reichsstädten, wo beydes sich noch bis diesen Tag in hohem Grade erhalten hat. Ueberlingen, Wangen, Buchhorn, Bopfingen, Pfullendorf, u. s. w. müßten die großen Tempel der Schönheit und die Akademien seyn, wohin unsre Künstler, um die schöne Natur zu studiren, wallfahrten müßten. Ich berufe mich aber auf die wackern Einwohner dieser kleinen Republiken selber, ob sie von dieser Seite auf einigen Vorzug Anspruch machen? — Wenn es sich aber auch so verhielte, was bewiese dies für den Satz: daß die Ideale der Griechischen Künstler nur Kopien der sie umgebenden schönen Natur gewesen? — Als die größten Bildner und Mahler sich in Griechen-

land

land hervorthaten, wo war da die Einfalt und Reinheit ihrer alten Sitten? Eine Zeitlang machte Sparta noch eine Ausnahme; und gerade zu Sparta gab es ja keine Künstler als — Harnischmacher und Waffenschmidte.

Aber nicht nur schönere — auch bessere Menschen als das heutige Menschengeschlecht sollen die Griechen in dem goldnen Jahrhundert ihrer Kunst gewesen seyn? — Bessere Menschen? Und wer sagt uns das? Etwan Platon, Xenophon, Thucydides, Demosthenes, Plutarch? Männer vom ersten Rang, die ihre Nation gewiß besser kannten als wir, und Patrioten genug waren, um ihr kein Unrecht zu thun. — Wahrlich der Begriff, den wir von der sittlichen Kalokagathie der Griechen aus diesen, und überhaupt aus allen ihren Schriftstellern nach der großen Epoke des Medischen Krieges, bekommen, sagt ganz was anders. — Nach den Sitten, die uns im Homer so wohlgefallen — oder, nach einer kleinen Anzahl durch Jahrhunderte zerstreuter sehr vortreflicher Menschen — oder nach einigen guten politischen Gebräuchen, Gesetzen und Instituten — wird man doch nicht die ganze Nation günstiger beurtheilen wollen als Andre? Wo ist ein civilisiertes Volk im heutigen Europa, das seit drey- oder vierhundert Jahren nicht eine beträchtliche Anzahl sehr vortreflicher Menschen hervorgebracht hätte? Wie fruchtbar war an solchen

solchen nur allein die Zeit von Ferdinand und Isabella in Spanien? die Zeit Ludwig des XI. und Franz I. in Frankreich? die Zeit Heinrich VIII. und der K. Elisabeth in England? die Zeit Maximilians I. und Karl V. in Teutschland? — Oder mangelts etwan in unsern monarchischen sowohl als freyen Staaten an Gesetzen, Einrichtungen und Anstalten, die wir der Griechen ihren kühnlich entgegensetzen dürfen? Es ist, denke ich, gar keine Frage, daß die Polizey in den meisten Griechischen Städten unvollkommener war, und bey ihrem ewigen Schwanken zwischen Monarchie, Oligarchie und Demokratie, schlechter seyn mußte, als heutigstages in jeder mittelmäßigen Stadt in Teutschland. Und was die Sitten der Homerischen Zeiten betrift, diese waren, bekanntlich, in gewissen Zeitpunkten die Sitten jedes Volkes in der Welt. — Von diesen Seiten also kann man, däucht mich, den Griechen keinen beträchtlichen Vorzug eingestehen — Aber, vielleicht war das, was man den Urstoff und die Grundanlage der Menschheit nennen kann, besser bey ihnen als bey andern? — Es wäre der Mühe werth, wenn jemand dies erweisen wollte. Bis dahin halte ich mich an das, was ich weiß. Die Griechen waren als sittliche Menschen betrachtet, ein noch sehr rohes und allen Excessen der wildesten Leidenschaften überlassenes Volk, als die Geschichte ihrer kleinen Könige den spätern Theaterdichtern zu Athen Stoff zu so vielen

hundert

hundert Tragödien gab. Und als, in der Folge, nach ihren Siegen über den Xerxes, Handelschaft und Reichthum ihre Lebensart verfeinerte, die Ungleichheit vergrößerte, die Begierden erhizte u. s. w. wurden sie (wie alle Völker der Welt unter gleichen Ursachen) an Denkart und Sitten, Seele und Leib, nach und nach in sehr kurzer Zeit ein so heilloses Volk, als irgend ein Europäisches es izo ist. Ich berufe mich, wegen des Beweises dieser Beschuldigung — nicht auf den Aristophanes, (wiewohl seine Komödien als historische Urkunden von der schändlichen Verdorbenheit der damaligen Griechen, besonders der Athenienser, gewiß nicht zu verwerfen sind) sondern auf alle übrigen, weniger unreinen Quellen unsrer Kenntniße von diesem so übermäßig erhobenen Volke. Ich ersuche zu bemerken, daß ich hier nicht von allen Griechen — sondern eigentlich und besonders von denen spreche, die sich durch Liebe der Künste und Verfeinerung des Geschmacks und der Sitten am meisten hervorgethan haben. Bleiben wir nur bey den Atheniensern stehen, die den Ton angaben! Eine feine Zucht besserer Menschen zu den Zeiten, da sie sich bald von dem Gerber Kleon, bald von dem Wildfang Alcibiades mißregieren, bald von den Spartanern und ihren dreyßig Tyrannen wie ein Pack feiger, nervenloser, sich nicht zu helfen wissender Memmen mißhandeln ließen! — Und was braucht es weitern

Zeugnißes dessen was sie waren, als die Art wie sie sich ihre besten Männer, vom Miltiades bis zum Phocion, vom Halse geschaft haben? — Kann man nach so oft wiederholten Proben in der nehmlichen Art noch zweifeln, daß der Charakter dieses Volkes nicht weniger leichtsinnig, auffahrend, wankelmüthig, ungerecht, undankbar, gewaltthätig, und also wenigstens nicht besser gewesen als der Charakter irgend eines Pöbels in der Welt: so erwäge man nur die schändliche Art, wie sie die Reste ihrer Freyheit endlich gegen den Philippus verlohren; und die noch zehnmal schändlichere Art, wie sie sich, nach Alexanders Tod, gegen einen Antigonus, Demetrius Poliorcetes u. s. w. betragen haben (*). Man hat keinen Begriff von einem tieffern Grad der Niederträchtigkeit. — Aber so mußte ein Volk seyn, das den edelsten und besten Mann seiner Zeit (Phocion) mit dem kältesten Blute hinrichten ließ, um sich etliche Jahre drauf von dem sittenlosesten schändlichsten Kerl seiner Zeit, einem Stratokles, und von andern Sykophanten seines gleichens, beherrschen zu lassen! Ich sage nicht, daß das Volk zu Athen um dieser und aller seiner übrigen unzähligen Mißthaten, Thorheiten, Bübereyen und Brutalitäten willen

(*) Man lese den Plutarch im Leben des Demetrius, und vergesse nicht, daß Plutarch einer von den Alten ist, die am meisten Gutes von den Atheniensern gesagt haben.

len schlimmer gewesen sey als andrer Pöbel — aber ich sehe auch nicht, warum sie mit solchen Eigenschaften und bey einem solchen Betragen besser sollten gewesen seyn als andrer Pöbel — oder warum wir, in Vergleichung mit ihnen, verdienen sollten, Hefe der Zeit, genannt zu werden — Und von wem? — Von einem bessern Menschen, als vielleicht im ganzen Grácien, selbst in der Epoche seiner besten Menschen, je einer gewesen ist! — Doch genug, und vielleicht schon zu viel, um zu zeigen, warum ich mich nicht überreden kann, daß die großen Bildner der Griechen bloß dadurch fähig gemacht worden, ihre sogenannten Ideale hervorzubringen, weil sie von einer höhern, vollkommnern Natur, von schönern und bessern Menschen umgeben gewesen.

IV.

Was war es denn also — da doch kein Mensch nichts überall ganz erschaffen kann — das sie fähig machte schönere Werke hervorzubringen, als, nach der gemeinen Meynung, irgend einer von den neuern Künstlern vermögend gewesen ist, oder gewesen seyn soll? — — Ehe ich meine Gedanken über diese Aufgabe sage, muß ich die Frage selbst ein wenig anders wenden. Ich weiß zu wenig davon, in wie fern die Werke der alten Griechischen und der neuern Europäischen Kunst so genau und unbefangen haben verglichen werden können, und würklich verglichen

 worden

worden sind, daß man mit Gewißheit sagen könnte: die Kunst habe nie etwas reiners und vollkommners hervorgebracht als die Griechischen Ideale. Ich wenigstens kann darüber nichts aus eignem Gefühl sagen. Die Mediceische Venus, der Vaticanische Apollo, der Ganymed, u. s. w. stehen hier, wenigstens in schönen Gipsabgüssen, vor mir — und dies ist, in Ermanglung der Originale, doch etwas: Aber von den herrlichsten Werken der neuern Bildhauer hab ich gar nichts, das mir zur Vergleichung dienen könnte — Und überdem finden sich verschiedene Ursachen, warum eine solche Vergleichung immer zum Nachtheil der Neuern ausfallen muß, und gleichwohl zum Vortheil der Alten nichts entscheidet — wie man in der Folge sehen wird. — Ich stelle also die Frage lieber so: Woher mag es wohl gekommen seyn, daß Griechische Künstler diese schönen Werke, die man Ideale zu nennen pflegt, hervorbringen konnten, und was ist es eigentlich, weswegen ihnen dieser Nahme zukömmt?

Mir däucht, man hat Unrecht, bey Effecten von so sehr zusammengesetzten Ursachen, als die Werke der Götter und der Menschen sind, Alles immer nur auf Ein Prinzipium reduzieren und aus Einer Ursache erklären zu wollen, was immer das Resultat von vielen ist. Es ist freylich die kürzeste Art sich aus der Sache zu ziehen. Aber man verfehlt auch die

Wahr-

Wahrheit fast immer auf diesem Wege. Mehrere Ursachen, mehrere Umstände kamen zusammen, diesen Idealen, wovon die Rede ist, das Daseyn zu geben — zu machen, daß sie gerade so und nicht anders wurden. Die Natur thats nicht allein — die Gelegenheit sie zu studieren thats nicht allein — der Genie des Künstlers — die Liebe womit er arbeitete — das Aufstreben nach mehr als menschlicher Schönheit und Größe — der stolze Gedanke etwas der öffentlichen Anbetung würdiges hervorzubringen — thats nicht allein: Aber alle diese Ursachen zusammen genommen thatens. — So werden Menschen; und so werden auch Statuen!

V.

Fürs erste also: — Die Griechischen Künstler hatten unstreitig Schöne Natur vor und um sich — Ob eine schönere als die Unsrige? — Wer kann dies mit Gewißheit bejahen? oder, mit Gewißheit verneinen? Wie könnten wir die Vergleichung anstellen, daß keinem Theil Unrecht geschähe? — Wenigstens scheint es, aus allen vorangeführten Gründen, ganz und gar nicht wahrscheinlich.

Aber was wir mit Gewißheit sagen können, ist dies: Sie hatten mehr Gelegenheit, mehr Freyheit, die Schönheiten die ihnen die Natur und ihre Zeit darstellte, zu beschauen, zu studieren, zu kopieren —

als es die neuern Künstler je gehabt haben — und dies macht einen sehr wesentlichen Punkt aus. Die Gymnasien, die öffentlichen National-Kampfspiele, die Wettstreite um den Preis der Schönheit zu Lesbos, zu Tenedos, im Tempel der Ceres zu Basilis (*) in Arkadien; die Ringspiele zwischen nackenden Knaben und Mädchen zu Sparta, in Kreta, u. s. w. — Der berüchtigte Venustempel zu Korinth (dessen

(*) Nach dem Athenäus war ohnweit einer von dem Arkadischen König Kypselos vor Alters am Alpheus erbauten Stadt ein Tempel und heiliger Hayn der Eleusinischen Ceres, den einige Parrhasische Familien gestiftet hatten. Und von eben diesen rührte auch der Wettstreit um den Preis der Schönheit her, welcher alle Jahre am Feste dieser Göttin daselbst angestellt wurde. Athenäus versichert, dies Institut habe zu seiner Zeit noch gedauret, und man nenne die Frauenzimmer, die um den Preis stritten, Chrysophoros. Aus einer Stelle des Pausanias (in Arcadicis) schliesse ich, daß dieser vom Athenäus nicht benannte Ort, Basilis geheissen. Pausanias sagt, zu seiner Zeit sey nichts mehr davon übrig gewesen als der Tempel und Hayn der Ceres. Des Instituts aber erwähnt er gar nicht. Es muß also nichts sehr berühmtes gewesen seyn. Vielleicht war es eine Art von Rosenfest, woran nur die umliegenden Landmädchen Theil nahmen. Indessen scheint doch das Stillschweigen des Pausanias (wiewohl er ein Zeitgenosse des Athenäus war) nichts gegen die positive Versicherung des leztern, was die Existenz dieses Instituts betrift, zu beweisen.

(dessen junge Priesterinnen zu besingen selbst Pindarus nicht erröthete) die Thessalischen Tänzerinnen, die an den Gastmahlen der Großen nackend tanzten (*) — Alle diese Gelegenheiten, die schönsten Gestalten, unverhüllt in der lebendigsten Bewegung, vom Wetteyfer verschönert, in den mannichfaltigsten Stellungen und Gruppierungen zu sehen — mußten die Imagination der Künstler mit einer Menge schöner Formen (denn auch in einerley Art ist das Schöne mannichfaltig) anfüllen, und durch Vergleichung des Schönen mit dem Schönern sie desto fähiger machen, sich zur einfachern Idee des Schönsten zu erheben. — Ausserdem hatte Griechenland, besonders καλαι ἡμῶν Αθηναι seit dem Institut des weisen Solon (**) einen Ueberfluß an Frauenzimmern, die von den Renten ihrer Schönheit lebten, und bereit waren, auch zur Beförderung der Kunst das Ihrige beyzutragen. Ein gewisser Aristophanes von Bisanz (der einen Catalogue raisonné dieser holden Dienstmädchen der Venus geschrieben) brachte ihrer nur allein aus Athen hundert und dreyßig zusammen, die einen Nahmen hatten; und Athenäus vermehrt diese Anzahl noch durch eine starke Nachlese. Alle diese Nymfen blühten in dem nehmlichen Jahrhundert da die Kunst blühte. Lais, die schönste und berühmteste unter ihnen allen, machte sich eine Ehre

(*) Athen. L. XIII. c. 9. (**) S. ebendenselben l. c. c. 3.

daraus (wie uns eben dieser Autor versichert) ihren Hals und Busen den Mahlern zum Modell zu leyhen. Daß die schöne Theodota, die Lieblingsmaitresse des Alcibiades, ehe sie zu diesem Vorzug gelangte, kein Bedenken getragen „alles was sie Schönes hatte„ sowohl Mahlern als andern Dilettanten, die von der Gelegenheit profitiren wollten, zu zeigen — erzählt uns Xenophon, ein Augenzeuge; denn ohne Zweifel war er einer von denen, die Sokrates mit sich nahm, als er hingieng diese Schönheit (die Jemand in seiner Gegenwart unbeschreiblich genannt hatte) in Augenschein zu nehmen. Dies ὅσα καλῶς ἔχοι des Xenophon ist in der Thiemischen Ausgabe gar zu ehrbarlich übersezt: „was sie mit Anständigkeit zeigen konnte.„ Denn Xenophon sagt dies nicht; so was versteht sich von selbst. Allein damals herrschten in den reichsten und üppigsten Städten Griechenlandes ganz andre, und ungleich losere Begriffe vom Anständigen als bey uns (*).

So

(*) Ich finde beym Plinius eine Anekdote, die eine starke Ausnahme hievon zu machen scheint. Praxiteles, sagt er, hatte zwey Statuen der Venus gemacht; die eine nackend (und dies war eben die nachmals so berühmte Venus Knidia) die andere bekleidet: er ließ denen von Kos, die eine Venus bey ihm bestellt hatten, die Wahl, und sie wählten die bekleidete, wiewohl der Preis einerley war; *severum* id ac *pudicum* arbitrantes. Allein dies ist wahrscheinlich nur eine Vermuthung des Plinius.

So würd' es, zum Exempel, höchstunanständig und gegen den Respekt des Gerichts befunden werden, wenn ein heutiger Advocat den schönen Busen seiner Klientin entblößen wollte, um die Richter zu einem milden Urtheil zu verführen. Er möchte sich noch so laut auf das Beyspiel des berühmten Athenienisischen Advocaten Hyperides beruffen, der sich dieses Behelfs bey der schönen Phryne mit bestem Erfolg bedient hätte; man würde dies Präjudiz nicht gelten lassen, und er selbst sowohl als seine Klientin

 würden

Plinius. Es ist eben so möglich, daß sie die bekleidete bloß gewählt, weil sie solche schöner gefunden. Eine bekleidete Venus, deren schöne Formen unter dem Gewand nichts verliehren, sondern wie dadurch hervorleuchten, ist vielleicht ein grösseres Kunstwerk als eine nackte. Wenn die nachmals so berühmten Seidenfabriken der Inseln Kos und Keos, wo diese feinen Stoffe gearbeitet wurden, die den Damen (nach dem Ausdruck des Plinius) die Bequemlichkeit verschaften, nackendgekleidet zu seyn, damals schon vorhanden waren, so würde meine Vermuthung desto wahrscheinlicher. Wie dem aber auch seyn mochte, die Knidier nahmen herzlich gerne mit der nakten Venus fürlieb, die ihnen die Koer gelassen hatten, und befanden sich so wohl dabey, daß, als der König Nikomedes sich erbot, alle Schulden ihrer Stadt (die sehr groß waren) zu bezahlen, wenn sie ihm ihre Venus dafür geben wollten: sie sich erklärten, sie wollten es lieber aufs äusserste ankommen lassen.

würden sich sehr übel dabey befinden, so geneigt auch die Herren des Gerichts ingeheim seyn möchten, sich in einem Tete a Tete von der Gültigkeit der produzierten Evidenz überzeugen zu lassen. In Athen hingegen ärgerte sich kein Mensch an diesem wiewohl ungewöhnlichen Advocatenstreich, und die Dame wurde ohne weitere Untersuchung absolviret. — Im Vorbeygehen kann diese Geschichte auch zum Beweis dienen, daß ein schöner Busen nichts alltägliches zu Athen gewesen seyn muß. — Die Richter (sagt Athenäus) wurden bey dessen Anblick so frappiert, daß sie, von einer heiligen Scheu (Δεισιδαιμονια) ergriffen, es nicht über ihr Herz und Gewissen bringen konnten, eine so schöne Priesterin der Venus zu tödten, u. s. w.

Da die Rede hier von Phryne ist, erinnere ich mich einer andern Anekdote, die von ihr erzählt wird, und aus welcher ein historischer Beweis für die Meynung, die ich bestreite, gezogen werden könnte. „Phryne war (wie der angezogene Autor versichert) „vorzüglich an denen Theilen schön, welche bedeckt „werden; auch war es nichts leichtes, etwas von „ihr entblößt zu sehen; denn sie pflegte sich so knapp „zu kleiden, und so stark einzuhüllen, daß nicht das „mindeste von der bloßen Haut sichtbar werden „konnte, badete sich auch niemals in öffentlichen Bä-

„dern

„dern (*) —. Indessen fand sie doch einst für gut, eine Ausnahme von dieser Regel zu machen, und an einem Feste des Neptuns zu Eleusis den mystischen Schleyer von sich zu werfen, um eine unendliche Menge Augen auf einmal zum Anschauen dieser geheimen Schönheiten, die sie sonst so sorgfältig vor profanen Blicken zu verbergen pflegte, zuzulassen. Unverblümt von der Sache zu sprechen — die Nymfe stieg vor allem Volk nackend ins Meer, und nackend wieder heraus; und nach dem Modell, das sie bey dieser Gelegenheit den Griechischen Künstlern gab, arbeitete Praxiteles, einer von ihren begünstigten Liebhabern, die nachmals so berühmte Knidische Venus. Dies sagt Athenäus ausdrücklich; aber wenn er etwas anders damit sagen wollte, als daß Phryne das Modell war, von dem sich Praxiteles

(*) Dies ist, treulich und ohne Gefährde, der Sinn des Athenäus, beynahe wörtlich übersezt. Wer sollte sich nun als möglich vorstellen, daß Herr Georg Ogle, Esqu. diese Stelle so wie folget hätte verfälschen können? — „Auch war es nicht leicht, sie ohne Emotion „nackend zu sehen; und in Rücksicht dessen war ihr „von Obrigkeits wegen verboten, sich eines öffentlichen „Bades zu bedienen.„ S. dessen *Collection of Gems*, p. 76. O des weisen Mannes, der sich keine andere Ursache denken konnte, warum Phryne nicht öffentlich badete, als weil es ihr von löblicher Polizeydirection verboten worden!

xiteles zu seinem Ideal der Liebesgöttin erhob; wenn seine Meynung war, Praxiteles habe ein Bild der Phryne für eine Venus ausgegeben: so behaupt' ich, diese Anekdote verdiene nicht um ein Haar mehr Aufmerksamkeit, als so viel tausend andre verdächtige Histörchen, womit man sich zu allen Zeiten, und in dem lügenhaften Grácien mehr als sonst irgendwo, über berühmte Personen und ihre Werke, Handlungen, oder geheime Geschichte, zu tragen gewohnt gewesen ist. Die Verderbnis der Sitten war damals noch nicht so groß, daß die Welt so etwas als eine mahlerische Licenz hätte paßieren lassen. Wenn gleich (nach dem Ausdruck eines Römischen Dichters) ganz Griechenland vor der Thüre einer Lais oder Phryne lag, so hatte man doch noch die gehörige Empfindung von der Vermailigung, die solchen Kreaturen anklebt; und eben diese Deisidämonia der Griechen, die sich ein Gewissen daraus machte, den schönen Busen der Phryne zu zerstören, und sich dadurch an der Venus, in deren Diensten sie gleichsam war, zu versündigen, würde es noch weniger haben ertragen können, die Werkzenge ihrer Unenthaltsamkeit auf Altäre gestellt und in Gegenstände der öffentlichen Andacht verwandelt zu sehen. Doch, wir brauchen uns hier nicht mit Vermuthungen aufzuhalten, da wir ein Zeugnis eines Augenzeugen haben, das dem Vorgeben des Athenäus — der nur von Hörensagen

schrieb

schrieb — deutlich genug widerspricht. Pausanias erzählt ausdrücklich, (*) „man sehe zu Thespiä eine Venus und eine Phryne von Marmor, beyde von der Arbeit des Praxiteles.“ — Diese beyden Statuen waren also verschieden genug, um — die eine für ein Bild der Schönheitsgöttin — die andre für das Bild der Phryne erkannt zu werden. Hätte Praxiteles je im Sinne gehabt, seiner Geliebten die Ehre der religiösen Anbetung zu verschaffen, so hätte er sie gewiß nicht den Knidiern für eine Venus, und den Thespiern für das was sie war, für Phryne, verkauft. Viele Fremden, die nach Knidos reiseten um seine Venus zu sehen, hätten wohl auch schon seine Phryne zu Thespien gesehen, und das Qui pro quo wäre folglich nicht lange unentdeckt geblieben. Ganz Griechenland hätte bald gewußt, daß diese Knidische Göttin, die man unter die höchsten Wunder der Kunst zählte, weiter nichts als ein Bildniß der Courtisane Phryne sey; die Thespier hätten sich rühmen können, das wahre Original dieser vorgeblichen Venus zu besitzen; die Knidier würden sich haben schämen müssen, ihre Kopie in einem der berühmtesten Tempel der Liebesgöttin aufzustellen, und die Andacht der guten Griechen mit der profanen Nudität einer öffentlichen Metze zu betrügen; und, als in der Folge der König Nikomedes ihnen eine

unge-

(*) in *Boeoticis* cap. 27.

ungeheure Summe um ihre Venus anbieten ließ, würden sie gewiß keine Thoren gewesen seyn, Nein zu sagen.

Ich weiß wohl, daß eben diese Phryne auch dem Apelles gesessen haben soll, da er seine berühmte Venus Anadyomene mahlte; wiewohl andre sagen, daß die schöne Perserin Campaspe (von der bey dieser Gelegenheit ein bekanntes Histörchen erzählt wird) zum Modell dabey gedient habe. Gesezt aber auch, daß dies im strengsten Sinn der Worte zu nehmen wäre, so ließe sich davon kein Schluß auf die Götterbilder der Bildhauer machen. Denn es ist (wie Winkelmann bemerkt hat) nicht zu erweisen, daß Gemählde jemals zu Gegenständen der Religion und öffentlichen Andacht bey den Griechen gedient haben.

Was ich für die Knidische Venus gegen das Vorgeben des Athenäus angeführt habe, kann also mit gutem Fug für alle berühmten Bilder der Götter und Götterkinder gelten. Wenn irgend etwas Evident ist, so ists dies: daß Künstler, die sich vermessen hätten, Götter darzustellen, und nichts bessers als Kopien und Karikaturen (wie Hr. L. sagt) einzelner Menschen, also, unvollkommener Individual-Naturen, hervorgebracht hätten, den Nahmen großer Meister nie erlangt haben könnten; und daß die

die Griechen, die sich ihre Zeitgenossen und Lands- leute, wohlberühmte Kriegsmänner, Athleten, oder — Einäden, Alcibiaden, Phrynen, u. s. w. für Göt- ter und Göttinnen hätten aufbinden lassen, entweder keine Augen gehabt haben müßten, oder — Doch wir wollen uns nicht ereyfern! Die Wahrheit spricht so stark für sich selbst, daß wir, ohne ihren mindesten Nachtheil, ganz gelassen bleiben können.

VI.

Man sieht daß ich — bevor ich glaube etwas po- sitiveres über die Idealischen Werke der Griechischen Künstler sagen zu können — die Frage, um deren Beantwortung es zu thun ist, durch zwoo Einschrän- kungen näher bestimme. Die Rede nehmlich ist nur von Bildern der Götter und Heroen — und auch un- ter diesen nur von solchen, die das Alterthum mit vorzüglicher Bewunderung aus der unendlichen Menge ihrer Kunstwerke ausgehoben hat; nicht von allen, die auf unsre Zeiten gekommen sind — nicht von den Werken aller guten Meister, am allerwe- nigsten von solchen, die würklich Bildnisse einzelner Menschen seyn sollten — wie z. Ex. der Perikles des Phidias, der Alexander des Lysippus, die Phryne des Praxiteles, die Statuen der Sieger in den Kampfspielen u. s. w. — Von diesen mag, ohne Zweifel, mehr oder weniger gegolten haben, was Hr. L. von allen Abbildungen einzelner Natur sehr richtig

richtig sagt: daß sie immer unwahr, eine Art von Karikatur, höchstens Approximation sind. — Bilder der Götter und Halbgötter hingegen — deren Urbilder kein Mensch mit Augen gesehen hatte — mußten nach einer ganz andern Regel gemacht und beurtheilt werden. Diese sind, in Rücksicht auf den Gegenstand, ihrer Natur nach unwahr — werden aber desto unwahrer, je mehr sie sich der einzelnen Menschheit nähern. Bey ihnen hat keine Approximation statt — weil keine Vergleichung des Bildes mit dem Urbild statt findet. Alles kömmt bloß auf den Eindruck an, den sie auf den Menschen der sie anschaut, besonders auf den der sie mit religiösen Dispositionen anschaut, beym ersten Anblick machen. Wird dieser so dadurch getroffen, daß ihn ein heiliger Schauder befällt, daß er unter der menschlichen Hülle — etwas mehr als menschliches, mehr als heroisches — daß er den gegenwärtigen Gott zu fühlen glaubt — was kann die strengste Forderung des Kunstliebhabers mehr verlangen? Der Priester wenigstens fodert nicht mehr. Der Künstler selbst hat seine stolzeste Absicht erreicht — er hat das Aeusserste gethan, was der menschlichen Natur erlaubt war.

Allein, daß dies der Fall aller oder nur der meisten Künstler, welche Götter bildeten, gewesen sey, ist mehr als ich jemals behaupten möchte. Der ein-

zige

zige vielleicht, von dem wir mit dem höchsten Grade von Gewißheit, der in solchen Dingen statt findet, sagen können, daß seine Götterbilder aus der erhabensten Begeisterung, aus einer wahren ὁρμη ἐπι την τȣ καλλȣς ἀχραντον ἰδεαν, (*) entstanden seyen, war Phidias — der Freund und Liebling des Perikles, und der Ausführer seines großen Entwurfs — Athen zur schönsten Stadt der Welt zu machen. Sein Jupiter Olympius, das vollkommenste und bewundernswürdigste was jemals Menschenhände geschaffen haben (wie Cicero aus dem Mund einer ganzen Welt sagt) erschien unter den Griechen, wie eine auf einmal vor ihren Augen stehende Gottheit, durch nichts vorgehendes angekündigt, durch nichts folgendes erreicht, — in einer Vollkommenheit, von der uns keine Beschreibung eines Pausanias, keine aus den Trümmern des zerstörten Alterthums hervorgegrabne Bilder nur den Schatten einer Vorstellung geben können. Nur aus den Würkungen, die der Anblick dieses herrlichen Werkes auf alle Menschen machte, können wir auf die Vortreflichkeit desselben schließen — Aber was ist Schließen gegen Schauen? — Alle alten Schriftsteller, auch die weisesten und kaltblütigsten, reden mit Entzücken davon. Die Religion selbst, sagt Quintilian, scheint dadurch ein neues Gewicht bekom-

(*) *Luc. in Charidemo.*

bekommen zu haben, so ganz stellte die Majestät dieses Werkes den Gott dar. (*) — Und noch zu Epiktets Zeiten reisete man nach Olympia, um den Jupiter des Phidias zu sehen, und zu sterben ohne es in seinem Leben gesehen zu haben, wurde für ein Unglück gerechnet — sind die eignen Worte dieses weisen Mannes, auf den kein Verdacht einer Vergrösserung fällt. Ich weiß nicht ob man von dem Werk eines Menschen was grössers als diese beyden Züge sagen kann. Aber mich däucht, es ist genug um uns zu überzeugen, daß Cicero, (**) der es selbst gesehen, nicht zu viel gesagt habe, wenn er mit dem Ton der Gewißheit von dem Werkmeister desselben sagt: Auch hatte dieser Künstler, da er den Jupiter oder die Minerva bildete, niemand vor sich, den er anschaute, und nachbildete; sondern in seiner Seele saß irgend eine herrliche Idee von Schönheit, auf die

(*) Daß es nicht nur auf den grossen Haufen, sondern selbst auf die größten Menschen diesen Effekt gemacht, sehen wir auch aus dem Beyspiel des Römischen Feldherrn Paulus Aemilius, von dem uns Livius sagt: Olympiae et alia spectanda visa, et *Iovem*, *velut praesentem* intuens *animo motus est*. Lib. XLV. c. 20.

(**) Nec vero ille Artifex cum faceret Iovis formam aut Minervae contemplabatur aliquem, e quo similitudinem duceret: sed ipsius in mente insidebat species pulchritudinis eximia quaedam, quam intuens in eaque defixus ad illius similitudinem artem et manum dirigebat. Cic. Orat. c. 2.

die sein inneres Auge geheftet war, und nach deren Zügen seine Hand arbeitete. (*)

Was diese Idee war, ob ein Gespenst, eine Erscheinung aus der idealischen Welt — oder eine neue Schöpfung seiner edlen Dichterkraft — oder eine Zusammenschmelzung von gesehenen Würklichkeiten, von den schönern und bessern Menschen, die er vor sich hatte, oder was es sonst etwa seyn mochte — davon unten, so viel ich davon sagen kann. Genug, es war weder Kopie noch Karikatur individueller Natur, und konnt' es nicht seyn, oder diese schönern und edlern Menschen, die mit Schaudern den Vater der Götter darinn erkannten, hatten nicht einmal gemeinen Menschensinn.

VII.

Nach den Begriffen, die ich aus den Nachrichten und Urtheilen der Alten von ihren berühmtesten Bildhauern bekomme, denke ich mir viererley Arten von Werke, die in der weitesten Bedeutung des Worts, idealisch heissen können, und die man, um etwas richtiges über die Idealen der Alten zu sagen, genau unterscheiden muß.

Die erste war eben diese animo insidens species eximia pulchritudinis, diese von der Natur selbst,

 auf

(*) Das nehmliche sagt auch Plotinus. Ennead. V. l. 8.

auf eben die geheimnißvolle unerklärbare Weise wie sie alles zeugt, gebohrne, oder wie von einem Gott eingehauchte Idee, nach welcher Phidias seine Minerva zu Athen, seinen Jupiter zu Elis arbeitete. — Da so wenig von den Meisterstücken des ältern Griechenlands auf uns gekommen, und diejenigen, die noch vorhanden und deren Urheber meistens unbekannt sind, uns wenig helfen können, über jene die längst zerstört worden oder vielleicht noch izt tief begraben liegen, etwas zuverläßiges zu sagen: so würde es Verwegenheit seyn, die Künstler nennen zu wollen, die vielleicht in dieser ersten Klasse einen Platz zunächst an Phidias fodern konnten. Gehörte ein Alkamenes, ein Myron, ein Skopas unter diese? — Ich weiß nichts davon. Vielleicht waren es nur einzelne Werke, die in dieser höchsten Begeisterung auch des höchsten Grades der Schönheit theilhaftig wurden. (*) — Vielleicht gehörten sogar manche Werke des Phidias selbst nicht in diese Klasse. — Vielleicht — doch wozu helfen uns alle diese vielleicht? Vielleicht war nur Ein Phidias, wie nur Ein Homer, Ein Shakespear — und vielleicht nur Ein Jupiter Olympius wie nur Eine Ilias, nur Ein Hamlet. —

VIII.

(*) Wie z. Ex. die Alkmena und Sosandra des Kalamis, die Nemesis des Agorakritus, u. a.

VIII.

Ungleich zahlreicher an Künstlern und frucht-
barer an Werken war die zwoote Classe, an de-
ren Spitze ich den Polykletus von Sicyon setze,
einen Bildhauer, der bekanntermaßen wenige
Olympiaden nach dem Phidias blühte. Die-
ser Künstler war der Erfinder des berühmten Ka-
nons, einer Statue die diesen Namen deswegen er-
hielt, weil sie seinen Schülern, und vermuthlich
durch ihm selbst, zur Regel des wahren Ebenmaaßes
und der vollkommnen Schönheit menschlicher Gestalt
diente, und um dessentwillen Plinius von ihm sagt:
solus hominum *artem ipsam* fecisse *artis* opere judi-
catur — ein Ausspruch, in welchem mehr Sinn
liegt als die witzelnde Wendung beym ersten An-
blick vermuthen läßt. — War dieser Kanon selbst
ein Ideal von der ersten Klasse? oder war es nur
ein Abstractum, aus Vergleichung vieler einzelnen
schönen Gestalten mit verständiger Wahl des
Schönsten von der Natur abgezogen, und nach
eignem Urtheil und Gefühl wieder zusammengesetzt,
wie Zeuxes seine Helena aus den zusammengesat-
teten schönsten Theilen vieler einzelner schöner
Mädchen, die vor ihm saßen, herausbrachte (*) Ist
Höchst wahrscheinlicher Weise das lezte. Polykle-
tus, so ein großer Künstler er war, scheint kein
Genie

(*) Von dieser Art von Idealen, die meine vierte Cl.
wird weiter unten mehr die Rede seyn.

Genie gewesen zu seyn, der sich mit einem Phidias messen konnte. Das irrige Vorgeben, das so manche einander auf Treu und Glauben nachgeschrieben haben, als ob die von Phidias angefangne Kunst durch ihn zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit gebracht worden, ist aus dem Mißverstande einer Stelle des Plinius und aus Verwirrung der griechischen Wörter Torneutice und Toreutice entstanden. (*) Quinctilian, ein Mann von Gewicht in allen Sachen des Geschmacks, macht den Fleiß und die Eleganz zum unterscheidenden Vorzug des Polykletus, und dies zeugt immer mehr von Kunst und Geschmack als von Genie. Er bildete fast lauter jugendliche Formen, und seine Werke hatten, ausser der Schönheit des Ebenmaaßes, noch das Glatte und Vollendete, das dem ungelehrten Auge so wohl gefällt. Daher kam es vermuthlich, daß seine Amazonen lange Zeit hernach in einem Bildhauer-Convent der Amazone des Phidias selbst vorgezogen wurde. (**) Die gemeine Meynung setzte ihn über alle seine Vorgänger, aber man tadelte den Mangel der Stärke an ihm — deesse *pondus* putant — und aus dem Sinn der ganzen Stelle des Quinctilians ist ziemlich klar, daß dies mehr sagen wollte als nur eine empfindlichere Andeutung der Theile — wie

Win-

(*) V. *Salmas.* in Solin. p. 735. C.

(**) *Plin. L.* 34. c. 8.

Winkelmann (*) meynt; von dem ich mich hier, nicht ohne Schüchternheit, entfernen muß, da im Grunde alles das Große was er vom Polyklet als einem erhabenen Dichter in seiner Kunst sagt, bloß Hypothese ist. Denn, spricht er als Geschichtschreiber — wo sind seine Zeugniße? — oder als Augenzeuge — wo sind die Werke des Polykletus? Seine Colossalische Juno zu Argos war weltberühmt, und dem Quinctilian gewiß unverborgen. Dennoch, sagt dieser, man hätte gefunden, daß er die göttliche Würde und Größe nicht zu erreichen gewußt habe — Deorum autoritatem non expleuisse — da hingegen Phidias glücklicher in Göttern gewesen als in Menschen — Phidias Diis quam hominibus efficiendis melior artifex — Selbst die Wahl seiner Subjecte zeigt einen Genie von minderer Kühnheit und Stärke. Denn es bleibt doch immer wahr, daß es weit weniger über die gewöhnliche Menschenkraft ist, schöne, jugendliche, schwebende Formen, einen Diadumenum *molliter juuenem*, und einen Doryphorum *viriliter puerum*, — als den Vater der Götter und Menschen in seiner ganzen Majestät darzustellen. Man sieht häuffig Jünglinge von beyderley Art, und sie zu verschönern, braucht man nur das individuelle

(*) S. Gesch. der Kunst. S. 652. u. f. nach der Wiener Ausgabe.

Quelle wegzulassen; aber man sieht nirgends kein Original zu einem Jupiter Olympius. — Schon aus diesem Grunde scheint es mir nicht sehr wahrscheinlich, daß der Kanon, oder Doryphorus des Polykletus ein Ideal vom ersten Rang, oder von derjenigen Art, die ich aus Inspiration entstanden nennen möchte, gewesen sey. Er stellte einen Jüngling just in der Grenze vom Knaben zum Manne vor — so schön als ihr wollt — aber weder einen Göttersohn, noch einen Gott. Wozu hier die höchste Begeisterung? oder wie war diese bey einem solchem Werke nur möglich? Also vielmehr ein Werk der Abstraction und Wiederzusammensetzung — aus dem schönsten in einzelnen schönen Formen entstanden, mit dem Zirkel in der Hand abgemessen, mit architektonischem Auge und fester Künstlerhand vollendet. — Wie dem aber auch war, genug dieser selbst idealische Doryphorus wurde das Urbild, wornach eine Menge folgender Künstler Götter und Menschen machten. Was den Neuern vorgeworfen wird, daß sie Bildsäulen nach Bildsäulen kopierten — Schatten von Schatten — traf also schon viele alte griechische Künstler in vollem Maas — und es ist leicht zu begreiffen, daß die Kunst bey dieser Methode mehr verlohren als gewonnen habe. Polykletus selbst scheint sich bey seinen übrigen Werken zu sehr an seinen Kanon gehalten zu haben. Daher die Einförmigkeit die

ihm

ihm Varro (*) vorwarf, daß sie fast alle nach einerley Modell, paene ad unum exemplum, gemacht seyen — sogar bis auf die schwebende Stellung, woraus die Furcht sich von seinem Modell zu entfernen ziemlich stark hervorscheint — Daher auch der Vorzug, den man dem Myron gab, weil er mehr Manchfaltigkeit in seine Werke gebracht — numerosior in arte quam Polycletus. — Die nach dem Kanon des Polykletus gebildete Werke also machen das aus, was ich meine zwoote Klasse von Idealen nenne — und ich brauche nicht hinzuzusetzen, die unbedeutendste unter allen. W.

Das übrige nächstens.

III.

Fortsetzung der Nachrichten aus den Ritterzeiten.

Die Thurniere waren in Friedenszeiten das einzige Mittel, den kriegerischen Geist unter den Heeren von Rittern und Knappen thätig zu erhalten. So bald einer von ihnen zu einer oder der andern Stuffe von Würde gelangt war, so brannte er für Begierde, sich seiner Stelle würdig zu bezeigen. In jedem Schlosse wurden Jahr aus Jahr ein dergleichen Uebungen aller Art unterhalten, wo man sich unter den Augen seiner Familie und

(*) Plin. l. c.

Freunde übte, dereinst den Preiß auf einem größern Schauplatz davon zu tragen. Man gedenke sich daher den Aufruhr, der in den Seelen aller Krieger entstand, wenn an dem Hofe eines Königes oder Fürsten ein öffentlicher Thurnier viele Monate vorher verkündigt, unter Trompeten- und Paucken-schall in allen Provinzen ausgerufen, und die Ritter und Helden aufgefordert wurden. Lange vorher wurden die Wappen aller derjenigen, die hier um den Preiß zu streiten gedachten, an den Wänden der Klöster und Kirchen aufgehängt, und wegen ihres Lebens und Wandels genaue Nachfrage gethan. Die Herolde und Waffenkönige erklärten den Herren und Damen diese Wappen, und benachrichtigten sie, wem sie zugehörten. Fand sich einer darunter, gegen den eine Dame gerechte Ursache zur Klage hatte, so berührte sie mit einem Stäbchen das Wappen, und der Richter war gezwungen ihr Recht zu verschaffen. Man belegte diejenigen mit einer öffentlichen Ahndung, die im Ehebruch lebten, oder mit den Klosterfrauen verbotnen Umgang gehabt hatten. Vergieng sich einer, ohngeachtet des Verbots, doch in dem Thurnier zu erscheinen, so ward er mit einem Prügelregen von den Rittern auch selbst von den Damen empfangen. Er mußte alsdenn öffentlich die Gnade der Damen anrufen, und dies war die einzige Bedingung, unter welcher seine Strafe gemäßigt werden konnte.

Wir übergehen hier die besondern Feyerlichkeiten dieser Spiele, die zu bekannt sind, als daß wir ihrer weitläuftig erwähnen sollten. Vielleicht sind einige Umstände auszuheben, die nicht jedem Leser gerade sich in allen Beschreibungen darbieten, oder die zu andrer Zeit seiner Aufmerksamkeit nicht würdig genug geschienen haben. Gemeiniglich glaubt man die Thurniere wären nur einzelne Gefechte eines Ritters gegen den andern gewesen. Dies waren freylich die gewöhnlichsten; allein zuweilen geschah es auch, daß ganze Partheyen unter dem Charakter verschiedener Nationen gegen einander anrückten, eine Schlacht im Blachfeld vorbildeten, oder einen festen Thurm vertheidigten, einen engen Paß, einen Fluß zu erobern trachteten. Die Polizey dieser kriegerischen Spiele war gewissen Wappenkönigen, Herolden, Schöffen u. s. w. anvertraut, die über jeden Vorfall, wie Geschworne, nach dem Herkommen der Thurniergesetze entschieden. Alle diese Leute gaben auf jeden Schritt, Streich und Schlag acht, und war etwas gegen das Herkommen gesündigt, so ward es von ihnen angemerkt, und der Uebertreter zur Rechenschaft gezogen. In allen Ecken waren Chöre von Meistersängern in Bereitschaft, jede merkwürdige That sogleich dem Volk anzukündigen, und diese Ankündigung ward mit einem lauten Freudengeschrey von dem Volk zu verschiedenenmalen beantwortet.

Von weitem schon tönte Trompeten- und Pauken-Schall, wenn die Ritter im Anzuge waren. Nichts war langsamer und feyerlicher als der Schritt ihrer Rosse. Zuweilen brachten auch die Damen und Fräulein diese Helden als ihre Sklaven an Ketten geführt, und ließen sie nicht eher los, bis sie in die Schranken waren. Dieser Sklavenstand war ein Ehren-Titel, der durch die größten Heldenthaten nicht theuer genug konnte erkauft werden. Ihr Heldengeschrey womit sie den Angriff thaten, war von ihrer Gebieterin angegeben, und unter dem Schutze und Einfluß desselben, glaubte jede Parthey des Sieges gewiß zu seyn. Ihre Dame gab ihnen auch gemeiniglich ein Kleinod, womit sie ihre Waffen zierten. Gewöhnlich war es ein Schleyer, ein Muff, oder eine Schärpe, die sie um ihren Helm, um ihre Lanze oder ihren Arm wanden, und sich nun für unüberwindlich ansahen. Zuweilen gerieth dieses Kleinod in die Hände des Feindes, so bald man es gewahr ward, schickte die Dame ihres Herzens sogleich ein anderes, ihren Muth anzufrischen. Zuweilen wurden diese Kleinodien in der Hitze des Gefechts verlohren, zerrissen und zertreten; es war also nöthig, daß sie ersetzt wurden, damit die Damen ein Zeichen behielten, ihren Ritter vor andern zu erkennen. Oft war aber dieser Ersatz so schnell auf einander nöthig, daß sich die guten Damen ihres besten

Schmucks

Schmucks beraubt, und am Ende so entkleidet sahen, daß sie einander nicht recht anzuschauen getrauten.

Die vornehmsten Gesetze der Thurniere bestanden darinn, daß jedem Ritter verboten war, keinen Stoß auf seinen Gegner mit dem Degen zu führen, sondern nur zu hauen, nicht ausser seinem Glied zu fechten, das Pferd seines Gegners nicht zu verletzen, keinen Lanzenstoß als nach dem Gesicht und der Brust zu führen, keinen Stoß mehr zu wagen wenn der Gegner das Visier hatte fallen lassen, oder den Helm abgenommen hatte, und nicht zu zwey oder drey auf Einen loszugehen. Hatte irgend ein Ritter durch Unachtsamkeit die Gesetze übertreten, und dadurch eine ganze Parthey gegen sich gereizt, so ward ein von den Damen erwählter Friedensrichter dahin abgeschickt, den Handel zu schlichten. So bald dieser seine mit einem Frauenschleyer umwundene Lanze auf den Schuldigen geneigt, und ihn damit als ein Gnadenzeichen berührt hatte, so war er unverlezlich, und niemand durfte ihn weiter angreiffen. Wurde sein Fehler für eine bloße Unachtsamkeit anerkannt, so ward er losgesprochen; im Gegentheil aber mit einer harten Straffe belegt. Zur Ehre der Damen endigte sich auch gemeiniglich der Kampf, und die lezte Lanze, die man brach, war ihnen gewidmet. War nun das Thurnier geendigt, so dachte man an die

Aus-

Austheilung der Preiße für diejenigen, die sich auf verschiedne Art hervorgethan hatten. Man bemerkte wer die meisten Lanzen gebrochen, wer den besten und geschicktesten Stoß geführet, wer am längsten zu Pferde gesessen ohne aus dem Sattel gehoben oder gestürzt zu seyn, und wer am längsten im Gedränge ausgehalten hatte ohne sein Visier fallen zu lassen, und seinen Helm abzunehmen. Die Wappen=Könige und Herolde machten Rapport an die Richter und Schöffen, man sammlete die Stimmen, und die Fürsten und ältesten Ritter thaten am Ende den Ausspruch. Zuweilen ward es auch vor dem Gericht der Damen entschieden. Fiel der erste Preis für einen andern aus, als für denjenigen, dem sie ihn zugedacht hatten, so ward ihm von ihrer Seite ein zweyter zuerkannt, der zuweilen glänzender war, als der erste. Die Herolde giengen alsdenn hin, und wählten unter den Damen diejenige, welche dem siegenden Ritter den Preiß überbringen sollten. Er hatte die Erlaubniß ihr mit dem Kusse zu danken, und dieß leztere war nicht das geringste Loos des Siegs. Unter einer Menge Volks ward er von ihnen in den Pallast begleitet. Alles um ihn ertönte von seinem Lobe, das die Meistersänger und Herolde mit Begleitung der blasenden Instrumenten absangen. Im Pallast ward er von den Damen entwaffnet, und mit herrlichen Kleidern angethan. Nachdem er sich erholt hatte, ward

er

er dem Könige vorgeführt, der ihn überall oben ansetzte. Zuweilen ward er bey dem Mahl auch von Damen bedient. Im Genuß aller dieser Herrlichkeit gab man indessen genau acht, ob er davon berauscht ward, oder seinen Sieg dadurch krönte, daß er alle diese Ehren und Vorzüge menschlicher Hoheit mit Bescheidenheit annahm.

IV.

Zum Bildniß des Jacob le Fevre von Etaples.

(Faber Stapulensis.)

Wir haben das Bild dieses izt selten mehr genannten Mannes gegeben, weil auch er einen der obersten Plätze unter den ehmaligen Bekämpfern der mönchischen und scholastischen Barbarey in Frankreich behauptet, und in so ferne also mit dem Reuchlin, Erasmus, Agrippa, Vives, u. s. w. in Eine Klasse gehört. Er war ein heller Kopf, der sich viel Mühe gab den bessern Sinn und Geschmak im Studieren auszubreiten, und die Jugend zu den Quellen wahrer Gelehrsamkeit anzuführen; aber eben dadurch, und weil er bey Gelegenheit weder der Dummheit in Kutten, noch der Unwissenheit unter Doctorhüten schonte, dem Pöbel der damaligen Philosophastern und Theologastern sich schlecht empfahl. In desto grössern Ansehen stund er bey allem was in und außer Frankreich gesunder dachte, und dem aufgehenden Tag mit Sehnsucht entgegen sah; vornemlich bey König Franz dem ersten selbst — dem der Beyname *le Pere des Lettres* mehr Ehre

macht,

macht, als Ludwig dem 14ten der Beyname des Grosen — und bey dessen Schwester, der berühmten Königin Margaretha von Navarra. Seine hauptsächlichsten Verdienste waren, daß er den Aristoteles und die heilige Schrift besser verstund und auslegte, als es zu seiner Zeit auf der Universität zu Paris Mode war. Seine lateinische Uebersetzung der Briefe der Apostel mit kritischen Anmerkungen machte viel Aufsehens; doch wurde er hierinn bald vom Erasmus verdunkelt, der ein noch hellerer Kopf war, und ungleich schöner schrieb.

Wir haben schon bey einer ehmaligen Gelegenheit (*) des grosen Lermens erwähnt, der sich Anfangs des 14ten Jahrhunderts in Frankreich wegen der drey Ehemänner der Heil. Anna erhob. Agrippa war in diesem Streite nur der Secundant unsers Le Fevre, seines Freundes; denn dieser war es eigentlich, der die Entdeckung gemacht hatte, daß die Heil. Anna nur Einen Mann gehabt. Damals brauchte es nichts, als daß ein gelehrter Mann sich irgend eine solche kleine historico-kritische Freyheit herausnahm, um sich alle schwarzen und braunen Kapuze der Christenheit übern Hals zu ziehen. Allein Le Fevre ließ es nicht dabey bewenden. Nicht zufrieden die drey Männer der h. Anna auf Einen reduzirt zu haben, unternahm er nun auch im Gegentheil aus der einzigen Maria Magdalena drey ganz verschiedne Personen zu machen. Die gemeine herrschende Meynung war bisher gewesen, Maria, die Schwester der Martha und des Lazarus, die Maria aus welcher Christus sieben Teufel ausgetrieben, und die ungenannte Sünderin im 7ten Kapitel des Evangelisten Lukas seyen nur Eine Person gewesen, nemlich die Heil. Maria Mag-

(*) S. No. 6. des T. Merk. 1776. Seite 267. in den Nachrichten von Cornelius Agrippa.

Magdalena, die (sonderlich als schöne Büsserin) seit der Wiederherstellung der Künste immer ein Lieblingssujet der christlichen Mahler gewesen ist. Le Fevre unterfieng sich diese Meynung zu bekämpfen, ungeachtet sie die Autorität des Römischen Breviers auf ihrer Seite hatte. Seine Gründe sind ein paar hundert Jahre später so gewichtig befunden worden, daß viele gelehrte Geistliche unter den Katholischen kein Bedenken getragen, sie öffentlich als wahr zu behaupten. Aber damals wurde Le Fevern ein groses Verbrechen daraus gemacht, und die Sache für wichtig genug gehalten, daß einer der ersten Theologen derselben Zeit, der berühmte Doktor Fischer, Bischof von Rochester, sich in eigner Person an die Spitze der Mönche und Doktoren stellte, und ein mächtiges Buch für die Einheit der drey Marien schrieb, worinn er mit dem kleinen Le Fevre wie mit einem Renegaten zu Werke gieng. In der That, wenn man die Vorurtheile seiner Zeit bedenkt, war das Unterfangen des kleinen Le Fevre höchst verwegen. Aber was die Sache vollends verderbte war, daß er sein Büchlein gerade um die Zeit publizierte, da Luther im Herzen Teutschlands sich gegen den Ablas-Handel, einen der einträglichsten Zweige des damaligen Römischen Commercii, auflehnte. Solche Neuerungen waren pessimi exempli; und man konnte sie, wie die Umstände lagen, unmöglich mit der untheilnehmenden Gelassenheit ansehen, womit man in unsern Tagen kritische Fragen von ungleich höherm Belang anzusehen pflegt. Le Fevre war damals schon ein Mann von achtzig Jahren; aber dieses hohen Alters und seiner sehr kleinen Statur ungeachtet noch ein rüstiger Mann, und — ohne sich gleichwohl öffentlich von der katholischen Kirche zu trennen — der damals, unter dem Schutz der nachmaligen Königin von Navarra, in Frankreich sehr überhandnehmenden Parthey der Reformatoren nicht wenig förderlich. Im Jahre 1523. vermehrte er die grossen Klagen, welche die Sorbonne

bereits über ihn zu führen hatte, durch eine französische Uebersetzung der Vier Evangelien, die von den Layen begierigst aufgenommen und häufig gedruckt wurde. Nun wüthete nicht nur der grosse Klopffechter Natalis Beda oder Bedda, ein Picarder und ein Doktor der Sorbonne, der sich oft dem König Franz I. selbst furchtbar machte, in Centnerschwehren Streitschriften wieder ihn: sondern die hochgedachte Facultät selbst schritt endlich zu seiner öffentlichen Degradation (denn Le Fevre hatte die Ehre, ein Doktor der Sorbonne zu seyn) und da auf derselben Anstiften auch das Parlament seinen weltlichen Arm gegen den guten alten Mann erhob, möcht' es ihm übel ergangen seyn, wenn König Franz nicht selbst (aus der Gefangenschaft, worinn ihn Carl V. damals hielt) an das Parlament geschrieben, und diese Sache seiner eigenen Erkenntniß vorbehalten hätte. Bey alle dem war für einen Mann von beynahe 90 Jahren, der sein Leben noch liebte und (wie Erasmus,) nicht nach der Märtyrer-Krone strebte, das rathsamste, sich zurückzuziehen, und die gute Sache von jüngern und muthigern Kämpfern ausfechten zu lassen. Dies war es auch was Le Fevre that. Er verließ Paris, zog nach Meaux, zu dem gelehrten Bischoff Wilhelm Brissonet, der die Reformierten eine Zeitlang sehr begünstigte; da ihn die Franciscaner auch von da vertrieben, nach Blois, und zuletzt in Güyenne, wo er zu Nerac, unter dem unmittelbaren Schutz der Königin Margaretha, seiner grossen Gönnerin, und im vertrauten Umgang mit den frommen und gelehrten Männern von der Hugenottischen Parthey, welche diese Fürstin um sich hatte, den Rest seines Lebens in Frieden zubrachte, und im Jahr 1537. beynahe hundert Jahre alt beschloß, nachdem er in einem mündlichen Testament seinen Freund Gerard Roussel zum Erben seiner Bücher, und die Armen zu Erben aller seiner übrigen Verlassenschaft eingesetzt hatte.

W.

V.

Auszug eines Schreibens des Hrn. Prof. Eschenburgs in Braunschweig an den Herausgeber.

Der Hr. Prof. Eschenburg hat für gut befunden, in einem Schreiben vom 21. Jul. sich bey mir zu beklagen, daß ihm in einer neulichen Recension im T. M. Unrecht geschehen, und zu verlangen, daß die Uebereilung, derer sich der Recensent schuldig gemacht haben soll, im nächsten Stücke des Merkurs mit zwey Worten zurückgenommen werde. Ich glaube nicht unpartheyischer verfahren zu können, als wenn ich den Lesern die Beschwerde und die Rechtfertigung des Hrn. E. mit dessen eignen Worten vorlege, und ihnen überlasse, selbst auf der Wage des Gerichts abzuwägen, wie viel Unrecht begangen worden, und wie groß die Sünde des Recensenten sey, daß er sich um die Geschichte der Uebersetzungen quästionis nicht genauer bekümmert hat.

„P. P. Mit vielem Befremden finde ich im Junius des Teutschen Merkurs (S. 262.) die Seichtigkeit der zweyten Abhandlung, die vor der Balladensammlung des Herrn Ursinus steht, mir, als ihrem vermeynten Verfasser, aufgebürdet. Mag doch der Recensent Recht haben, wenn er sie für die Sudporte einer jeden beliebigen Thür hält; nur hatte er durchaus kein Recht, sie vor der meinigen aufzuhängen. Freylich war es sonderbar, daß Hr. Ursinus am Schluße dieser Abhandlung meinen Namen hinsetzte; ich bemerkte dies gleich mit Mißvergnügen als einen Uebelstand, der mir noch oben drein zur Eitelkeit ausgelegt werden, und einen flüchtigen Recensenten irre führen konnte. Daß sie nun wirklich einen Mann, dessen Urtheil mir im geringsten nicht gleichgültig seyn

 darf-

darf, irre geführt hat, und noch dazu einen Mann, der offenbar nicht flüchtig recensirte, der auch die angehängten Anmerkungen über die in der Sammlung enthaltnen Stücke, und die Geschichte ihrer Uebersetzung gelesen hat, ist mir höchst empfindlich. In diesen Anmerkungen steht (S. 300.) ausdrücklich, daß die gedachte Abhandlung nicht von mir, sondern vom Hrn. Aickin ist, auf den also aller Tadel — gerecht oder ungerecht — zurückfallen muß. Die Geschichte meiner Uebersetzung dieser und der vorhergehenden Abhandlung muß ich hier ergänzen. Herr Ursinus wünschte vor seiner Sammlung eine Einleitung dieser Art. Da es ihm an den dazu nöthigen englischen Schriften fehlte, so bat er mich, ihm damit auszuhelfen, und das zum öftern, und so dringend, daß ich ihm diese Gefälligkeit nicht versagen konnte, ob ich gleich damals mit andern Arbeiten, besonders an der Vollendung des teutschen Shakespare, sehr überhäuft war. Ich besorgte und überschickte ihm also diese Uebersetzungen, denen ich selbst Anmerkungen und Erinnerungen für nöthig hielt, die ich aber damals hinzuzusetzen nicht Muße hatte. Zugleich bat ich ihn, meinen Namen dabey zu verschweigen; oder, wenn er ihn nennte, meine Entschuldigung beyzufügen. Ich wünschte, er möchte das erste thun; aber er fand das leztre für gut, ohne doch die ganze Veranlassung zu erzählen. Aber auch das, was er darüber sagte, hat mein Recensent im Merkur übersehen; und so bin ich seinem spottenden Tadel unschuldiger Weise zur Beute worden." —

Soll ich dieser Erzählung, wodurch Hr. Prof. E. sich zu völliger Zufriedenheit des ohnehin wenig um solche Dinge sich bekümmernden Publikums gerechtfertigt haben wird, noch etwas zur Apologie des Recensenten beyfügen, so ists dies: daß dessen Absicht ganz gewiß nicht war, den Hrn. E. oder sonst irgend eine lebendige Seele zu vermailigen noch zu betrüben,

und

nd daß würklich der ganze Fehler bloß daran liegt, daß er, ie gesagt, die Geschichte der Uebersetzungen (oder, so zu agen, *Historiam mor.!*) nicht mit der gehörigen Aufmerksamkeit gelesen. Die Uebersetzungen selbst scheint er recht gelesen und beurtheilt zu haben.

W.

VI.

Kritische Anzeigen.

Physiognomische Fragmente u. s. w. von J. C. Lavater. Dritter Versuch. 1777.

Der dritte Theil dieses Werkes ist nun auch erschienen. Vollkommen der innern Einrichtung der beyden ersten gleich, doch mit dem Unterschied, daß hier noch weniger Grundsätze und Winke an den Leser gegeben werden, alles noch mehr mit dem Geiste der Theologie und Philosophie des V. tingirt ist, noch mehr dogmatisirt wird, ohne daß man absieht, wie auf diesem Wege die neue Wissenschaft mehr Merkstäbe, mehr Grundpfeiler bekomme, und wie sie mit dem künftigen Theile (wie der Beschluß meldet) geendigt werden könne.

Nach der Zueignungsschrift an den Herrn Landgrafen von H. Homburg werden die zwey ersten Theile revidirt, d. i. Zweifel und Kritiken beantwortet, manches anders berichtigt, näher bestimmt u. s. w. In dem dritten Fragment: Physiognomik Pfeiler der Freundschaft überschrieben, wird so vieles über die Tafel der zwanzig Liebenden gesagt, das, ausgehoben, zum ewigen Text der Klagen des bedächtlichen, kalten und unbefangenen Theils des Publikums dienen möchte. Die zwanzig Liebenden sind dem Recens. meistens alle bekannt,

alles fürtreffliche Leute, allein deren Lob, oder Darzählung ihrer herrlichen Eigenschaften dem fremden Leser allzeit höchst lästig seyn muß, weil ihm die ersten Data der Bekanntschaft fehlen, weil er glaubt, er müsse sie in den Schattenrissen finden; sie nicht darinn finden kann, weil sie nicht drinn liegen können, wenn auch alles so rein und wahr nach der Natur kopirt wäre, wie es doch nicht ist, sondern alles leider hier im Compendio steht. Die meisten sehen daher diese Reihe geistiger Eigenschaften, von denen man freylich nicht viel an den Hecken und Landstraßen findet, blos als einen todten Blumenstrauß enthusiastischer Phrasiologie an, da es doch meist Wahrheit ist, nur nicht Wahrheit aus diesen Bildern zu eruiren, sondern Complementa des Bildes, die aus wahrem Verhältniß mit den Personen selbst entstanden sind. Bey dem großen Unglauben der Menge an physiognomische Wahrheit hätte der V. seine Unbekehrten nicht durch den vollen Strohm seines Gefühls und Erfahrung durchjagen, sondern sanft damit besprengen und taufen sollen. Einzelne Sätze und Erfahrungen über Form und Organisation, trocken und zuversichtlich gesagt, hätten, wenn sie noch so auffallend gewesen wären, der Wiedergeburt der Wissenschaft weniger Hindernisse in den Weg gelegt, als diese ewigen Ergießungen, wo der Leser nicht folgen kann. Der Autor ist doch eigentlich der Edukator und Lehrer des Lesers, und also sind ihm keine Monologen erlaubt, sondern was er sagt, muß in diesem Moment Glied der Bildung für seinen Lehrling werden, es muß gemeinnützig gesagt, das ist, der Empfindlichkeit des Hörers angemessen seyn. Wir reden hier von nichts als der Oekonomie des Buchs; wir verehren seine einzelne Schätze, danken dem Geber, folgen ihm mit unserer Liebe und Achtung auch da, wo wir nicht mehr klar sehen, und schließen von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare. Allein wir wünschten nur, daß alle Wahrheit, die hier vorgetragen wird, genießbare, für unsre jezige Bil-

dung brauchbare Wahrheit seyn möchte, so wie sie es vielleicht künftig bey veränderten Umständen der Aufklärung des Jahrhunderts seyn wird.

IV. Was der Autor über die Idealen der Alten sagt ist meist fürtrefflich. Darinn sind wir mit ihm vollkommen einig, daß die Alten nach der sie umgebenden Natur gearbeitet, und nicht nach Gespenstern, oder sogenannten Idealen, und daß sie so wenig wie wir den hohen Grad der Natur erreichen können, sondern gewiß unter ihren Originalen geblieben sind. Allein darum sind ihre hinterbliebene Werke, wovon doch eigentlich die Rede unter uns ist, nicht Nachbildung Einer herrlichen individuellen Natur, die dem Schicksal des Nachschöpfers unterliegt; sondern sie sind Aggregata, oder compendiarische Darstellungen einzelner Erfahrungen in Eins gezogen. Man vergleiche z. E. Gipsabgüsse nach der Natur von einzelnen Armen, Händen und Füssen, mit den schönsten Theilen der Mediceischen Venus; wie viel Stumpfheit und Leerheit im Marmor, wie abstrakt Alles, wie zusammengezogen, gegen die offenliegenden Manichfaltigkeiten der schönen Natur! Wir tadeln nicht; vielleicht war es Weisheit, dem Anblick des Ganzen mehr Rotundität, mehr Groses, mehr Haupt-Charakter zu geben! Für welchen Standpunkt war das Werk gearbeitet u. s. w.? Uebertreibungen in den Antiken sind offenbar, und in so fern sind sie Ideal, wie Falconets Kopf Peters des Grosen, und auch am Ende wie jedes Menschen Kopf durch das Medium seines Künstlers gesehen! Den ersten Totaleindruck jedes Gesichts bey allen Zuschauern in Reminiscenz zu bringen, brauchts gewiß nicht die gewissenhafte Nachbildung der einzelnen Theile, die ohnedies ohnmöglich ist, sondern den Charakter, oder wenn man will, die Caricatur der Person, die in dem Kopfe eines jeden Zuschauers schon sitzt, durch Darstellung eines wahrscheinlichen Ganzen wie-

der hervorzurufen; das Verdienst nur der ersten Künstler unter den Porträtmahlern! Dies nennt der gemeine Zuschauer den Geist, der so leicht nicht zu haschen ist.

Wir unterschreiben alles was der V. fürtreffliches über Raphaelen sagt. Diese Liebe, Unbefangenheit, Harmlosigkeit und Bonhommie des Gesichts sey uns bey ihm und bey Shakespear das untrüglichste Gepräge des schaffenden Genies, das sich auch allen ihren Werken eindrückt! Vieles von dem so genannten Nonsense des Aristoteles liesse sich gewis retten, wenn wir seiner eignen Terminologie getreuer blieben, und nicht durch Paraphrasen den Alten sagen liessen, was uns gut dünkt. Da bey den lebenden Geschöpfen und der Untersuchung ihrer Physiognomie doch immer die Durchscheinung des Geistigen unser Hauptaugenmerk ist, so wünschten wir, daß die Käfer und Wanzen davon ausgeschlossen blieben, weil ein witziger Kopf, der sich ein wenig auf Schematismus verstünde, uns vielleicht mit gutem Glücke parodiren könnte.

Die Erklärung des Oldenburgischen Gelehrten zeugt von grosser Beobachtungsgabe; allein wir glauben, daß seine Einwürfe deswegen oft keiner Widerlegung bedürfen, weil sie offenbar nur witzig sind, und Antithesen enthalten. Wer sich wundert, daß Wille, nach seiner Physiognomie zu urtheilen, sich sein Leben durch mit Parallelstrichen beschäftigt habe, der kennt ihn nicht. Vielleicht sind wenig Künstler in Europa, die so viel gezeichnet haben, die auf Nachbildung aller Formen so gierig waren, und die überall, wo Natur ist, Merkwürdigkeiten aufspähen. Herr L. macht hier sehr richtige Bemerkungen über dessen Profil. Ueberhaupt wäre zu wünschen, daß der V. seiner ihm einzigen Beobachtungsgabe und Logik immer Fuß für Fuß getreuer bleibe, sich durch keine Geschichten und Erzählungen präveniren liesse, sondern über jeden Men-

schen

schen (versteht sich die Unbekannten) aussagte, was ihm der Geist eingiebt. Seine Gabe der Divination ist wunderbar, besonders wenn er über verunglückte Zeichnungen urtheilt. Alles z. E. was er von dem Bilde der Rußischen Kaiserinn sagt, von dem das fehlt, und da seyn sollte, und das nicht da seyn könnte, ist alles wahr und richtig. Nur sollte er durch keine Geschichte etwas in das Bild tragen, was ihm ohne Nachricht ohnmöglich darinn erscheinen konnte. Die Organisation jedes Menschen ist gewiß in seinem Gesicht abgedrücket, aber nicht sein künftiger Beruf, der von tausend Dingen abhängt, die wir Zufall nennen. Wer wird, in der garstigen Zeichnung vom Grafen v. Zinzendorf gerade den Reformator, den Religionsstiffter sehen, wenn mans nicht zum voraus weiß? Allein wenn man hört, daß er eine Sekte geschaffen habe, so läßt sich wohl der Kolorit seines Dogma aus den Zügen des Gesichts bestimmen. Daß Guion, Bourrignon gerade Religiosen gewesen seyn, sieht man eben so wenig aus diesen Bildern; allein wenn sie es gewesen sind, so sieht man wohl das Vehikulum ihres Glaubens hier.

Wir übergehen die vielen einzelnen Bemerkungen des V. mit dankbarem Stillschweigen, auch über dasjenige, was in der Art des Vortrags vielleicht anders hätte seyn können.

Der Deutsche Sprachforscher, (*) allen Liebhabern ihrer Muttersprache zur Prüfung vorgelegt. Erster Theil. Stutgart bey Mezler, 1777.

Unsere Sprachlehre war leider, wie bekannt, bisher vollkommen lateinischen Zuschnitts. Tonologie und Etymologie

 sind

(*) Wo die aller Ehrenwerthen Patrioten, die Verfasser dieser sprachforschenden Abhandlungen, erforscht haben, daß man nicht Teutsch sondern Deutsch schreiben müsse, wünschte ich bey Gelegenheit, von ihnen belehrt zu werden. W.

sind entweder durchaus vernachläßiget, oder nicht aus wahren Gründen der Sprache hergeleitet worden. Nur Frisch und Hemmer haben die alten Denkmäler unsrer Sprache studiert. Wir haben noch kein Lexikon, das Teutschland und seiner Sprache Genüge thäte. Und gewiß wirds noch lange währen, ehe eins kommt, so lange nicht jede Provinz ihre Idiotica sammlet, und man keine zuverläßige Bücher über die Ackerbau- Jagd- Kriegs- Kräuter- und Gewerks-Wörter aufstellt.

Hierzu gehört aber eine Vereinigung Teutschlands, das bisher in seiner Sprachlehre getrennt gewesen ist. Sachsen und das sogenannte Reich wurden durch Religions- und politische Veränderungen nach und nach einander fremd; keins wollte von dem andern lernen. Beyde Theile verlohren, die südlichen Länder blieben archaisch und unabgeschliffen, und die Nördlichen kamen von der Urquelle und dem Sitz der hochteutschen Sprache ab. Die südlichen Provinzen scheinen indessen in den älteren Zeiten die vorzüglichste Verdienste um die Kultur der Sprache sich erworben zu haben. Der Minnesinger nicht zu gedenken, so haben sie fast alle lateinische und griechische Klassiker übersetzt. Sogar ihr Kanzley- und Urkundenstyl, besonders in Schwaben und am Ober-Rhein, war besser als bey den übrigen Provinzen. Luther und Opiz in den neuern Zeiten brachen neue Bahn, indessen gelangs ihnen nicht in den südlich katholischen Ländern Nachfolger zu finden, weil Sprache kultiviren und Lutherisch seyn bey manchen als Synonymen angesehen wurden. Gottsched that wenig oder nichts, denn er erhielt den Zuschnitt der lateinischen Grammatik vollkommen. Vor dem Jahr 1771. ward die Wichtigkeit dieses Studiums nicht weiter erwogen, bis Klopstok in der Gelehrten-Republik, und Fulda in seiner Preißschrift und seinem Wurzel-Lexikon die erste Linien dazu angaben. Allein die implicite Grundsätze des

letztern

letztern und seine an Worten karge Sprache, werden ihm, bey der Neuheit der Wissenschaft, wenig Leser verschaffen. Nur diejenige die mit dem Studio eines Hykes und dessen Nördlichen Sprachlehre bekannt sind, und dabey durch Morgenländische Sprachen ihren Kopf an die Entkleidung und Dekomponirung der abgeleiteten Wörter bis auf ihre Wurzel gewöhnt haben, werden Geschmack daran finden. Wer weiß nicht das Schicksal der Büttnerischen Tabellen, die so wenig Beyfall fanden, und mit dem Schwedisch-Runischen Etymologiekram beynahe in eine Klasse gesetzt wurden? Etymologie ist, wie Physiognomik, noch immer ungebildete Wissenschaft, in den Händen eines Narren und Kindes Gift und Thorheit, — ob sie gleich die heiligste Gebote der Menschheit, und die wichtigste Wahrheiten der Seelenlehre, und die zuverläßigste Denkmäler der älteren Geschichte in sich faßt — für den, der weisen Gebrauch davon zu machen weiß.

Zu unsern Verfassern. Ihre hier angestellte Versuche versprechen uns nicht gemeine Verdienste um die Aufklärung unsrer Muttersprache. Die erste Abhandlung ist von Herrn Prof. Nast in Stutgart, und betrift die ächte Lehre von der teutschen Deklination und Conjugation. Im vorigen Jahrhundert hatte man nur drey Deklinationen. Körber, der Bels Institutionen herausgab, machte deren fünf. Gottsched nahm Körbers Lehre an, und ihm folgen unter der Neuern Braun und Hemmer. Popowitsch zählte fünf, hat aber doch im Grunde sechs, wie Fulda, indem er die weiblichen Substantiva, die den Vokal ändern, und den Plural in e endigen, in einer sogenannten After-Deklination abhandelt. Heynaz stellt neun Deklinationen auf. Aichinger kommt darinn mit Fulda überein, daß er den männlichen und geschlechtlosen Hauptwörtern vier Deklinationen anweiset; darinn aber geht er von ihm ab, daß er die weiblichen unter jene vier, und

wed

was sich nicht dahin schicken wollte, unter seine fünfte Declination, die ihm ganz eigen ist, vertheilet hat. Der Verf. vergleicht Fuldas Lehre mit den übrigen in einer Tabelle, und folgt ihr vollkommen, nur mit dem Unterschied, daß er seine Zwente zur Dritten, und seine Dritte zur Zwenten macht. Er sucht sich dadurch der Lehre des Hallischen Herrn Schütze, und der Wiener Schule mehr zu nähern. Bey den Conjugationen setzt er nur zwey fest. Statt der Gottschedischen Eintheilung der 2ten in 5 Classen, wird sie (nach Fulda) in zwey Geschlechter, und jedes Geschlecht in drey Arten eingetheilt.

Die 2 leztern Abhandlungen sind überschrieben. 1) Eine Schwäbische Antwort auf Domitors Grundriß einer dauerhaften Rechtschreibung, Teutschland zur Prüfung vorgelegt. 2) Von den stummen Dienstbuchstaben H. und E. und dem Accent in der teutschen Sprache, bey Gelegenheit der grammatischen Abhandlungen über die teutsche Sprache von Hrn. Rektor Mäzke in Bunzlau. Beyde sind von Fulda, und enthalten die wichtigste Sprachwinke, die aber zu sehr ins Detail gehen, um eines Auszugs fähig zu seyn.

Johann Georg Büsch, Professors der Mathematik an dem Hamburg. Gymnasio, vermischte Abhandlungen, 1ster Theil. Hamburg in der Heroldschen Buchhandlung, 1777.

Diese Stücke enthalten moralische Abhandlungen über die Duelle, über das Genie-Wesen, und Beyträge zur Erziehungsgeschichte. Es sind kleine Romane, die nach altem Wochenschrift-Costum zur Erläuterung irgend einer Lehre erfunden worden sind. Um nun die Sache in das gehörige Licht zu sehen, ist gar kein Licht gespart, d. i. das Original, das hier zur Schau und Warnung aufgestellt wird, ist mit

so

so vielen Fehlern und Mängeln befleckt, daß es nicht mehr menschlich ist, und dadurch alles Interesse verliehrt. Eine Thorheit folgt auf die andre, und zwar so geschwind, als wenn alles in 24 Stunden zu Ende gehen sollte, und man sieht die Freude des V. offenbar, so vieles auf so wenig Raum zusammengebeutelt zu haben. Er sagt zwar in der Vorrede, er enthalte sich aller Anspielungen auf Fakta, es seyn Werke seiner Jugend, allein die Allusionen waren doch vorm Jahr 1774. zum Theil unerklärbar. Handlungs-Schriften des V. würden von dem Publiko mit größerm Dank angenommen werden.

Kunstsachen.

Prodromus tentaminis typometrici maioris Rempublicam Basileensem secundum Aug. Gottl. Preuschenii nec non Gulielmi Haasii systema typometricum describens. Basileae MDCCLXXVI.

Dies ist ein Quartblättgen, das einen sehr glücklichen Versuch darstellt, Landcharten mit beweglichen Zeichen abzudrucken. Herr Haaß ist uns schon längst als einer der denkendsten und erfindungsreichsten Köpfe durch seine Erklärung seiner neuerfundenen und gemeinnutzbaren Einrichtung der Stücklinien und Zwischenspäne, in der Kunst der Matrizen bekannt. Das Baselische Gebiet mit allen seinen Gebürgen und Bächen in so mancherley Richtung war gewiß kein leichtes Sujet für diese neue Kunst. An Nettigkeit glauben wir nicht, daß ihr selbst der Breitkopfische Fleiß gleichkomme.

Herr Bause hat uns vorige Messe 10 Blätter in der sogenannten geschabeten Manier geliefert. Die meisten sind nach Dietrich und Oeser. Die Erfindung des leztern nahm sich durch ihr inniges Gefühl, das auf so wenig einsamen Figuren beruht, vorzüglich aus. Mit wenigern Strichen läßt sich gewiß nicht leicht so viel sagen, und menschlicher und individueller keine biblische Geschichte behandeln. Der Preiß vor der Pränumeration war zwey, und nun ist er drey Ducaten. Es ist dies kein Vorwurf für den Künstler, aber gewiß für die Aufnahme der Kunst im Vaterland, wo so wenig Umlauf der Liebhaberey ist, daß noch solche hohe Preiße nöthig sind, um den Arbeiter einigermaßen für seine Zeit schadlos zu halten.

Nach Dietrich hat Wille ein neues Blatt in seiner gewöhnlichen glänzenden Manier geliefert. Es ist Repos de la

Vierge betittelt. Ganz im Rembrandischen Geschmack erfunden und beleuchtet, und die Figuren mit eben derselben Lokalwahrheit ausgeführt, daß jeder Thor über die niedrige Natur hier erseufzen wird. Es mag nun ursprünglich eine Sainte Vierge seyn oder nicht, so ist es eine herrliche Dirne, voller Unschuld und Güte, die ihr schlafendes Kind in einen Mantel gewickelt neben sich hält, und in eine Ecke des Zimmers mit Theilnehmung nach was sieht. Hinter ihr ist eine alte Figur von Manne, die man halb sieht, so wahr nach der Natur mit aller physiognomischen Treue gezeichnet, daß jeder schon den Mann irgendwo gesehen zu haben glaubt. Die Mütze ist sogar aus Sachsen, oder wie man will aus unsern Zeiten. Da das Mädchen die h. Jungfrau seyn soll, so versteht sichs, daß der Alte niemand anders als Joseph ist.

Anzeige.

Verschiedene Umstände haben es mir zeither unmöglich gemacht, die Ausgabe meiner angefangenen genealogischen Schriften zu fördern. Nunmehr aber sind alle diese Hindernisse gehoben, und nun kann das Publikum, dessen mir bis hieher gegönnter Beyfall mich ohnedem zur Fortsetzung dieser mühsamen Beschäftigung aufmuntert, diese Fortsetzung gewiß erwarten.

Von dem 3ten und 4ten Theil meiner genealogischen Adelshistorie ist bereits die Hälfte gedruckt. Die neue Sammlung zuverläßiger Stamm- und Ahnentafeln gräflicher, freyherrl. und adelicher Familien ist ebenfalls bis zum 17ten Bogen fertig, und wird zur Leipziger Michaelismesse gewiß geliefert, und von der Sammlung gräfl. freyherrl. und adel. Wappen ist jezt der 5te Bogen unter der Presse, und nun steh ich im Begriff, nicht nur eine ungefähr aus 16 Bogen in gr. 8v bestehende Schrift, unter der Aufschrift: „Adelsmatrickel des teutschen Reichs„ sondern auch eine Monatsschrift herauszugeben, die dem Publikum unter dem Titel: „genealogisch-„historisches Adelsarchiv, oder Nachrichten von den bey den „adelichen und freyherrl. Familien vorgefallnen Vermählungen, „Geburten, Beförder- und Standeserhöhungen, Todesfällen, „und den sowohl aus freyer Hand als sub hasta zu verkaufen-„den Gütern, auch in Concurssachen und andern Angelegen-„heiten erlassenen Citationen und Notificationen„ bekannt werden wird.

Um denjenigen, denen meine bereits herausgegebene Schriften vielleicht nicht bekannt genug sind, solche etwas näher bekannt

zu machen, auch ihnen den Plan, nach welchen ich die zwo letztern ausführen werde, zu zeigen; so merk ich folgendes an:

1) Die genealogische Adelshistorie ist eine mit ächten Urkunden bestärkte Ausführung der Geschlechtsgeschichte adelicher und freyherrl. Familien. Je nachdem man mich mit Nachrichten und Urkunden unterstützet, oder ich in ältern und neuern Schriften dergleichen vorfinden kann, je ausführlicher wird die Geschlechtsbeschreibung. Jeder wird das Geschlechtsregister, allenfalls auch eine Ahnentafel, beygefügt, und man hat in der lemgoischen auserlesenen Bibliothek, den erfurtischen und andern gelehrten Zeitungen dieses Werk mit ganz gutem Beyfall recensirt, und die berlinische Bibliothek hat nur einiges wegen des Styls zu erinnern beliebt — Der Hofagent und Buchführer, Hr. Ettinger zu Gotha, ist der Verleger, und nimmt auf jeden Band ein halb Pistolet Pränumeration an. Der 3te und 4te Theil wird noch vor der Leipziger Michaelismesse fertig.

2) Von der Sammlung zuverläßiger Stamm- und Ahnentafeln hab' ich bereits im J. 1774 ein Bändgen herausgegeben, und im folgenden Jahre veranstaltete ich eine neue Sammlung. Eine sehr lang gedauerte Krankheit hinderte die Ausgabe. Nunmehr aber ist diese neue Sammlung bereits zum Druck ausgearbeitet, und sind, wie obgedacht, 17 Bogen abgedruckt. Da sie zur Michaelismesse fertig werden soll; so kann ich noch bis den 1sten Sept. diejenigen Stamm- und Ahnentafeln annehmen oder auf Verlangen ausarbeiten, die dieser Sammlung einverleibet werden sollen. Mit dem 1sten Junii werde ich eine neue Sammlung besorgen. Vor die Ausarbeitung oder Einrückung einer Stamm- oder Ahnentafel nehm' ich ein halb Pistolet Pränumeration an, und liefere dagegen ein completes Exemplar.

3) In der Wappen-Sammlung sind die gräfl., freyherrl. und adel. Wappen in Kupfer gestochen richtig vorgestellet, sodann erklär' ich das Wappen und führ' endlich die aus der Familie jeztlebenden Personen, mit ihren Namen, Geburtstag und Jahr, auch Charakter ꝛc. namentlich an. Vor ein gräfliches Wappen wird Ein Pistolet, vor die übrigen aber Ein Ducaten an mich oder meine Herren Collekteurs pränumerando gezahlet: dagegen laß ich das Wappen, von dem ich allemal einen richtigen und deutlichen Abdruck in Siegellack oder eine heraldische Zeichnung zugeschickt bekommen muß, in Kupfer stechen, inserire solches der Sammlung und liefere den Herren Pränumeranten ein completes Exemplar. — Andere Liebhaber, die ihre Wappen nicht inseriren lassen, gleich-

wohl

wohl aber ein Exemplar verlangen, pränumeriren nur Einen Reichsthaler und zwölf Groschen —

4) Die herauszugebende Adelsmatrickel ist ein, nach alphabetischer Ordnung, entworfenes Verzeichnis, sämtlicher in Teutschland und den nächstangränzenden auswärtigen Provinzen florirenden und in denen Ahnentafeln vorkommenden adelichen und freyherrlichen Familien, deren Zahl sich vor der Hand ungefähr auf 20000. belauft und wo ich bey jeder Familie ihre Landsmannschaft, ob sie bey Stiftern oder Ritterorden oder ritterschaftlichen Corporibus recipirt ist ꝛc. mit gewissen hierzu gewidmeten Signis anzeigen werde. — Ich will diese Schrift ebenfals auf Pränumeration drucken lassen, sie ganz unausbleiblich mit Ausgang des Septembers liefern und bis zu Ausgang des Julii soll die Pränumeration, die nur Einen Species Gulden beträgt, offen stehen.

5) Das Adelsarchiv soll mit Michaeli oder vielleicht noch eher anfangen. Monatlich werden ungefähr 4 Bogen ausgegeben werden, und ich werde da gewiß leisten, was die Aufschrift besaget.

Endlich merk' ich noch an

a) daß die Pränumerations-Gelder gegen gedruckte und von mir eigenhändig unterschriebene Quittungen entweder immediate an mich hieher nach Jena, allwo ich nunmehro meine Wohnung genommen habe, geschickt oder an die Herren Collekteurs der Pränumerationen auf den teutschen Merkur und das teutsche Museum, die ich hierum zum theil schon um Annehm- und Besorgung dieser Gelder ersucht habe, theils aber hiedurch um diese Gefälligkeit höflichst bitte, gezahlt werden, und wer sieben Pränumeranten liefert, erhält das achte Exemplar oder das Geld davor, für die Bemühung.

b) Die Namen der Herren Pränumeranten werden auf Verlangen angezeigt und

c) ich werde von den vier letzten Schriften nicht mehrere Exemplarien drucken lassen, als auf welche pränumerirt worden sind.

Fr. Ludw. Ant. Hörschelmann,

Herzogl. Sachsen-Weimar- und Eisenachischer wie auch Hochfürstl. Schwarzburg-Rudolstädtischer und Sondershäusischer resp. Commißions-Sekretär, Hof- und Regierungsadvokat.



N.C. FABRI DE PEIRESC.

G.M. Kraus del: G.C. Schmidt sc.

Der
Teutsche Merkur.

September 1777.

I.

Colma, eine Kantate.

(Nach dem Ossian.)

Nacht! überall ist Nacht!
Um mich, über mir, unter mir Nacht!
Und ich allein auf dem bestürmten Hügel!
Berg auf, Berg ab
schwingt der Sturmwind seine Flügel;
und vom Felsen heult der Strohm herab!
Kein wirthliches, gewölbtes Dach
schützt meine Locken vor dem Regen!
Verlohren auf bestürmter Hügel,
seufzt all der Glorie des Wiedersehens ach!
das liebekränkelnde Mädchen entgegen!

Tritt, o Mond, aus deiner Wolkenschanze,
leuchtet, Sterne, mit dem leisen Glanze,
der so wohl verirrter Liebe thut!
Leitet mich zu der bemoosten Erde,
wo, ermattet von der Jagdbeschwerde,
mein Geliebter ruht!

Ich möcht' ihn sehn, nach dieses langen Tages Lasten.
Wie schön muß mein Geliebter rasten!

Und, neben ihm, der Bogen abgespannt,
und schnobend, um ihn her, die Hunde!
Dürft' ich ihn wecken; mit beflammten Munde,
mit weicher, lieber Liebeshand,
wollt' ichs so lose, leise machen;
entzückend sollte sein Erwachen,
gleichwie des Tages unter Rosen, seyn.
Umsonst! hier sitz' ich noch allein!
Mit meiner Thränenflut den Strohm noch mehr zu trüben,
sitz' ich auf des verwachsnen Strohmes Felsen hier! —
O wehe! wehe! wehe mir!
Die Welle braußt!
der Sturmwind saußt!
Stimmen und Laute vielerley:
aber ach! die Stimme meines Lieben
nicht dabey!

Was der Thau den Blumen ist,
ist der Seele der Geliebten
des Geliebten Gegenwart.
Weh! o weh der Vielbetrübten,
wann sie sein vergebens harrt!

Was aber zaudert er?
Nahm er die Gegend nicht in acht!
Ach! seine Colma hat sie mehr in acht genommen.
Hier der Fels, der Baum ist da,
und hier der rauschende Strohm,
wo ich zuletzt ihn sah!
Mit dieser Nacht hieher zu kommen
gelobt er mir. Gekommen ist die Nacht,
er aber nicht! Hat er indessen
sein liebetrunknes Wort vergessen?

O Salgar! Salgar! treuer ist die Nacht,
als Manneswort. Wie lange noch verziehn?
Mit dir, o Salgar, wollt' ich fliehn,
Verlassen Vater, Mutter, Freunde,
die Eiserne, die kein Erbarmen bricht!
Wohl! unsre Väter seyn einander Feinde,
wir aber, Salgar, sind es nicht.

Ruht, ihr Stürme! schweigt ihr Wirbel alle!
Still, du Strohm, der wie die Rache heult!
daß mein Ruf ins Thal hinunterschalle,
wo der Abgott meiner Seele weilt.

Salgar! Salgar!
ich bins, die rufet.
Der liebende West vernimmt er nicht
der welkenden Blume lezten Duft?
Wie war dir sonst mein Ruf willkommen,
und heute nicht?
Hier ist der Baum, der Fels ist da,
und hier der rauschende Strohm,
wo ich zulezt ihn sah!
Ich hab' es all in acht genommen.
Das Licht der Nacht geht endlich auf,
im Thale glänzt des Strohmes Lauf,
am graubewachsnen Hügel windet
der jähe Felsen sich hinauf,
die ganze Gegend hüllt sich auf,
All, Alles nah, nur Er und Liebe fern!
Kein treuer Hund verkündet
den Fußtritt des geliebten Herrn.
Allein! allein!
O alle Welt! hier siz' ich noch allein!

Sohn der Nächte, heller schwinge
deine Fackel über Nacht und Welt;
daß mein Blick hinab zur Haide dringe,
die verborgen all' mein Liebes hält!

Was aber liegt dort unten auf der Haide?
Hier einer, ach! dort wieder einer; beyde
dahingestreckt auf ihr Gesicht!
Ach! mein Geliebter! — ach! mein Bruder! — mein Geliebter!
Ihr Freunde, redet doch! o weh! sie reden nicht!
Zerrißner, drängender, betrübter
Nacht all' mein Herz! — Sie reden nicht!
Ach! sie sind todt — sind todt,
noch vom Gefecht die Schwerdter roth! —
Wüthiger Bruder, warum
meinen Liebling mir erschlagen? —
Meinen Bruder mir erschlagen,
wüthiger Liebling, warum? —
Wie liebt ich euch! Nicht Menschenworte sagen,
auch Worte nicht von Göttern offenbart,
wie sehr ihr meine Lieben war't!
Mein Selmar schön, so all' in seiner Kraft
aufblühend wie der Mond, der junge Veilchen schafft!
Sein Vollgespräche, gleich den frischen Thauen,
an der Ferse der fliehenden Nacht!
Und mein Brüder, kalt und kühn im Grauen
der Schlacht!
Warum ihr euch erschlugt, warum?
Antwortet mir! — O weh! sie bleiben stumm!

Hingeblutet ist ihr schönes Leben!
Tod, o Tod, von dir kein Weg zurück!
Was die Liebe Holdes mir gegeben,
nahm die Wuth in Einem Augenblick.

Grimme

Grimme Schwestern, die am Schicksal weben,
war es Pflicht? Ha! war es Pflicht für euch
abzureißen zwey geliebte Leben;
O warum das dritte nicht zugleich?

O redet doch, ihr holden Schatten ihr!
Verstatten Tod und Schicksal noch zu hausen
in diesem weiland oft besuchten Felsen hier?
So redet doch, mir solls nicht grausen;
O redet doch mit mir!
In welcher Gruft, in welchen kühlen Gründen
des Berges soll euch Colma finden? —
Umsonst! umsonst! Kein leiser Laut
antwortet mir aus leisen Winden,
kein Seufzer aus der Windesbraut!
In meinem Jammer sitz' ich hier verborgen,
herzblutig, harrend auf den Morgen,
und härme mich zum Todtenbildniß ab!
Ihr Freunde meiner Todten, wählt das Grab,
doch, bis ich komme, schließt es nicht!
Mein Leben, ohne Sinn und Licht,
schwankt, dämmert hin, wie Traumgesicht!
Hier bleiben ich? Mein Liebstes ich vergessen?
Nein, fröliche Herzen verzeiht es mir,
dem grauen Felsen, scharf von Wasser abgefressen,
hab' ich Gesellschaft zugesagt.
Hier mag mich Harm und Liebe zernagen,
wie das Wasser den Felsen zernagt.
Wann dumpf und kühn der Abend graut,
wann tief im wilden Haidekraut
und in der Forst sich kalte Winde jagen;
dann will ich kühn im Winde stehn,
um meine lieben Todten klagen,
Und: Zieht mich nach, ihr Todten! flehn!

 Dann

Dann vernehme, weit, aus wilder Laube,
mich der Jäger, ferne sich vom Raube,
nachzugehn der Stimme süssem Schall!
Schön betrauren will ich meine Schatten;
wie den kleinen, todten Gatten
die verlaßne Nachtigall!

Dt.

II.
Fortsetzung der Gedanken über die Ideale der Alten.

(S. voriges Stück, S. 169.)

IX.

Unter den Künstlern, welche, nach dem Phidias und Polykletus, über alle ihre Zeitgenossen und Nachfolger sich erhoben haben, stehen Praxiteles und Lysippus oben an, von denen der Erste ungefehr um die 104te, der Andre um die 114te Olympiade geblüht hat. Beyden giebt Quinctilian zum gemeinschaftlichen Unterscheidungszeichen von ihren Vorgängern, daß sie sich der Wahrheit, oder (wie wir zu sagen pflegen) der Natur, mehr genähert als ihre Vorgänger — ad Veritatem Lysippum et Praxitelem accessisse optime affirmant. Dies optime bezieht sich auf accessisse, wie aus dem gleich folgenden

den deutlich wird. Denn (sezt O. hinzu) Demetrius wird deswegen getadelt, weil er die Wahrheit zu weit getrieben (tanquam nimius in ea reprehenditur) oder, weil er die Schönheit der Wahrheit aufgeopfert — d. i. wie man die Worte „Similitudinis quam pulchritudinis amantior„ auch übersetzen kann, weil er sich mehr der Aehnlichkeit als der Schönheit beflissen — welches (im Vorbeygehen gesagt) abermals bezeugt, daß die Alten weit entfernt waren, mit Hrn. L. zu glauben, ein Kunstwerk werde bloß dadurch schön, daß es die würkliche individuelle schöne Natur darstelle, und also desto schöner, je genauer es sich an die Natur halte. Das optime accessisse will also sagen: Praxiteles und Lysippus hätten sich so nahe an die Natur gedrückt, als es das große Gesetz der Schönheit erlauben wollen. Ihre Werke waren folglich eine Art von Idealen, die sich von denen ihrer Vorgänger dadurch unterschieden, daß sie mehr Wahrheit der Natur, mehr Lebenathmendes hatten, einen höhern Grad von Täuschung hervorbrachten, mehr menschliche Empfindung einflößten, als jene. Ich glaube aber bey dieser Aehnlichkeit einen sehr beträchtlichen Unterschied zwischen diesen beyden Meistern zu finden, worüber ich mich hier so gut als möglich zu erklären suchen werde. Ueberhaupt scheint mir, Praxiteles habe sich mehr dem Phidias genähert, und Lysippus dem Polykletus.

Von Jenem besaßen die Thespier einen Liebesgott, den er selbst für sein vollkommenstes Werk erklärt haben soll. (*) Ein Satyr, der zu Pausanias Zeiten noch in Athen zu sehen war, war nach eben dieser

(*) Pausanias erzählt davon folgende Anekdote. „Praxiteles hatte der schönen Phryne die er liebte versprochen, ihr sein bestes Werk zu schenken. Sie sollte aber selbst auswählen. Phryne, die (wie es scheint) ihrem eigenen Geschmack nicht traute, und gerne gewiß gewußt hätte, welches unter seinen Werken in seinen eignen Augen das beste wäre, redete mit einem Bedienten des Künstlers ab, daß er einsmals, da sein Herr den Abend bey ihr zubrachte, in größter Bestürzung angelauffen kam, und die Nachricht brachte, es sey Feuer in seinem Hause ausgekommen, und die meisten seiner Werke seyen schon von den Flammen theils verzehrt, theils sehr beschädiget. O! ich bin verlohren, schrie Praxiteles, wenn mein Satyr und mein Amor verdorben sind. Nun hatte Phryne was sie wollte, und Praxiteles gestund ihr d'rauf selbst, sein Amor sey das Schönste seiner Werke. Athenäus erzählt die Sache kürzer, und ist, wie ich glaube, näher an der Wahrheit. Er sagt bloß: Praxiteles habe ihr zwischen seinem Kupido und seinem Satyr die Wahl gelassen, und Phryne habe, wie billig, den Liebesgott gewählt, und ihn nach Thespien, woher sie gebürtig war und woselbst der Τυραννος θεῶν τε κανθρωπων Ερως einen Tempel hatte, gestiftet. An Anekdoten ist immer etwas wahr und etwas falsch. Der Leser mag urtheilen, ob wir so glücklich gewesen, in dieser das Wahre aufzuspüren.

dieser Anekdote, was er selbst, nach jenem, für sein bestes Werk hielt. Der Satyr war von Erzt, der Kupido von dem schönen Marmor, der auf dem Berge Pantelikus in Attika gebrochen wurde. Sehr wahrscheinlich gehörte dieser thespische Amor — um dessentwillen allein (wie Cicero sagt) die Fremden Thespien zu besuchen pflegten — unter die kleine Anzahl der Ideale von der höchsten Klasse. Dieser Meynung scheint auch der Dichter Simonides (*) gewesen zu seyn, von dem die Vier schönen Verse herrühren, die uns die Anthologie aufbehalten (**) und Grotius in vier fast eben so schöne lateinische (***) übersezt hat. Aber eben diese Verse — zumal, wenn sie (wie Athenäus versichert) an dem Fuße der Bildsäule eingegraben stunden — scheinen das Histörchen des Pausanias sehr verdächtig zu machen, und diesem Amor einen ganz andern

 Ursprung

(*) Ein Enkel vermuthlich des berühmten Dichters dieses Nahmens; denn dieser war lange vor der Geburt des Praxiteles schon gestorben.

(**) Athenäus schreibt sie, ohne hinlänglichen Grund, dem Praxiteles selbst zu.

(***) Quam bene Praxiteles finxit quem sensit Amorem!
De corde exemplum sumserat ille suo;
Meque, mei precium, Phrynae dedit: inde sagittis
nil opus est: videar si modo, sat ferio.

Ursprung zu geben. Was Wunder (sagt der Griechische Dichter) daß Praxiteles den Amor so schön gebildet hat? er fühlte ihn, und zog das Urbild (αρχετυπον) aus seinem Herzen. „ — Wie wahr! wo hätte er auch sonst ein Urbild zum Bilde des Liebesgottes finden können? — Man nehme nun noch an, er habe diesen Amor ausdrücklich für seine Geliebte gemacht, und denke dann, daß diese Geliebte die schöne Phryne war, und daß es ein ewiges Denkmal seiner Liebe seyn sollte — Wie groß mußte da die Begeisterung seyn, in der seine Seele die Idee davon empfieng, und die Liebe womit er sie ausführte! Nun ist auf einmal begreiflich warum dieser Amor ein so herrliches Werk wurde; so herrlich, daß man bloß um ihn zu sehen, nach dem Städtlein Thespien reisete, wie man, um die Majestät des Olympischen Vaters anzubeten, nach Elis — und, im Anschauen der liebehauchenden Schönheits-Göttin hinzuschmelzen, nach Knidus reisete. Und nun ist auch begreiflich, warum dieses Bild der schönen Phryne so heilig war, daß sie es, als ein von dem Gott der Liebe erschaffnes Werk, ihm selbst wiedergeben wollte, und jeden andern Ort als seinen ältesten Tempel für dessen unwürdig hielt. — Alle diese Gründe, den Thespischen Amor für ein Ideal der ersten Klasse zu halten, bekommen ein neues Gewicht dadurch — daß, wenn Praxiteles irgend einen schönen Knaben seiner

Zeit

Zeit zum Modell genommen hätte, die Griechen viel zu große — Knabenliebhaber waren, als daß sich der Name desselben nicht durch Tradition und Schriften erhalten hätte. Man zeigte zu Plinius Zeiten einen Amor mit einem Blitz in der Hand, von welchem versichert wurde, daß er den Alcibiades in seinem Knabenalter (*) vorstelle. Wäre der Thespische Amor nicht ein völliges Ideal gewesen, so würde man gewiß den schönen Knaben auch genannt haben, der sich hätte rühmen können, das Modell zu einem so bewunderten Werke gewesen zu seyn. Seine Familie und seine Vaterstadt hätten sich gewiß soviel auf ihn eingebildet als auf einen Pentathlischen Sieger in den Olympischen Spielen.

Eine andre Beschaffenheit aber hatte es mit der Knidischen Venus, bey welcher Phryne — wie nicht geläugnet werden kann — auf gewisse Weise zum Modell diente; es sey nun, daß Sie den Praxiteles dadurch für seinen Amor, oder der Künstler Sie durch diesen für seine Venus, die er ihr schuldig zu seyn glaubte, belohnen wollen.

Ich

(*) Alcibiades führte in seiner Jugend, wenn er zu Felde zog, einen goldnen Schild, auf dem ein Blitzewerfender Amor zu sehen war — sagt Plutarch im Leben dieses holden Taugenichts. Dies gab ohne Zweifel einem spätern Bildhauer die Idee von jenem Amor in Gestalt des Alcibiades als Knabe. Der Meister war unbekannt, man muthmaßte aber, daß es Skopas oder Praxiteles seyn müßte. *Plin.* XXXVI. S. IV. n. 9.

Ich widerspreche durch dieses Eingeständniß demjenigen nicht, was ich oben gegen den Athenäus oder das Vorgeben „diese Venus sey ein Bild der Phryne gewesen„ behauptet habe; noch räume ich dadurch der Meynung etwas ein, die ich in diesem ganzen Aufsatz bestreite: — aber freylich nicht bestreite — um zu widersprechen, sondern nur insofern ich sie für irrig halte; denn was daran wahr ist, soll ohne Rechthaberey ehrlich zugestanden werden. — „Ich habe oben schon den Unterschied bemerkt, den ich zwischen Vorbild und Urbild mache. Die Knidische Venus war keine Kopie, keine Bildsäule der Phryne — Praxiteles hatte der leztern mehr als eine gemacht; ausser der, die Pausanias zu Thespien sah, befand sich eine zu Rom, an der die Kenner sowohl den Charakter ihrer Profeßion, als die Liebe, womit der Künstler sie gearbeitet, zu bemerken glaubten — auch nicht eigentlich eine idealisierte Phryne — denn so wär es doch noch immer Phryne gewesen, und es sollte eine Göttin seyn, und in einem Tempel aufgestellt die Ehre der Anbetung mit ihr theilen — zwar das Bild einer Venus, aber nicht der Venus Pandemos, sondern der Himmlischen Venus (wie Lucian in der Apologie seiner Bilder ausdrücklich sagt) und dazu hätte sich doch wohl Phryne selbst ein Gewissen

Plin. XXXIV. p. 654. der Harduin. Ausgabe, die ich hier immer citire.

ſen gemacht, das Original zu seyn. — Aber was war es denn, und wozu konnt' ihm Phryne dabey helfen, wenn es ihr nicht ähnlich sehen durfte? — Ich kann mir noch ein Drittes denken. Phryne, die schönste Figur ihrer Zeit — und seine Geliebte — sollte ihm nur zum Mittel dienen, sich vollkommner zu begeistern; nur zur Stuffe, von der sich seine Einbildungskraft zur Idee der Göttin der Schönheit und Liebe hinaufschwingen wollte. — Dies war wenigstens seine Absicht; und wenn er sie (wie es scheint) nicht völlig erreichte, so lag der Fehler — an der Liebe — an Phrynens Schönheit, die durch die Begierde seiner Imagination und Kunst ein Dementi zu geben ohne Zweifel neue Reitze erhielt — an der Schwachheit und den Schranken der menschlichen Natur. — Daher, däucht mich, erklärt sich auf eine sehr natürliche Art all das Wunderbare, und zum Theil Paradoxe, was die Alten von den Würkungen dieser Knidischen Venus erzählen. Sie war, wie Plinius sagt, nicht nur das Schönste unter allen Werken des Praxiteles, sondern unter allem was man auf dem ganzen Erdenkreise sehen konnte. (*) Aber sie flößte nicht nur Erstaunen

(*) Diesem widerspricht, was er bald darauf von einer andern unbekleideten Venus des Skopas sagt, die zu Rom im Tempel des Brutus Kallaikus stund, Praxiteliam illam antecedens et quemcunque alium locum nobilitare.

nen und Bewunderung, nicht nur Liebe — sie flößte auch Begierden ein. Aristenät, oder wer der Verfasser der unter Lucians Nahmen fälschlich gehenden Liebesgötter ist, läßt die beyden Jünglinge, deren Reise nach Knidos er in diesem Dialog beschreibt, beym Anblick dieses Bildes beynah von Sinnen kommen, und den einen (sonst einen hartnäckigen Ketzer in Liebessachen) schier zum Stein erstarren, wie er die Göttin von derjenigen Seite beschaut, von welcher auch die Mediceische Venus vor Herrn Smollets Augen (*) Gnade fand. Ja die Küsterin des Tempels erzählte ihnen sogar, mit vielen Umständen, die tragische Geschichte eines jungen Menschen, der sich mit allen Symptomen der rasende

bilitatura. — Plinius ist von dergleichen Widersprüchen nicht immer frey. Wenn er Recht hatte, ihr diesen Vorzug zu geben, und der Grund, warum sie nicht mehr Aufsehens machte, darinn lag, daß (wie er sagt) zu Rom die Größe der Werke, die da zu sehen waren, sie auslöschte: warum machte sie nicht mehr Aufsehens unter den Griechen, eh sie nach Rom gebracht wurde? — Doch, vielleicht war sie in einem höhern Styl gearbeitet, oder (nach unsrer Classification) ein Ideal von der ersten Klasse — und eben darum, weil sie weniger sinnlichen Reiz hatte als die Venus des Praxiteles, weniger geschickt, ihr beym großen Hauffen den Vorzug streitig zu machen?

(*) S. den 28. Brief seiner Reise durch Frankreich u. Italien.

sendsten Leidenschaft in die marmorne Göttin verliebt, und endlich — noch einen Beweis davon, der sich nur auf Lateinisch (*) erzählen läßt — sich aus Verzweiflung ins Meer gestürzt habe. Mit weniger Wuth, aber in einem der Göttin würdigern Entzücken, bricht der Epigrammen-Dichter Antipater (im vierten Buche der Anthologie) in die ekstatischen Fragen aus:

Τις λιθον εμψυχωσε; τις εν χθονι Κυπριν εσειδεν;
Ἱμερον εν πετρῃ τις τοσον ειργασατο;

Wer beseelte den Fels? wer sah dich, Cypris, auf Erden?
gab dem fühllosen Stein diesen allmächtigen Reiz?

Diese

(*) Ferunt amore captum quemdam, cum delituisset noctu simulacro cohaesisse, eiusque cupiditatis indicem esse maculam. *Plin.* L. XXXVI. p. 726. Es ist sehr erlaubt an Wundern dieser Art zu zweifeln, wenn sie uns auch schon von Küstern und Küsterinnen erzählt werden. Indessen bestättigt doch Clemens Alexandrinus (in der löblichen Absicht das Heydenthum dadurch schamroth zu machen) die Wahrheit dieser Begebenheit durch das Zeugniß eines gewissen Posidippus, der ein Buch von den Merkwürdigkeiten von Knidos geschrieben. Ob sie dadurch glaubwürdiger werde, ist eine andre Frage — genug, daß die Begebenheit an sich selbst nichts unmögliches ist.

Diese Beyspiele und Augenzeugnisse von dem Effekt, den die Knidische Venus machte, — wenn wir auch abrechnen was die Imagination der Jungen dabey gethan haben mag — beweisen noch immer, was wir damit beweisen wollen — daß sie, zu all der Schönheit, die sie über sterbliche Weiber erhob, einen Grad von Lebhaftigkeit, Reiz und Zauber gehabt habe, den andre Venusbilder, auch die schönsten — die Lemnia eines Phidias — die Venus Hortensis (εν Κηποις) des Alkamenes (wiewohl Lucian einzelne Theile von diesen beyden den nehmlichen Theilen an der Knidischen Venus vorzieht (*) — nicht gehabt haben. Ist sich darüber zu verwundern, da so besondere Umstände zusammenkamen, sie zu dem zu machen was sie war? Eine Phryne zum Modell — Ein Praxiteles zum Werkmeister — die Liebe mit der er arbeitete — das beynahe unmögliche Bestreben etwas noch schöners zu denken als — was man liebt — und dennoch das Ringen der enthusiastischen Einbildungskraft, diese Unmöglichkeit zu überwinden — mir däucht all dies mußte ein solches Werk hervorbringen. Seine Venus verlohr etwas dabey an Göttlichkeit — aber nur so viel als sie (vielleicht gegen seine Absicht) an menschlicherm Reiz gewann; und gerade dies, wodurch sie weniger Göttin war, gab ihr dies

(*) In *Imagin.* c. 6.

dies Herzenschmelzende, dies unwiderstehlich Anziehende, dies Unnennbare, was bey ihrem Anblick Liebesbegierden entzündete, und durch die Unmöglichkeit der Gegenliebe und des Genußes wollüstig peinigte — vielleicht auch bey irgend einem blutreichen, glühenden, sinnlosen, jungen Menschen, der sie täglich zu sehen Gelegenheit hatte, endlich gar wohl die Würkung thun konnte, welche die Küsterin des Knidischen Tempels, mit allgeziemender Devotion, zu Preis und Ehren ihrer Göttin den Fremden zu erzählen pflegte.

Diese Knidische Venus ist es also, von der ich den Begriff derjenigen Art von Idealen nehme, die ich zur dritten Klasse mache — wiewohl diese Venus unter so besondern Umständen zur Welt kam, daß sie, nach der Schärfe zu reden, vielleicht die einzige in ihrer Art war. Ich rechne nehmlich darunter alle Bilder von Göttern und Heroen, wobey sich der Künstler durch den Anblick schöner Individuale geholfen, um ihnen einen höhern Grad von Leben, Reiz und Illusion zu geben, als sie bekommen hätten, wenn er bloß nach seiner Idee oder dem einmal angenommenen Götter-Ideal gearbeitet hätte. Der Vortheil den er dadurch erhielt, fällt, wie der Nachtheil, sogleich in die Augen. Sie verlohren unfehlbar dadurch etwas vom Göttlichen und Heroischen: aber sie waren desto mehr ad hominem;

 weil

weil sie die göttlichen und heroischen Naturen, jede in ihrer Art, näher zu den Menschlein ihrer Zeit herabzogen; hatten eben darum mehr Leben, mehr sinnlichen Reiz; — gefielen also mehr — und mehrern — verschaften ihren Meistern allgemeinern Ruhm — wurden besser bezahlt u. s. w. und all dies war sowohl auf Seiten der Meister als der Liebhaber sehr natürlich. Denn im großen eigentlichsten Ideal war doch nur Ein Jupiter Olympius — quem nemo amulatur; sagt Plinius. — Wer sich auch emporheben wollte, mußte also einen andern Weg einschlagen.

X.

Phidias, Polykletus und Praxiteles hatten — wie alle Meister in welcher Kunst es sey — ihre Schüler und Nachahmer, unter deren Händen gar bald Manier, Handgriff und Locus kommunis wurde, was bey Jenen Genie, Gefühl, Erfindung, Eingebung des Augenblicks oder Werk der höchsten Anstrengung des Geistes gewesen war. Nicht nur der Kanon des Polykletus wurde zum Modell; alle berühmten Bilder berühmter Meister wurden auf tausendfältige Art nachgebildet; die Werke dieser Nachahmer und Kopisten wurden kalt und kraftlos; man entfernte sich von der Natur, ohne sich über sie aufschwingen zu können; kurz, die Kunst war im Abnehmen: als Lysippus erschien, eine neue Bahn betrat,

betrat, und Mittel fand, ohne mit einem seiner Vorgänger in Collision zu kommen, sich den Vorzug über seine Zeitgenossen, die Gunst Alexanders des Großen, und einen Ruhm zu erwerben, den keiner von seinen Nachfolgern zu verdunkeln vermochte. Ich habe schon bemerkt, daß der Charakter, der ihm, nach Quinctilians Zeugnis, mit dem Praxiteles gemein war (nehmlich daß sie sich der Wahrheit, oder der Natur, mehr genähert als ihre Vorgänger) dem Lysippus auf eine ganz besondere Weise zukam. Dieser Künstler scheint weder durch seinen Genie noch durch den Zeitpunkt worinn er blühte, und die Umstände worinn er die Kunst fand, aufgelegt oder aufgemuntert gewesen seyn, sich in die Sphäre der Heroen und Götter zu wagen, die schon mit den Werken so mancher herrlichen Meister erfüllt war. Seine Fähigkeit und Neigung trieb ihn zu Gegenständen, wozu er die Originale alle Tage vor sich sehen konnte, — ein Apoxyomenos (ein Mann, der sich selbst im Bade striegelte) eine betrunkne Flötenspielerin, haben ihn berühmter gemacht als sein Jupiter zu Argos, oder sein Kupido zu Thespien; und sein größter eigentlicher Held war Alexander, den er in verschiednen Altern und Stellungen sehr oft und so sehr zum Vergnügen dieses gernseynwollenden Göttersohns gearbeitet, daß er (wie man sagt) von keinem andern Bildgießer noch Bildhauer gemacht seyn wollte. Lysippus bil-

dete auch den Hephästion, Alexanders Liebling, und seine übrigen Freunde ab, alle (wie Plinius sagt) mit vollkommenster Aehnlichkeit. In seinen Werken überhaupt entfernte er sich von der Manier der Alten. Er machte die Köpfe kleiner, arbeitete die Haare fleissiger, hielt sich in den einzelnen Theilen genauer an die Natur, machte seine Figuren schlanker, und nicht so viereckigt, u. s. w. Als er anfieng aus eignem Trieb sich auf die Bildnerey zu legen (er sollte, vermuthlich nach der Bestimmung seines Vaters, ein Grobschmidt werden) war der Kanon des Polykletus das Modell, wornach er studierte. Dies ist wenigstens der Sinn der Antwort, die er Jemanden gegeben haben soll; der ihn fragte: wer denn sein Lehrmeister in der Kunst gewesen? Der Doryphorus — antwortete Lysippus. (*) Und vermuthlich war dies Studium, wodurch ihm die genaueste Beobachtung des schönsten Ebenmaaßes mechanisch geworden, die Ursache, warum die sehr fleissige Beobachtung der Symmetrie (wie Plinius bemerkt) eine der vorzüglichsten Schönheiten seiner Bilder war. — In der Folge aber ermunterte ihn der Mahler Eupompus, sein Landsmann (beyde waren von Sicyon) den ängstlichen Weg zu verlassen, auf dem er ewig ein bloßer mechanischer Arbeiter geblieben wäre. Dieser Eupompus war einer

der

(*) *Cicero de Clar. Orator.* 86.

der berühmtesten Mahler seiner Zeit, ein Rival des Timanthes, und Lehrmeister des Pamphilus, der durch seinen Schüler Apelles berühmter worden als durch seine eigne Werke. Der junge Lysippus fragte ihn (*) welchen unter seinen Vorgängern er sich eigentlich zum Muster genommen? Eupompus wies auf eine Menge Volks, die eben auf einen Marktplatz vor ihren Augen wimmelte — Hier sind meine Modelle, sagte der alte Mahler; die Natur selbst, nicht den Meister muß der Künstler nachahmen, der es verdienen will, dereinst selbst unter die Meister gezählt zu werden. Lysippus ließ sichs gesagt seyn — aber die Nachbildung der Natur war es doch nicht allein, was ihn in der Folge so berühmt und beliebt machte. Wenn ich alles, was uns von ihm gesagt wird, zusammennehme und vergleiche, so däucht mich es komme so viel heraus: daß er in seinen Bildnißen die Schönheit mit der Aehnlichkeit zu vereinigen gewußt, und in seinen übrigen freyern Werken die individuelle Natur mehr in einzelnen schönen Theilen als im Ganzen zum Modell genommen. Er studierte die Natur, ahmte

 sie

(*) Es finden sich bey dieser Anekdote chronologische Schwierigkeiten, auf die, meines Wissens, noch niemand acht gehabt. Wenigstens muß Eupompus, als er dem Lysipp diese Antwort gegeben, ein sehr alter Mann gewesen seyn.

sie nach, stellte sie dar — aber nicht wie sie war, sondern wie Er sie sah und sehen wollte; ließ bey Nachahmung individueller Natur das Fehlerhafte weg, oder wußt es zu verbergen; zeigte was an jedem das Schönste war, auf die Weise, die dem Ganzen die vortheilhafteste schien, kurz, verschönerte seine Originale, und gab ihnen doch so viel von Wahrheit und Leben, daß sie im Ganzen Täuschung hervorbrachten, und also von jedem beym ersten Anblick erkannt wurden. Dies war ohne Zweifel der wahre Grund, warum er so viel Statuen nach der Natur zu machen bekam, und warum sich Alexander von niemand als vom Lysippus bilden, so wie er sich allein vom Apelles, dem Mahler der Grazie, mahlen lassen wollte. Seine Werke waren also mit aller ihre Natur, dennoch eine Art von Idealen; seine Bildniße verschönerte, einzelne Natur, durch Weglassung oder Versteckung des Tadelhaften und Unvollkommnen idealisiert; seine andern Stücke — symmetrische Zusammensetzungen schöner Theile, zu einem homogenen Ganzen zusammengeschmelzt, wie Hr. K. von dieser Art der Idealen, sehr richtig sagt. Dieser Kunst also, das Individuelle zu idealisieren, einer Kunst, wozu mehr Geschmack und Urtheil, als Hoheit und Feuer des Geistes und productive Kraft erfodert wird — hatte er eigentlich seinen großen Succeß zu danken. Denn Demetrius, der sich bloß an die Natur hielt, wurde gerade

rade deßwegen getadelt — nicht etwan weil seine Werke Flickwerke oder Karikaturen waren, sondern weil sie zu wahr, zu getreu nach dem Leben abgeformt waren — tanquam nimius in Veritate. So gewiß ist es, daß die Alten sich nichts davon träumen ließen, daß Kunstwerke desto schöner würden, je mehr sie individuellen Naturen ähnlich wären.

Ueberhaupt ist nichts natürlicher, als daß Hr. L. von der Schönheit andere Begriffe hat als die Künstler — Wie sollt' es bey seiner aufs äußerste getriebnen Idee von der menschlichen Natur, bey dem sonderbaren physiognomischen Sinn, der ihm eigen ist, und bey dem Enthusiasmus, womit er dies Studium treibt, anders seyn können? Ihm ist jedes Gesicht, von Raphaels Angelico Sembiante bis auf den Silenenkopf des Sokrates, physiognomisch schön. Je eckichter, je besser! — Aber davon hatten die Griechen keinen Begriff. Unter den Freunden des Sokrates war es eine eben so ausgemachte Sache, daß Sokrates einer der häßlichsten, als daß er einer der weisesten und besten Menschen sey. Immer mag sich Hr. L. ereyfern, (wir haben nur zu oft Gelegenheit Chorus mit ihm zu machen) wenn ihm seine Mahler, Zeichner und Silhouettenschneider „so manches Gesicht verdorben haben, das ihm, „trotz aller ihrer factizen Kunstregeln, mit seinen „kecken Zügen, schärfern Einschnitten und all

 „dem

„dem Unwesen, dem sie zu steuren suchen, viel „anziehender und höhersprechend war als ihr fein „poliertes Nachbild mit all seiner Idealschminke„ — Er hat nur zu sehr Recht! Aber wenn ihn dieser gerechte Eifer ins Allgemeine fortreißt, wenn er den guten Phidiassen, Alkamenen, Praxitelessen und Apellen unter den Bart sagt: „O da oder dort „eine Warze weglassen, einen starken Zug zie„hen, einen scharfen Einschnitt abstümpfen, eine „weit vorhangende Nase abkürzen, das könnt „ihr„ — oder, wenn Er meynt: „das was uns „(armen Kröpeln und Ungeziefern aus der Hefe der „Zeit) an den Alten Ideal scheine, sey ihnen „nicht ideal, sondern vermuthlich unbefriedigen„des Natur-Nachhinken der Kunst gewesen„ — Dann spricht er wohl — nicht wie einer der die Alten gelesen hat, und — wenn mans sagen darf — nicht mit allem Respekt, den die Dii manes der besagten Phidiassen, Praxitelessen u. s. w. von einem Jeden fodern können, der — keinen Jupiter Olympius und keine Venus Knidia gemacht hat. — Doch, um Verzeyhung, wenn dies ein Absprung war!

XI.

Ich habe also — beym Schein des schwachen Lämpchens, das uns die unvollständigen Nachrichten der alten Schriftsteller von ihren Künstlern und Kunstwerken vortragen — vier Arten von Werken

unter-

unterschieden, denen man insoferne als sie alle — nicht etwan aus Unvermögen, sondern aus Vorsatz ihrer Meister — etwas anders als bloße Abbildungen einzelner Natur waren, den gemeinsamen Nahmen der Ideale beylegen kann, und die man, wie mich dünkt, mit Unrecht unter diesem Geschlechtsnahmen mit einander zu vermengen pflegt. Wenn wir jedoch auf der andern Seite den großen Unterschied sowohl zwischen diesen verschiednen Arten selbst — als zwischen dem Grad des Genies, welcher einen Jupiter Olympius des Phidias, oder einen Doryphorus des Polykletus, oder eine bloße Nachahmung dieses Doryphorus hervorzubringen erfodert war, erwägen: so werden wir finden, daß jener Nahme, in seiner edelsten und eigentlichen Bedeutung, nur den Bildern idealischer Wesen und auch unter diesen nur denjenigen mit Recht zukomme, welche aus dem höchsten Grade künstlerischer Begeistrung, aus der angestrengtesten Bestrebung sich über die schönste und erhabenste sichtbare Natur emporzuschwingen, entstanden und — wie der Römische Plato in der obenangezognen Stelle sagt — nach einem in der Seele des Künstlers erzeugten Urbild mehr als menschlicher Vollkommenheit gebildet worden.

Nach diesem Begriff ist noch immer ein großer Unterschied zwischen dem was in Bildung der

Griechischen Götter und andern fabelhaften Naturen conventionell, d. i. dem, was, nach den einmal angenommenen Begriffen, jeder Gottheit eigen und allen Göttern gemein war, (*) und zwischen der Idee, nach welcher ein Phidias unmittelbar seine Minerva oder seinen Jupiter bildete. Eine Statue des Jupiters, der Venus, des Apollo, u. s. w. konnte sehr gewissenhaft nach der Vorschrift dessen, was man das Götter-Ideal nennen kann, gearbeitet seyn, und dem ungeachtet unter den großen Meisterstücken, die ich vorzugsweise Ideale nenne, keinen Platz verdienen. Dies bedarf keines weitern Zeugnisses als des Augenscheins mancher antiker Apollo's und Bacchus und Dianen und Grazien und Venusbilder, welche, bey aller ihrer conventionellen Deität, sehr wenig geschickt sind, unsre Einbildungskraft in den Homerischen Olympus zu versetzen.

Aber — höre ich sagen — auch Ihr, mit allem was ihr uns schon in etlichen Bogen von Idealen und

(*) Dies allgemeine und besondere Götter-Ideal, welches ich, ungeachtet es sich auf sehr richtige und feine Objective Begriffe gründete, von darum weil es für die Künstler vermög einer stillschweigenden Uebereinkunft Gesetz war, conventionell nenne, hat Winkelmann, bekanntermaßen, in der Gesch. der Kunst eben so ausführlich als gelehrt und scharfsinnig abgehandelt.

und Urbildern vorgeschwazt, habt uns noch immer keinen deutlichen Begriff davon gegeben, was ihr unter dieser Idee, diesem Urbild, dieser eximia quadam specie pulchritudinis, die z. E. in der Seele des Phidias saß als er seinen Jupiter bildete, verstanden wissen wollt. Gebt der Wahrheit die Ehre und bekennt: daß es entweder ein Gespenst ist, das gerade so viel Grund in der Natur hat als alle andere Gespenster — teutsch zu reden, daß ihr und euer Cicero selbst nicht recht wißt was ihr sagt — oder daß dieser so hochgepriesne Jupiter Olympius — von dem ihr ohnehin gut reden habt, da niemand hingehen und sehen kann was an der Sache ist — weder mehr oder weniger war, als eine Zusammenschmelzung von gesehenen Würklichkeiten, und im Grunde doch nichts besser als Karikatur und unbefriedigendes Nachhinken der Kunst, der ewigunnatürlichen Kunst, nach der unendlichmal schönern Natur der schönern und bessern Menschen, mit denen das Land der Pelasger in den goldnen Zeiten des Perikles geziert war. „

Nun, ja dann! Wir wollen bekennen was zu bekennen ist. Am Ende — behalte auch Recht wer da will — bleibt doch immer Soli Deo Gloria; und niemand in der Welt kann ein Interesse darunter haben, die Kunst mit der Natur zusammenzuhetzen, oder die eine auf Kosten der andern zu erheben: Denn

Denn — wohl zu merken! — auch die Natur, von der diese ganze Zeit über die Rede war, ist ja wahrlich nicht die Natur selbst, sondern bloß die Natur, wie sie sich in unsern Augen abspiegelt — und dies rückt Natur und Kunst um ein beträchtliches näher zusammen. Es wäre freylich ein lächerlich Beginnen, wenn ein Erdenklos sich hinsetzen und aus Thon oder Stein — mit unserm Herrn Gott in die Wette Menschen machen wollte. Aber der Versuch ein Schattenbild (und das sind doch wohl alle unsre Sinnenbilder?) nachzuzeichnen oder nachzubilden, hat nichts das die Kräfte der Menschheit übersteigt? Und daß der menschliche Geist — DEVS IN NOBIS! fähig sey sich etwas schöneres, reineres und vollkommeneres zu denken, als die durch den ersten Fluch des Schöpfers und die Sünde unsrer Stammeltern und die Peccata Mundi von mehr als hundert Generationen gedrückte, angesteckte, verpfuschte und verhunzte Menschengesichter und Menschenleichname — wie sie nun bereits einige tausend Jahre auf diesem garstigen Erdklumpen herumkriechen — ist a prima vista weder eine ungereimte noch gottlose und dem Schöpfer der Natur — der (so viel ich weiß) auch der Schöpfer der Kunst ist — zu nahe tretende Behauptung.

Ich bekenne also fördersamst und läugne nicht — daß es allerdings, wenn man von dem Jupiter Olympius

pius des Phidias spricht, ein schlimmer Umstand ist, ihn nicht selbst gesehen zu haben. Da nun aber diesem Uebel nicht zu helfen steht, so kömmt es itzt nur darauf an, wie viel wir die Zeugnisse und Urtheile derjenigen, die das Glück hatten ihn gesehen zu haben, gelten lassen wollen oder nicht; und hierinn läßt sich freylich Niemanden etwas vorschreiben. Aber dies wenigstens ist gewiß, daß unter allen, die von diesem Wunder der Kunst als Epopten reden, keiner sich so ausdrückt, daß man nur auf die Vermuthung kommen kann, er habe es für ein aus Nachbildung lebender Originale entstandnes Werk gehalten. Wäre dies hier der Fall gewesen, welcher unter allen Griechen, mit denen Phidias lebte, hätte mehr Anspruch haben können, zum Modell eines Jupiter Olympius zu dienen, als eben dieser Perikles Olympius, den die Theaterdichter seiner Zeit so gerne — nicht zum Spott, sondern aus Demokratischer Eyfersucht — mit dem Beherrscher des Olympus zu vergleichen pflegten? Und bedenken wir noch, daß Perikles der Gönner, der Beschützer, der Freund unsers Künstlers war: wie glaublich, daß Phidias diese Gelegenheit ergriffen haben werde, ihm auf diejenige Art, die seinem Stolz am meisten schmeicheln mußte, die Cour zu machen? — Allein so glaublich es immer seyn mag, so gewiß können wir uns darauf verlassen, daß Phidias der Mann nicht war, dem so ein Gedanke nur im Traum ein-

fallen

fallen konnte — Und daß die Griechen, der Colossalischen Vergrößerung ungeachtet, den Donnerer von Athen ersten Blicks erkannt haben würden, wenn ihm der Olympische nur einigermaßen ähnlich gesehen hätte, dürfen wir gleichfalls kecklich glauben. Hätten sie ihn aber erkannt, traun! sie würden die Entdeckung nicht verheimlicht haben. Jeder Komödienschreiber hätte geeilt der erste zu seyn, der seinen lieben Landsleuten ins Ohr sagte: sie möchten vor der Majestät dieses vermeynten Jupiters nicht zu sehr erschrecken; es sey nur Perikles, des Xantippus Sohn, Schinokäphalos oder der Zwiebelkopf zubenahmset, neun oder zehnmal größer und dicker als er unter seinem eignen Nahmen zu seyn pflegte, und um die Griechischen Gansshäupter zum Besten zu haben, in einen Jupiter travestiret. Man sieht klärlich, es konnte das nicht seyn. Es bleibt also nichts weiter übrig, was uns die Erzeugung dieses Jupiters erklären kann, als — daß wir annehmen, er sey entweder aus Zusammenschmelzung entstanden, oder — nach einem Gespenst gebildet worden.

Was die Zusammenschmelzung betrift, so kan ich mir eine zwiefache Art derselben denken. Es ists nehmlich entweder der Künstler, der die Operation vornimmt, oder Mutter Natur verrichtet sie eigenhändig. — In jenem Falle kann wohl so etwas wie der Doryphorus des Polykletus oder ein

Lysip-

Lysippischer Jupiter draus werden: aber daß ein
olches Flickwerk, aus Fragmenten einzelner Grie-
henköpfe und Griechenkörper, so symmetrisch als
nan immer will, zusammengesezt, die große Wür-
ung hätte thun können, die der Jupiter des Phi-
ias (obenbemeldtermaßen) würklich gethan hat,
cheint mir so wenig glaublich, daß ich, wenn kein
nder Mittel ist, lieber annehmen will, die Natur
elbst, in so fern sie in der Imagination der
Renschenkinder ihr verborgnes Werk und Wesen hat,
abe die Zusammenschmelzung vorgenommen. Daß
ie eine solche Schmelzerin ist, wird niemand läug-
en: allein w i e sie es dabey anfange, ist ein Ge-
eimnis, das uns, meines Wissens noch kein Psy-
hologus begreiflich gemacht hat. Die Sache bleibt
lso noch immer so dunkel als zuvor, und wir mögen
ns wenden und winden wie wir wollen, so werden
vir genöthigt seyn zu bekennen: daß Phidias nach
iner in seiner Seele schwebenden Idee gearbeitet
abe. Wie er zu dieser Idee gekommen, wird
adurch nicht deutlicher, wenn wir sagen: sie sey
ine Zusammenschmelzung gesehner Würklichkeiten—
Im Grunde verliehren wir nichts dabey wenn wir
ie ein Gespenst schelten lassen, und gestehen daß
vir von der Erscheinung dieser Art von Gespenstern
n den Köpfen der Dichter, Bildner und Mahler eben
o wenig verstehen, als von dem Gespenst das dem
Brutus zu Philippi erschien, oder von irgend einem
andern

andern Gespenst, Geist, Kobolt und Einwohner der unsichtbaren Welt, wes Nahmens, Standes und Würden er seyn mag, der jemals einem Sterblichen erschienen ist von Anbeginn der Dinge bis auf diesen Tag. Ich trage allen Respekt vor Herrn Johann Locke und seinem grossen Grundsatz *Nihil est in intellectu* &c. Die Epikuräer und viel andrer ehrlicher Leute haben ein Paar Tausend Jahre vor ihm eben so viel davon gewußt als er. Aber Troz diesem grossen Axioma, womit man, wie mit dem Escalibor des Königs Artus, auf einmal so große Stücken herunter hauen kann, wird auch von dem Mikroskosmos in unserm Hirnkasten ewig wahr bleiben, was Shakespears Hamlet von Himmel und Erde sagt: „es giebt gar viele Dinge da, wovon sich unsre Philosophie nichts träumen läßt.„ Es ist eitle und vielleicht verwegene Mühe, alles was in dem geheimnißvollen Abyssus unsrer sich selbst so wenig bekannten Seele vorgeht, so mechanisch erklären und handgreiflich machen zu wollen, wie man die Bewegung eines Bratenwenders erklären kann. Ich erinnere mich noch sehr lebhaft, daß ich als ein Knabe von vierzehn Jahren, und auch schon lange zuvor, bey äussern Veranlassungen die auf tausend andre nichts dergleichen würkten, Gespenster und Erscheinungen aus der idealischen Welt in meiner Seele sah, die ich mir selbst weder aus Zusammenschmelzung oder Association meiner damaligen

Sensa-

Sensationen noch aus irgend einer andern Ursache erklären kann. Denn Kunstwörter, alte oder neu-geschmiedete, erklären nichts. Aber müssen wir denn alles erklären wollen? und ist es nicht genug wenn wir wissen: so ist die Sache! — Man säge mir nicht, das heiße ohne Noth die weislich verbannten Qualitates occultas zurückberufen wollen; denn ich will nichts damit erklären; ich will nur, daß man nicht durch unzulängliche Data und Heischesätze, denen man mehr Ausdehnung giebt als sie haben, zu erklären meyne, was sich nicht erklären läßt. Der Weg des Genies ist der fünfte zu den vier Wegen, die dem König Salomo zu wunderlich vorkamen (Sprüchw. Sal. Cap. 30. v. 18. 19.) Aristoteles und zwanzig Andre konnten wohl über die Werke Homers philosophiren; aber keiner von ihnen hat uns noch ein Rezipe geschrieben, wie man eine Ilias machen kann, oder uns erklärt, wie die Ilias in Homers Schädel entstanden ist. Warum sollt es mit Werken, wie der Jupiter des Phidias nicht eben so seyn? — Hr. L. wenn er uns, mit der Gewißheit eines Augenzeugen, sagt: „Die Griechischen Künstler hatten schönere Menschen um „und an sich wo sie stunden und giengen„ — verweißt uns — auf die vorhergesehene Frage: Schöner? Woher? — an den lieben Gott: „Frage den der sie schuf„ sagt er. Warum sollte nun ich dem der mich fragte: „Woher kamen den

„Phidiassen die Ideen, nach denen sie arbeite„ten?„ — nicht auch antworten dürfen: frage den der sie schuf! Diese Antwort, wiewohl sie von der Art derjenigen ist, die man Cavalierisch zu nennen pflegt, würde mir hier gleichwohl besser ziemen. Denn ob die Menschen, welche Phidias um und an sich hatte wo er stund und gieng, schönere Menschen waren als die welche Michel-Angelo um und an sich hatte, ist res facti, und soll erst noch, si Diis placet, historisch erwiesen werden; es wäre also nicht sehr manierlich, wenn wir unsern Herrn Gott fragen wollten: wie und warum er die Griechen schöner geschaffen? eh wir noch wissen, ob er sie schöner geschaffen: aber daß Phidias, als er seinen Jupiter machte, eine Idee von ihm in seiner Seele hatte, ist so gewiß res facti, als — daß er sich bewußt war was er machen wollte.

Ich habe oben schon, wie billig, anerkannt, daß die schöne (wiewohl nicht eben schönere) Natur, und die Gelegenheiten sie mehr zu ihrem Vortheil zu sehen, nothwendig das Ihrige zu den schönen Ideen der Griechischen Künstler beygetragen haben müsse. Was ich läugne ist nur, daß dieser Umstand so viel, daß er Alles (wie Hr. L. behauptet) dabey gethan habe. Denn that er Alles, warum machten die andern Künstler nicht auch so herrliche Werke wie Phidias? Warum gab es unter den Griechischen Bildnern

nern und Mahlern, die doch alle die nehmliche Natur um sich hatten, nur einige Wenige, deren Werke grosse Würkung thaten? Man wird antworten: es verstehe sich von selbst, daß der Mann, der etwas grosses hervorbringen wolle, auch die Fähigkeit, die Natur zu empfinden, aufzufassen, ihre mannichfaltigen Schönheiten in seiner Seele zu concentriren und wieder in seinen Werken auszustralen, in einem hohen Grade haben müsse. Aber da sind wir wieder in der Region der dunkeln Begriffe, und wissen vom Quomodo des Phönomens, das erklärt werden soll, just so viel als zuvor.

Soll ich, mit aller Bescheidenheit, meine Meynung von der Sache sagen? — Die Imagination eines jeden Menschenkindes, und die Imagination der Dichter und Künstler insonderheit, ist eine dunkle Werkstatt geheimer Kräfte, von denen das armselige Abcbuch, das man Psychologie nennt, gerade so viel erklären kann als die Monadologie von den Ursachen der Vegetation und der Fortpflanzung. Wir sehen Erscheinungen — Veranlassungen — Mittel — aber die wahren Ursachen, die Kräfte selbst, und wie sie im Verborgnen würken, — über diesem allen hängt der heilige Schleyer der Natur, den kein Sterblicher nie aufgedeckt hat. — „Hättens nicht die beyden kleinen hitzigen Hengste „ste gethan und der Tollbrägen vom Postillion, der

„sie noch dazu antrieb, der Gedanke wäre mir nicht „in den Kopf gekommen — Er schnaubte daher „wie ein Blitz„ sagt Tristram Shandy. (*) Dies ist die allgemeine Geschichte, wie Dichter, bildende Künstler, Komponisten, und alle das Volk von scharfen behenden Sinnen und feuerfangender Imagination zu ihren schönsten Ideen, ihren glücklichsten Erfindungen kommen. — Eine Veranlassung von innen oder außen ist freylich immer da; aber in neunzig Fällen unter hundert möcht ich den sehen, der mir erklärte, wie just diese Würkung aus dieser Veranlassung, dieser vermeynten Ursache entstehen konnte! — entstehen mußte! —

Indessen läßt sich zuweilen doch wenigstens so viel historisch begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Seele des Mannes, der ein außerordentliches Werk hervorgebracht, in diese ungewöhnliche Begeisterung, Erhitzung und Erhöhung ihrer Kräfte gesezt worden, worinn sie fähig seyn konnte, die Idee zu empfangen, wovon sein Werk die Nachahmung ist. — Dies ist der Fall beym Jupiter Olympius des Phidias. — Aber, ich sehe daß mirs am Raum gebricht — also

das Uebrige künftig.

W.

III.

(*) S. 5 Th. 1 Cap. von Anfang. Nach der Bodischen Uebersetzung.

III.

Freundschaft und Liebe.

Eine wahre Geschichte.

(fortgesezt von S. 49. No. 7. des T. M.)

Sie verließen erst im November das Land. Von Allwina's Verheyrathung war zu B. nicht das mindeste ruchtbar geworden. Die Frage war dort schon lange gewesen, lange vor Hornichs Tode, welche von beyden — ob Allwina oder Henriette Woldemars Gattin werden würde? Aber nach vielem emsigen Gewäsche war nun seit kurzem so gut als ausgemacht, man werde gleich nach der Trauer erfahren, daß Henriette die Braut sey; und so konnten die guten Leute bis dahin sich andre Sachen angelegen seyn lassen. Sie geriethen außer sich vor Bestürzung, die guten Leute, da sie izt so ganz unversehens mit der Nachricht überrascht wurden: Allwina sey — nicht erst die Braut — sie sey würklich seit sechs Monathen schon mit Woldemar vermählt. — Das konnte unmöglich mit rechten Dingen zugegangen seyn! Es mußte etwas dahinter stecken: und nun hatten sie keine Ruhe, bis sie das Wahrscheinlichste nach ihrem Begriff herausgebracht.

Man kann sich die Vermuthungen, die da zum Vorschein kamen, nicht ungeheuer genug denken. Am ärgsten würde Henriette mißhandelt; nicht daß man ihr vorzüglich gram gewesen wäre, sondern weil bey ihr das Wahre den guten Leuten am weitesten aus dem Wege lag. Selten haben — auch die schlimmsten Verläumdungen eine andre Quelle: es ist nur daß die guten Leute nach Maaßgabe ihres Sinnes, Herzens und Verstandes urtheilen; daß sie ihre eigentliche Meynung entdecken, nach bestem Gewissen.

Auf diese Weise geschah es, daß unsere Henriette den Gram erfuhr, ihr Heiligstes in den Koth treten zu sehen. Ihre Freundschaft mit Woldemar wurde auf die schnödeste Weise gelästert; ihre Unschuld mit Schmach angethan ... — Ich habe sie gesammlet in der Stille meiner Seele, die Thränen des Engels, und ich zitterte daß Eine von den meinigen sich darunter mischen möchte: — sollt' ich sie ausgiessen vor Euch — vor einer Menge voll Unreiner, die ich nicht werth hielte nur die meinigen zu sehen; — Euch sollt ich mit keuscher Jungfräulicher Thräne — mit der Weyhe der Unschuld besprengen!

Feig war das Mädchen nicht; Tugend läßt es nicht seyn. Sie blieb dieselbige in allen ihren Handlungen, in ihrem ganzen Betragen: aber in dem

Grade

Grade vermochte Sie ihre Einbildung nicht zu be-
herrschen (und sie wäre lange kein so herrliches Ge-
schöpf gewesen, wenn sie das gekonnt hätte) daß ihr
dabey nicht sehr oft die verkehrten Urtheile der Leute
vorgeschwebt und ihr einen Schauder durchs Blut
gejagt hätten. Ihr geheimer Schmerz ward dadurch
vergrössert, und unvermerkt schlich sich einiger Un-
willen gegen sich selbst, und ihm nach einige Bitter-
keit gegen die Menschen in ihr Herz, das bis dahin
den reinsten Frieden genossen hatte.

Woldemar hatte von allen denen Verläumdun-
gen, welche zu B. herumgeflüstert wurden, wenig
erfahren, weil er von den Einen zu sehr geliebt, und
von den Andern zu sehr gefürchtet war. Jedermann
wußte, daß er Dinge dieser Art mit einem fürchter-
lichen Grimm empfand, und daß sein Hohn verzeh-
rendes Feuer war. Den Nichtswürdigen auszu-
weichen, sich um ihrentwillen zu bequemen, oder
Wege der Klugheit einzuschlagen: — das spie er
an: in allen solchen Fällen war seine ganze Seele
lauter Trutz. Ueberhaupt — fühlte er seine Stär-
ke, und brauchte zu seinem Recht gerne Gewalt.

Was sich mit Henriette zutrug, entgieng eine
Zeitlang seiner Beobachtung; und als ihn endlich
dänchte er nähme etwas verändertes an ihr wahr,
besonders in Absicht seiner, da suchte er sichs auf

 alle

alle Weise auszureden. Er war seit dem Vorfall nach der Entdeckung, die ihm Luise gemacht, äußerst schüchtern, und gegen sich selber mißtrauischer als jemals geworden; aber eben das mußte seine Aufmerksamkeit, da sie einmahl gereizt war, nur in desto stärkern Trieb setzen. Selbst indem er darauf bedacht war sie abzulenken, stellte er, wider seinen Willen, Beobachtungen an; und so gerieth er, immer unwillkührlich, endlich dahin, daß er seine Freundin bald hie bald da auf die Probe sezte. Verschiedene dieser Proben fielen so aus, daß seine Bemerkungen dadurch bestätiget schienen. „O, das wollt' er nicht! falsch sollten sie befunden werden, durchaus falsch — sie mußten es — beym Himmel, sie mußten!„ — Der Unglückliche stand am Abgrunde der Verzweiflung, und durfte nicht einmahl fürchten. — „Keine Sorge! rief er schwindelnd, keine Sorge! Bey allem was heilig ist, ich bin nur ein Thor! — Gott weiß, ich bin nur ein Thor — und es wird offenbar werden!„ — So drang er immer weiter voran; gieng unabläßig hin und her in dem Nebel der zwischen ihm und seiner Freundin aufgestiegen war — ob er nicht verschwände? Zuweilen, nah' bey, da schien er weg zu seyn; — einige Schritte davon, ach, da war er wieder! Dann schwoll ihm das Herz bis zur Beklemmung; und was er begann um des Dranges los zu werden, war alles eitel; bis etwa ein Ausbruch von Zärtlichkeit

und

und Wehmuth in Henriettens Armen ihm wieder einige Erleichterung verschaffte.

Schon vorher, nehmlich seitdem er das Geheimniß von Henriettens Gelübde erfahren hatte, war mehr Lebhaftigkeit, aber damit auch, von seiner Seite, mehr Ungleichheit in seinen Umgang mit ihr gekommen. Alle seine Empfindungen für sie waren bey diesem Vorfall außerordentlich erregt und in eine Art von Gährung gesezt worden, und (wie einem, dem ein theures Geschöpf, das seine ganze Wohlfahrt trägt und bindet, in Gefahr schwebt) fühlte er izt doppelt ihren Werth und all seine Liebe für sie. Da ergriff er sie dann manchmahl und schlang sie fest und immer fester in seine bebenden Arme — „Du bleibst mir doch, Henriette? sagte er zu ihr — du Einzige, du Unersetzliche! — ich verliere dich nie? — nicht wahr, ich verliere dich nie? — Tausend Tode — eher als dich missen! — O, du weißt nicht, wie an dir mir alles hängt, wie an dir mir so alles gelegen seyn muß, und was das für eine Liebe ist, mit der ich dich liebe! „ — Henriette ließ ihr ganzes Herz ihm hierauf die Antwort geben. Es fiel ihr nie ein, dergleichen ungewöhnliche Bewegungen ihres Freundes einer andern Ursache, als seiner gegenwärtigen Lage zuzuschreiben, welche alle Saiten seines Herzens gestimmt zu haben schien, von jeder Empfindung den höchsten

 Ton

Ton in vollem Klange anzugeben. Aber nun, ganz neuerlich, hatte sie angefangen etwas stutzig zu werden. Das konnte nicht ausbleiben, zumahl bey dem Gemüthszustande, worinn wir sie erblickt haben. — Woldemars Begegnungen mußten die Peinlichkeit desselben vermehren, und da sie je länger je zudringlicher wurden, nach und nach in der Seele des Mädchens eine geheime Empörung zuwege bringen.

Henriette wußte nicht wie ihr geschah. Bisher hatte sie ihrer Freundschaft für Woldemar weder Maaß noch Ende gewußt; nicht der entfernteste Gedanke an dergleichen war ihr je in die Seele gekommen: und nun auf einmahl — was? — Es ließ sich nicht ausdenken. — Schranken! — Grenzen! — Einer solchen Freundschaft — Woldemars und Henriettens Freundschaft! — Grenzen? — Schranken? — Wie? Warum? Welche? — Sie glaubte von Sinnen zu kommen.

Sie fühlte — mit unendlichem Zagen, daß sie ihrem Woldemar sich offenbaren mußte. — Ja, sie wollte! — Aber in fürchterlichen Finsternißen lag ihr Entschluß. Da kam unversehens Gelegenheit und Augenblick, und drängten sie zur That.

Es war in Woldemars Hause auf einem Gastmahl. Henriette befand sich in der höchsten Spannung,

nung, und kaum wollt' es ihr gelingen, indem sie alle ihre Kräfte zusammengerafft hielt, die Bedrängniße ihres Herzens zu verbergen. Woldemar fuhr zusammen von ihrem Anblick, suchte aber seine Befremdung durch einen desto wärmern Empfang unmerklich zu machen; aber starr sanken darauf seine Arme an ihr herab. Henriette fühlt' es, und beyde überlief es kalt. Woldemar sah sie an — und wieder an — und wieder — bis Schwindel und Blindheit ihn zwangen abzulassen. — „Verlohren! verlohren! schrie's in seiner Seele, verlohren!„ — Er hatte sich umgekehrt und stand am entlegentsten Fenster, sein Gesicht an eine Scheibe geheftet, und sah gerad auf gen Himmel. Sein Bruder und Caroline, die zu ihm traten und sich nach seinem Befinden erkundigten, und seine Gäste, die nacheinander ankamen, erlaubten ihm nicht in dieser Stellung zu verweilen. — Er hätte sein Leben gewagt um einige Minuten mit Henrietten allein zu seyn. — Henriette litt Todesangst. — Auf einmahl gieng sie auf ihren Freund zu: „Lieber Woldemar, sagte sie zu ihm, indem sie ihm die Hand drückte, nicht wahr, wir haben etwas mit einander zu reden? Auf den Abend! Nur bis dahin, Lieber, sey ruhig!„ — Diese Worte, noch mehr die liebevolle Miene, welche sie begleitete, erhellten Woldemars Gemüth auf einige Augenblicke; aber kaum daß er recht zu Gedanken darüber gekommen war, so kehrte seine Unruhe desto

unter:

unerträglicher zurück. Sehnsucht, Erwartung und Furchten trieben ihn bis zur Verwirrung umher. — „Es war also richtig, Henriette hatte etwas auf dem Herzen — etwas das ihn angieng; — sie hatte es schon lange auf dem Herzen gehabt; schon so lang ihm verheimlicht: was konnt' es seyn?„ — Er verwickelte sich je länger je mehr in diesen Vorstellungen, daß er kaum mehr inne wurde, was um ihn her geschah, sondern unablässig mit Forschen an Henriettens Augen, an ihren Mienen und Geberden hieng. Henriette wurde äußerst verlegen; Woldemar, der ihren Unmuth beobachtete, desto verwirrter. Seine Zerstreuung stieg aufs höchste, und nun begab sich alle Augenblicke etwas, das sie ihm selber auffallend machte. Er erschrack darüber, und begann in der Angst allerley, um sich zu helfen: er wurde laut; warf mit witzigen Einfällen um sich; unterbrach bald hie bald dort ein Gespräch, trank, halb in Gedanken, halb mit Vorbedacht, von verschiedenen Weinen und in weit grösserer Menge als er gewohnt war. Diese gewaltsame Erheiterung, bey dem ganz entgegen gesetzten Gemüthszustande, worinn er sich eigentlich befand, brachte ihn vollends aus aller Fassung. — Man gieng von Tische, und es ward immer ärger mit ihm. Seine Phantasie glühte; — sein Herz zerrann. — Er wußte nicht zu bleiben vor all dem Widersinn, der sein Wesen von allen Seiten auseinander trieb.

Henriette, voll Bekümmerniß, sah sich oft verstohlen nach ihm um. Von ohngefähr, bey einer schnellen Wendung, begegnete sein Auge einem solchen Blick, da flog er auf sie zu, faßte ihre Hand, und stand einen Augenblick vor ihr, als ob ihn die Seele verlassen wollte. Henriette erschrack bis zum Erblassen: — „Allwina winkt mir„ — sagte sie, und sprang ihr an die Seite. Woldemar durchkreuzte einigemahl den Saal; dann kam er wieder geradezu auf Henriette, zog sie bey Seite: „Ich muß, sagte er, ich muß gleich diesen Augenblick mit Ihnen reden; kommen Sie mit. „ — „Das kann nicht seyn, erwiederte Henriette, mit einem äußerst gefaßten Ton; auf den Abend, sagt' ich Ihnen, dabey bleibts. „

Woldemar glaubte in ihrer Miene etwas von Verachtung wahrgenommen zu haben, und gieng mit zerrißnem Herzen davon.

Der Rest des Tages war für beyde entsetzlich. Woldemar strengte sich bis zur Ohnmacht an, und konnte dennoch seine Bewegungen nicht alle zurückhalten. Henriette zitterte von Augenblick zu Augenblick, daß Woldemar sich noch sichtbarer vergessen möchte; es däuchte ihr schon lange, alle Anwesenden seyen heimlich nur mit ihm und ihr beschäftigt. — Und — weiter hinaus — der Ausgang! —

das Ende! — Und ohne weiteres — an sich die bloße Sache — Woldemar und Henriette in solchem Zustande, in solcher Lage? — Mit Qualen der Hölle folterte Beyde dies in gleichem Maaß.

Nachdem die Gesellschaft auseinander gegangen war, führte Woldemar Henrietten nach Hause. Ihrem gepreßten Herzen war so Noth um Luft, und der Zwang neben Woldemar fiel ihr so unerträglich, daß sie (in einer fremden Sprache) schon auf der Straße anfieng sich ihm zu eröffnen, und so ununterbrochen fortfuhr bis hinein in ihr Kabinet. Sie fühlte nicht die mindeste Zurückhaltung mehr, konnte alles nach der Reihe jezt klar heraussagen von Anfang bis zu Ende: was für häßliche Gerüchte entstanden seyen; wie ihr dieselben zu Ohren gekommen; was sie dabey empfunden; was sich nachher in ihr zugetragen; was sie darauf an ihm beobachtet habe; — und nun den ganzen gegenwärtigen Zustand ihrer Seele.... „Dem Himmel sey Dank, fuhr sie fort, daß es noch eben zu rechter Zeit zu einer Erklärung unter uns gekommen ist; aber nun, lieber Woldemar, auch in unserm Leben keine wieder! Lassen Sie uns, was unser äußeres Betragen gegen einander betrifft, einige Schritte rückwärts thun. Seit Allwina ihre Frau ist, und schon etwas vorher, haben wir unvermerkt angefangen uns weniger in diesem Stück zu beobachten. Dies unschuldige

dige Vergessen war so natürlich, es floß so unmittelbar und rein aus den Wendungen unserer Verhältnisse, aus unserer ganzen Lage, war so schicklich zu den Bedürfnißen von Allwinas Herzen — war durchaus so schön — O ich freue mich — ja, ich freue mich auch der Lästerungen, die über mich ergangen sind, weil sie mir darthun, daß ich gerade die Tugenden, welche die Verläumdung mir abspricht, in höherem Grade besitze; daß ich weit besser bin, einen viel höheren Rang habe, als ich selber wußte. — Doch dies gehört so eigentlich nicht hieher. — Aber genug, und es komme woher es wolle, wir geben Aergerniß; und dieser Vorwurf soll auf unserer Freundschaft, da sie dessen sehr wohl ohne seyn kann — wenigstens durch meine Schuld nicht haften. — O ich möchte auf jedweden den Seegen bringen können, daß ihm das Heilige, daß ihm die Unbeflecklichkeit einer solchen Verbindung offenbar würde. Vor allem ist mir daran gelegen, daß in meiner eigenen Seele nichts ihr Bild entstelle; und ich habe ihnen vorhin gesagt, was die verkehrten Urtheile der Leute für eine Würkung auf meine Phantasie gemacht haben. Wenn es Schwachheit von mir ist, so haben Sie Nachsicht damit; ich bin kein Mann. Auch dem Manne wird es nicht an Betrachtungen und Gründen fehlen, meinen Vorschlag zu genehmigen. Und so sey denn dies hiemit festgestellt. — Unsere Freundschaft ist zu tief gegründet

gründet und zu wohl bewährt, als daß ich mich nicht der Anmerkung schämen sollte, daß sie nicht den mindesten Abbruch hiebey zu befürchten habe; was geht sie im Grunde dies alles an?„

Hier zog Woldemar seine Uhr aus der Tasche: — „Schon so spät!„ sagte er, seinen Sitz verlassend — und indem er mit dem Hut in der Hand auf Henriette zurück kam — „Ich werde mich Ihren Wünschen gemäß verhalten, liebe Henriette. Alles was Sie mir gesagt haben, war mir — theils neu, theils ganz unerwartet. Sehr gut, daß Sie sich gegen mich äußerten; ich begreiffe Sie vollkommen und habe nichts einzuwenden; wie gesagt, Sie können sich darauf verlassen, daß ich mich nach ihren Wünschen fügen werde. „ — Er reichte ihr die Hand: „Ich muß eilen; schlafen Sie nun recht wohl, meine gute Henriette!„ — Sie bot ihm eine Umarmung, die er annahm, aber etwas frostig; und damit wie ein Blitz zur Thür hinaus, und die Treppe hinunter.

Ueber alles was Henriette gesprochen, hatte er, während dem Anhören, wenig bey sich festsetzen können; er war lauter Verwirrung gewesen, lauter Verlegenheit, wie er sich äußern sollte, im Fall er sich dazu gezwungen sähe; und darum war er so schnell entwichen.

Vor

Vor dem Hause blieb er einige Augenblicke stehen. — Ach! all die Lieb' in seinem Herzen! — All die Liebe die er genoß — in grenzenlosem Vertrauen! — All der Friede! — so angefochten? ... gewogen — gewagt — der Zerrüttung ausgesezt!„ ... Dann lief er schnell die Straße hinab, die folgende eben so, und weiter bis auf den Platz vor der Pfarrkirche, — da hielt er.

Hier, im Freyen, breitete er sich, rund um, der Luft entgegen. — Die Stille der Nacht wollt er haschen — und den Raum der Himmel.

Das gelang ihm; er fühlte Erquickung. Gelassenheit und Ruhe giengen, wie Sternenhelle, in seiner Seele auf. Und nun hatte er Muth, Henriettens ganzen Vortrag sich zu wiederholen.

Woldemar fühlte die mehreste Zeit lebhafter, was andre angieng, als was ihn selber betraf; nichts war leichter als ihn zu seinem eigenen Nachtheil einzunehmen. Diese ungemeine Gutherzigkeit verläugnete sich auch in dem gegenwärtigen Falle nicht. Die Vorstellungen seiner Freundin hatten Eindruck auf ihn gemacht. Indem er sie von neuem ernstlich überdachte, wurde er allgemach in Henriettens Parthey hinübergezogen; er sezte sich ganz an ihre Stelle, und vertrat sie mit solchem Eifer, daß ihre Sache bald anfieng ein unverwerfliches Ansehen zu bekom-

bekommen. Nun wanderte er getrost nach Hause, wo ihn Allwina mit Schmerzen erwartete, weil er sie wegen seines Befindens in Sorge gesezt. Sie freute sich ihn so wohl zu finden. Er brachte noch eine Weile in Liebevollem Geschwätz mit ihr zu, eh' er sich zur Ruhe begab, und hatte keine schlimme Nacht, nur dauerte es ein wenig bis er einschlafen konnte, und er war früh wieder munter. In Ansehung Henriettens sah' er nicht anders, als den Abend zuvor. Etwas weh muſste ihm freylich das Herz noch thun von den vielen Leiden, die es erduldet hatte; und auch regte sich darinn noch dieser und jener kleine Vorwurf, hauptsächlich ihres Betragens halben am vorigen Tage, und wegen der Art, wie sie sich gegen ihm erklärt hatte. Entschuldigen — zur Noth — konnt' er auch das — nach dem Uebrigen; aber ein gewisser Unmuth blieb in seiner Seele, der war nicht zu verdrängen.

Henriette eilte, gleich nach dem Frühstück ihn zu besuchen. Er saſs bereits oben in seinem Cabinet. Da hörte er sie! hörte — sie die Treppe hinauf fliegen, — und hin an sein Vorzimmer, — und die Thür öffnen und hinein rauschen, durch auf sein Kabinet zu. — Es war an seinem Herzen — wie wenn ein Damm durchgeht. Unverwandt blieb er vor seiner Arbeit sitzen. Henriette faſste mit ihrer linken Hand seine rechte Schulter, und senkte sich

hinüber

hinüber vor ihn, und schaute ihm mit so freyer, fro-
her Liebe ins Gesicht, daß er davon außer sich gesezt
wurde. Der ganze Himmel, den ihm das Mädchen
geschaffen hatte, that sich weit vor ihm auf; kaum
widerstund er sie an sich zu herzen, und eine Fluth
von Thränen die ihn drängte über sie hinströmen
zu lassen. Aber er hielt sich; ermannte sich zu hei-
term Blick und annehmlichen Lächeln, und that ei-
nen Augenblick, als zweifelte er, sie umarmen zu
dürfen. Indem hatte Henriette ihm schon die
Wange gereicht. — Damit stand er auf und fieng
an sich freundschaftlich mit ihr über verschiedenes zu
unterreden. Etwas fehlte doch, daß es nicht ganz
im alten herzlichen Ton war. Woldemar merkte
wie er je länger je mehr davon abwich; wie er sich
immer weiter zurück zog; aber er konnte sich nicht
zwingen anders zu seyn. Ihn deshalben anzugehen
trug Henriette Bedenken, zumahl da er allen Anlaß
durch ein freyes ungezwungenes Wesen zu entfernen
bemüht schien.

Sie sprachen eben von einer Reise, welche Allwi-
na mit ihrer jüngern Tante vor hatte, als jene dazu
kam. Diese Reise war beständig verschoben worden;
sie ließ sich weiter nicht hinaussetzen; übermorgen
mußte sie vor sich gehen. Hierauf brachte Allwina
hundert Gründe herbey, warum Henriette ihr heute
und den ganzen folgenden Tag nicht von der Seite

 weichen

weichen dürfte. Henriette sagte ihr noch hundert andre dazu, und ward, halb erstickt von Küssen, im Jubel hinweg geführt.

Woldemar gieng wieder an seine Arbeit, nahm die Feder voll Dinte, und sezte sie an, als ob sein Geist in der besten Bereitschaft sich befände und ihm die Gedanken übereilten. Aber alles fand er getrennt in seinem Kopf, und je mehr er sich bemühte seiner Zerstreuung abzuhelfen, je schlimmer ward es damit.

„Nun dann! — sagte er endlich zu seiner Phantasie, indem er die Arbeit wegschob und seinen Stuhl herumrückte, — nun, was ists? Ich will es denn lieber einmal geduldig anhören und damit ein Ende!

„ . . . Das — und das da — und dies — und alles: das wußt ich ja schon? das ist ja hin und her gedacht genug! — Was solls? — Henriette bleibt ein vortrefliches Geschöpf, wenn sie mir auch noch weher gethan, noch viel ärger gegen meinen Sinn gehandelt hätte. Ich brauche mich nur an ihre Stelle zu setzen, nur zu bedenken daß sie ein Mädchen ist, zu erwägen, was überdem unser beyder Charaktere für Verschiedenheit mit sich bringen: so kann ich sie über alles rechtfertigen; so muß ich sie durchaus entschuldigen. — Wer gefehlt hat, das bin ich; daß ich nicht früher dies in Betrachtung zog, — so in den Tag hinein lebte, als ob . . . „

Hier

Hier stockte Woldemar. — Er wollte fliehen vor dem Wetter, das ein ferner Blitz ihm verkündigte, — ein ferner Blitz und dumpfes unendliches Donnergerolle hinter ihm her. Aber wer kann sich erwehren umzublicken im Fliehen; und wen ereilts nicht?

Als ob! ... Das war Täuschung also — daß wir Ein Herz, Eine Seele, — Eins in allem uns fühlten? Ich muß aus mir herausgehen, als aus einem Fremden, und mich in ihre Stelle versetzen. Versetzen! — Henriette ist mir ein Anderer; Henriette ist wider mich. Hin ist unsre Einmüthigkeit, unsre Eintracht: um ihr gut bleiben zu können, muß ich vergessen wie ganz ich sie für meine Freundin hielt — wie ganz ich ihr Freund war; — — endlich das gefunden zu haben meynte, und darinn — ewigen Frieden mit den Menschen.

Woldemar dachte dieses nicht so klar, nicht unaunterbrochen in dieser Folge; es wirrten sich nur seine Vorstellungen ohngefähr auf solche Art und zu solchem Erfolge in einander, indem er ihrem Aufkommen und ihrer Verbindung mit Gewalt entgegen strebte. Die freyeren Bewegungen seiner Seele würkten alle Henrietten zu Liebe; und am Ende, wenn sie auch nicht ganz die Oberhand bekamen, so blieb es doch dabey, daß sie ihnen gebührte, daß sie dieselbe haben müßten und sollten.

Von diesem Gemüthszustande wurde seine Aufführung gegen Henriette der vollkommenste Abdruck. Er besaß eine ungemeine Stärke, die Bewegungen seines Herzens aufzuhalten, seinen Leidenschaften den sichtbaren Ausbruch zu verwehren, und sie sogar, auf kurze Zeit, wo nicht zu unterdrücken, doch ausserordentlich zu schwächen. Gewöhnlich kostete es ihm auch nachher wenig Mühe, wenn er es für gut fand, seine Aufmerksamkeit ganz von den Gegenständen, die ihn erschüttert hatten, abzulenken.

Allwina, den Abend vor ihrer Abreise, übertrug ihrer Freundin Woldemars Verpflegung. — „Es ist „nur, sagte sie scherzend, daß du nicht vergißt, daß „du für zwey stehst, für dich und mich. Du hast „noch keinmahl so viel auf dir gehabt, daß weißt „du doch? Bedenk es nur recht! Wenn ich höre „daß mich Woldemar gemißt hat! — ich verzeihe „dirs in Ewigkeit nicht!„

Damit ergriff sie, in liebevollem Auffahren, mit dem einen Arm die Freundin, mit dem andern den Mann, und herzte sie gegen einander, und drückte sie an sich aus allen Kräften; und indem sie nachließ, zerfloß in Englisches Lächeln ihr Gesicht; und an ihm herab sah man — wie wenn eine sonnichte Wolke sanft und schnell sich ergießt — Thränen der Zärtlichkeit und der Freude rinnen.

Henriette

Henriette begab sich am folgenden Morgen mit bangem Herzen zu Woldemar. Sie hatte genug empfunden, daß tief in dem seinigen etwas gegen sie arbeitete; — sie liebte ihn so ernstlich und so schön — und wußte sich keinen Rath. Denn womit hatte sie ihn beleidiget? Wie hätte sie anders handeln, anders sich erklären können? — Eine abermalige Erklärung? — wohin sollte die gehen? — Woldemar hatte Unrecht; er hatte so gewiß — o, er hatte so offenbar Unrecht — daß man es nur ihm selbst überlassen mußte, darüber die Augen zu öffnen.

Henriette weinte bitterlich, indem sie dieses überdachte. Seufzer auf Seufzer preßten sich aus ihrer Brust mit unendlichem Weh. Ohne Woldemars Freundschaft wurde ihr das Leben zu nichts. Und diese Freundschaft stand in Gefahr. Und sie mußte sie der Gefahr überlassen. — „Lieber mag der Himmel sie mir rauben, sagte sie bey sich selbst, als daß ich sie verderbe!„

Woldemar hatte schon einige Stunden einsam, in tiefen Gedanken und voll Unruhe, zugebracht. Sein holdes liebes Weib war früh vor Anbruch des Tages von ihm geschieden. Es war am Anfang des März. Diese Trennung hatte ihn sonderbar gerührt. Um und um schlug sein Herz von Liebe; — um und um, gegenan die erstarrende Mitte, wo Mißmuth

 über

über allgemeinem Unglauben brütete und der erschrecklichsten Verzweiflung.

Er war zu lange glücklich gewesen; war zu sehr von den süssen Gefühlen erwiederter herzlicher Zuneigung und innigen Vertrauens durchdrungen worden, als daß die entgegengesezten bittern Gefühle sich sobald seiner ganzen Seele hätten bemeistern können. Die Menge, die Lebhaftigkeit der Erinnerungen, die ganze Magie der Einbildungskraft, alles würkte vorzüglich auf jene Seite.

Was ihm nach Allwinas Entfernung zuerst begegnete, waren verschiedene Sachen auf seinem Tische, die für Henriette dalagen. Das machte ihm die Vorstellung auffallend, daß sie, nach Verlauf von ein Paar Stunden, bey ihm seyn und gewissermaßen ihre Wohnung aufschlagen würde. Er hatte eine Menge zärtlicher Aufträge an sie von Allwina. Und dann sollte er ja ihr dies und das erzählen, welches den Abend vorher, nachdem sie schon weggewesen, und den Morgen früh, zwischen ihnen war geredet worden, worunter manches scherzhafte sich befand, und das auf länger und kürzer Vergangenes in mannichfaltiger Beziehung stund.

Woldemar saß da, — unterdessen heiter der Tag heran lichtete, — hinträumend über das alles; und fühlte, wie sehr er sich izt auf Henriettens Ankunft freuen

freuen würde, wenn er freyen Muthes gegen sie wäre.

Diese Vorstellung nahm überhand, und wurde lebhafter mit jeder neuen Lichtung des Himmels. — Endlich fiengen seine widerwärtigen Grillen ihm an so lästig zu scheinen, er mußte sie so von ganzem Herzen verwünschen, daß er so gut als entschlossen wurde, sie, im Fall der Noth, nur geradezu von sich abzuwerfen.

Er befand sich hiezu durchaus in der günstigsten Stimmung. Noch war die Stelle warm, wo Allwina ihr untadeliches Herz an das seine gedrückt hatte. Es war ihm da ein Anschauen von voller Liebe, von unverbrüchlicher Treue geworden, wovon seine Seele wie besessen geblieben. Und auch sein eigen Herz hatte er wieder stärker da gefühlt. Es hatte ihm gezeugt — es hatte, voll Entzücken, gen Himmel geschworen, daß auf Menschen Verlaß sey.

Und zu diesen Menschen sollte Henriette nicht gehören? seine Henriette? die Freundin seiner Allwina?

Unsinniger Verdacht! — Anschwärzung, bloße Anschwärzung! — Eigendünkel, Eigensucht, Hochmuth, tyrannisches Wesen, verkehrter Sinn mußten da im Spiel gewesen seyn, die hatten ohne Zweifel ihn verblendet, ihn bethört! . . .

 Gefehlt

Gefehlt — etwas gefehlt konnte sie immer haben. — War er doch selber auch nicht ohne Schuld. Und somit sollte alles aufgehoben, alles vergessen seyn.„

Gegen die Zeit, da er Henrietten erwartete, legte er sich ins Fenster um ihr entgegen zu schauen. Es dauerte nicht lange, da sah er sie am Ende der Straße um die Ecke kommen. Henrietten, da sie ihn erblickte, fieng das Herz an stark zu pochen. Sie kam näher, sah sein heiteres Auge, sein wonnigliches Lächeln, und wußte nicht ob sie ihren Augen trauen sollte. Als sie nächst dem Hause war, grüßte er sie mit vertraulichem Nicken, sprang hinweg vom Fenster, und die Treppe hinunter an die Thür ihr entgegen. Sie war nie mit mehr Zärtlichkeit, mit mehr freundschaftlicher Wärme von ihm empfangen worden. „Nun geschwinde hinauf! sagte er zu ihr, komm!„ griff ihr unter die Arme, und oben in einem Flug!

Henriette, die sich auf eine ganz andere Begegnung vorbereitet hatte, wurde bestürzt und gerieth in Verwirrung.

Auf einige Befremdung hatte Woldemar gerechnet, denn er wußte wohl, daß sein Unmuth die zwoen vorhergehenden Tage hindurch von Henrietten nicht hatte können unbemerkt bleiben: aber diese Befrem-

Befremdung sollte gleich darauf in Freude, und diese Freude in einen gewissen höhern Grad von Zärtlichkeit übergehen. Natürlich genug waren diese Erwartungen; aber der Gang, den Henriettens Empfindungen nahmen, war es nicht minder. Sie hatte nie an Woldemar dergleichen plötzliche Abwechslungen von Laune (sie konnte es nicht wohl anders nennen) wahrgenommen. Gegen sie, nun gar, war kein Schatten jemals davon gewesen. Jezt gab es der sonderbaren Erscheinungen so viel! — Lauter fremde ungewöhnliche Dinge! — Alles so außerordentlich, so sehr außerordentlich! — Wie das kommen — was doch in dem Manne vorgehen mochte?

Diese Gedanken, mit welchen sich hundert andre verknüpften — und daß Allwina nicht da war — heute just verreist....

Des Hin- und Hersinnens war kein Ende; und sie stand vor Woldemar ohngefähr eben so, wie vor zween Tagen Er gegen über Ihr gestanden war.

Woldemar wollte lange das nicht sehen. Doch er mußte wohl endlich. Aerger als alles war ihm eine gewisse Schüchternheit, ein gewisses Argwöhnisches, das aus ihrer zerstreuten bedenklichen Miene hervorschimmerte. Er rief, wie zu ewigem Bleiben, die widerwärtigen Vorstellungen zurück, über die er die Verbannung ausgesprochen hatte. Aber

noch

noch widersetzte er sich ihrer Aufnahme, und eilte, Henrietten zur ältern Tante hinunter zu führen, bey welcher er sie zurück ließ.

Er brachte den ganzen Morgen mit allerhand kleinen, mehrentheils mechanischen Geschäften zu, bloß in der Absicht, um sich vom Nachdenken abzuhalten. Er hoffte auf günstigere Eindrücke, und wollte wenigstens den Verlauf dieses Tages in Gelassenheit abwarten.

Es traf sich an diesem Morgen, daß er zu wiederholtenmahlen gestöhrt wurde, und er meinte jedesmahl, es sey ein Besuch von Henrietten. Aber sie kam erst kurz vor Tische zu ihm herauf, und mit Biederthal, welcher Fremde von sehr guter Gesellschaft zum Nacht-Essen haben sollte, und sich Henriette und seinen Bruder dabey wünschte.

Woldemar hatte keine Lust; „er wäre heute früh auf gewesen„ — und dergleichen.

Biederthal erinnerte ihn, daß er immer früh aufstünde; und versicherte, man säh' ihm an, daß er Zerstreuung nöthig hätte.

Darüber lachte Woldemar.

„Aber ich denn, sagte Henriette, ich wenigstens brauche Zerstreuung. Ich weiß nicht, der Kopf ist

mir

mir heute so schwer, ich bin so trübsinnig; diese Parthie käme mir gerade recht, wenn sie mit seyn wollten.„

„Was hindert, antwortete Woldemar, daß Sie ohne mich gehen?„

„Das wissen Sie nicht? erwiederte Henriette. Sie sind ja heute von sehr schwerem Begriff. — Ey nichts! als daß ich dann keine Lust mehr dazu hätte. — Nun, schlagen Sie ein, lieber Woldemar! Ersparen Sie mir den Verdruß, daß ich meine schale Laune Sie mit verstimmen sehe. Sie kennen mich darinn, daß mir nichts schlimmeres begegnen kann. — Und, wie käm ich bey Allwina zurecht? — Nicht wahr, Lieber, wir gehen mit einander — Sie thuns?„

„Ja, ja! sagte Biederthal, und fiel ihm um den Hals; ich seh schon, er thuts.„

Indem kam ein Bedienter, zu melden, daß aufgetragen sey.

„Nein, er thuts nicht! rief Henriette, er thuts nicht, Biederthal, wenn Sie mir abschlagen uns diesen Mittag Gesellschaft zu leisten. — Nicht wahr, lieber Woldemar, Sie thuns nicht? — Sie haben noch nicht fest versprochen?

„Recht,

„Recht, recht! sagte Biederthal, thu es nicht, ich muß bleiben!„ — Und hierauf zu Henrietten: „daß man es sich um Euch Mädchen doch überall muß so sauer werden lassen!„

Die Mahlzeit lief sehr vergnügt ab. Biederthal war äußerst munter und zeigte sich in seiner ganzen Liebenswürdigkeit. Er hatte es hauptsächlich mit Henrietten zu thun; und sie ließ sich angelegen seyn, so hart es ihr fiel, seine Laune zu unterhalten. Woldemar stimmte mit ein, so gut er konnte. Die Fröhlichkeit und die vortreflichen Einfälle seines Bruders, und Henriettens zauberischer Witz, rissen ihn gewissermaßen hin; er fühlte würkliches Ergötzen. Aber des Stachels in seinem Herzen wurde er darum nicht weniger gewahr. Der traf — sachte immer tiefer wühlend — ihm zuweilen so scharf ins Leben, daß er Mühe hatte, einigemahl mitten im Lächeln nicht einen lauten Seufzer auszustoßen.

Nach dem Essen ließ Henriette sich von Biederthal nach Hause begleiten, weil sie ihren Kopfputz noch besorgen und sich ganz frisch ankleiden mußte. Abends, um sechs Uhr, sollte Woldemar mit dem Wagen kommen, sie nebst Dorenburg und Caroline abzuholen.

Woldemar'n schauderte vor den Gedanken, die ihn jezt von allen Seiten angehen würden; dennoch

noch beschloß er, sich ihnen getrost auszusetzen, keinem davon den Zugang zu versagen.

Sie kamen. Kamen auch in Menge, aber nicht stürmisch: langsamer nahten sie sich und in einer gewissen Ordnung.

Sein Geist wurde ruhiger.

Und sein Herz — das war von den heftigen tiefen Erschütterungen, die es, Stoß auf Stoß, erlitten, besonders von den plötzlichen Abwechselungen des heutigen Tages dergestalt auseinander, daß es sich selber kaum mehr zu fühlen im Stande war.

Also sezte Woldemar sich hin, und gieng die Aufführung seiner Freundin durch, von dem heutigen Tage an bis auf denjenigen, wo sie in des alten Hornichs feindselige Hände ihm entsagt hatte. — Der Schluß fiel dahin aus: Daß er in seiner Meynung von Henriette geirrt habe. Und das Herz brach ihm nicht davon.

Er stund auf, ließ sich ankleiden, und befahl um die gesezte Stunde den Wagen. Es war nicht mehr lange hin. Mittlerweile gieng er in seinem Zimmer auf und ab. Eh' er sichs versah, hörte er den Wagen aus der Remise sprengen. Der Wagen kam vorgerollt, und stand gerade unter seinem Fenster. Da fuhrs ihm durch alle Glieder.

„Hin-

„Hinfahren zu Henrietten — Mit ihr — und Carolinen und Dorenburg zu Biederthal? — Dort die glänzende Gesellschaft; die erleuchteten Zimmer; das Geräusch; Spieltische; — ein Gastmahl — Gespräch — Scherz — Fröhlichkeit — Lachen!„ — Es war unmöglich, er konnte nicht hin!

Doch ließ er den Wagen eine gute Viertelstunde halten. Er hatte eine Menge Bedenklichkeiten, über die es ihm schwer fiel hinweg zu kommen. — Endlich befahl er wegzufahren, und gab einen Bedienten mit, der ihn entschuldigen sollte: „er habe Kopfschmerzen bekommen, mit denen er sich nicht getraue in Gesellschafft zu gehen, und sey Willens sich ganz früh nach Bette zu machen, u. s. w. „

Hierauf eilte er, sich die Kleidung vom Leibe zu schaffen, und sich von Kopf bis zu Fuß in sein Nachtzeug zu stecken, damit, wenn etwa noch sollten Anschläge auf ihn gemacht werden, er denselben desto zuverläßiger entgienge.

Nach einer halben Stunde kam der Wagen zurück, und der Bediente hatte Woldemarn viel zu berichten: wie sehr man seine Unpäßlichkeit bedaure; wie mißvergnügt über seine Absagung sich besonders Henriette bezeugt habe. Sie ließ ihm ausdrücklich wissen: daß ihr alle Freude auf diesen Abend dadurch verdorben sey.

„All

„All ihre Freude auf diesen Abend verdorben„ — wiederholte Woldemar bey sich selbst; — „das mag wahr seyn! — und so ein Abend kann einem lang fallen. — So Ein Abend. — — Aber ich? — Und hundert Abende! — hundert Abende und Morgen! — zehntausend! — — Und die alle — so glücklich seyn sollten! — — Die schönen reichen Blüthen alle. .. O!„

Sein Herz wurde plötzlich weich; und es fehlte wenig, daß er laut wie ein Kind zu weinen angefangen hätte.

„Aber wie nun auf einmal wieder so ganz dahin?„ — fragte er sich. — „Erst heute Morgen noch so voll Muth, so voll Glauben! . . . „

Diese Betrachtung fesselte seine Aufmerksamkeit. Er sann jenem Zustande nach; suchte die Ideen und Empfindungen, welche ihm denselben zuwege gebracht hatten, in sich zu erneuern, und versenkte sich mit ganzer Seele in ihren Begriff.

„Freylich!„ sagte er, „das ist und wird seyn, daß Henriette zu den Besten ihrer Gattung gehört. — Ich kann mich auf ihre Tugend, auf ihre Freundschaft (wie andre — auch vortrefliche Menschen diese Worte nehmen) verlassen. — Nur ist auch Sie nicht — was ich schon lange zu suchen aufge-

geben hatte; — was ich endlich — gefunden zu haben meynte: — nicht die Eine, die Meine.

Was fest, was unwandelbar macht; diejenige Treue, die keine Tugend — die allein Stärke, Lebhaftigkeit und Tiefe des Sinnes ist — gebricht ihr.

Wie fern — daß ihr Herz wie das Meinige empfände! — Sie weiß nichts davon, daß sie von mir abgewichen ist — Fühlt nicht das Widrige, das Unerträgliche darinn: zweymahl in eine Parthey gegen mich — wo nicht getreten — doch wenigstens verflochten worden zu seyn. — Konnt' es wagen, konnt' es über sich bringen, bey mir in Verdacht zu kommen, um dem Verdacht nichtswürdiger Leute zu entgehen! — Konnte gegen Freundschaft, gegen die Ruhe meines Lebens, andre Dinge auf die Wage legen — so kalt! ...

Wie Manches ihr mehr gelten muß, als meine Liebe; — wie manches sie ärger schrecken — als dieser Liebe Tod! ...

Es mag seyn, daß sie dadurch, daß sie tadelhaft vor mir ist, vor allen andern Menschen desto untadelhafter erscheint; — es mag oder nicht! — Hier ist davon allein die Frage: was eine Seele von der meinigen unzertrennlich macht. — Das hat die Ihrige nicht! Die Möglichkeit, daß sie von

mir

mir abfallen könne, liegt am Tage. Wir haben würklich den Fall, daß ich ihr eine Art von Eckel, von Widerwillen errege. — Sie hat mir verheelt; sich gegen mich verstellt — Ränke gebraucht — Lügen geredet — Zweifel und Mißtrauen gebrütet — hat uns entzweyt!

Und hätte sie nun eben dadurch auch den Himmel verdient — und wäre sie das Erste unter allen menschlichen Wesen: so könnt' ich sie — wohl eine Heilige nennen — Freundin aber nicht — Wir wären nicht minder abgerissen von einander — ich desto härter nur verstockt allen Freuden, auf ewig!

(Die Fortsetzung nächstens.)

IV.

Fortsetzung der neuesten politischen Gerüchte.

Portugall.

Der Tod des Königs Joseph I. den man lange vorhergesehen hatte, erfolgte endlich am 24sten Febr. 1777. Seine siebenundzwanzigjährige Regierung ist durch das schreckliche Erdbeben, das Lissabon am 1sten November 1755 zerstörte, durch die Conspiration von 1758, die

muthige Verbannung der Jesuiten, und die ruhmwürdigen Bemühungen des Markis von Pombal, die Staatsökonomie des Reichs zu verbessern, die schädliche Macht der Geistlichkeit einzuschränken, den Geschäften Ordnung, der Handlung eine vortheilhaftere Wendung für Portugall zu geben, ohne Zweifel die merkwürdigste, die dieses Reich von dem Hause Braganza seit 137 Jahren erhalten hat.

Die älteste Tochter des verstorbenen Königs, Maria I. und ihr Gemahl Peter, Bruder des Königs, sind in der Regierung gefolgt. Dies ist das erste Beyspiel, daß eine Prinzeßin als Königin nicht als Regentin Portugall beherrscht (*). Ihr Recht ist in den bekannten Reichsgrundgesetzen von Lamego 1143 gegründet genug. In diesen ist die Thronfolge so genau und

(*) Der einzige Fall, wo eine Dame nicht als Regentin, aber doch gewissermassen im Nahmen einer andern Dame regierte, ist der von 1383. Ferdinand des III. Tochter Beatrix wurde an Johann von Castilien mit der Bedingung vermählt, daß ihre Kinder in Portugall succediren, bis zu deren Majorennität aber die Königin Eleonora, Ferdinands Gemahlin, regieren sollte. Portugall befand sich aber damals zu sehr im Stande der Anarchie, und die Nation widersezte sich mit glücklichem Fortgang so früh der Ausführung dieses Vorschlags, daß man weder Eleonora noch Beatrix in der Reihe der Beherrscher von Portugall mitzählen kann.

und so eigentlich von den Repräsentanten des Volks mit einer so naiven Simplicität abgefaßt worden, daß es vielleicht manchen Lesern des Merkurs — deren Sache eben nicht ältere europäische Geschichte ist — nicht unlieb seyn wird, hier einige Originalstellen aus diesen Gesetzen zu lesen, und zu sehen, wie bestimmt und deutlich die Portugiesen des 12ten Jahrhunderts sich und ihren Nachkommen zu ewigen Zeiten ein Geschlecht von Herren erwählten.

Bald nach der Schlacht bey Ourique, wo die Saracenen wunderthätig geschlagen wurden, und wo Christus am Kreuz in der berühmten Erscheinung dem Graf Alphons I. von Portugall befahl sein Land zu einem Königreich zu erheben, und ihm sogar das Wappen des Reichs vorschrieb — Bald nach dieser Schlacht 1143 versammlete Alphons die Erzbischöffe, Bischöffe und die Edlen des Reichs und Abgeordneten der Städte und eine Menge Mönche und Geistliche, um mit ihnen über die Regierung und Thronfolge bleibende Einrichtungen zu machen. Der Procurator Regis zeigte die päbstlichen Bewilligungsbriefe vor, und fragte die Versammlung: Vultis quod sit Alphonsus Rex? und sie antworteten alle: Nos volumus quod sit Rex. Der Procurator frug weiter: Quomodo erit Rex, ipse et filii eius, aut ipse solus Rex? und das Volk antwortete: Ipse in quantum viuet et filii eius posteaquam non vixerit. Es sezte noch hinzu: Nos sumus omnes cum

 filiis,

filiis, filiabus, neptibus et nepotibus ad vestrum mandare. Sonderbar ist es freylich, daß Menschen jemahls auf den Einfall kommen konnten, sich selbst und ihre Nachkommen den Nachkommen eines aus ihrem Mittel zu unterwerfen; noch mehr, daß die Vornehmsten und meisten der Gesellschaft, die dies hier im Nahmen der ganzen Nation that, von Söhnen, Töchtern und Enkeln nicht rechtmäßig reden durften; daß Menschen, denen man nicht erlaubte sich fortzupflanzen, doch den größten Antheil an Bestimmung der Rechte ihrer Mitbürger, und sogar der Nachkommen derselben, hatten.

Diese Versammlung bestimmte indeß ferner, daß allemal der erstgebohrne Sohn, und wenn dieser bey Leben des Vaters stürbe, der zweyte, dritte rc. der rechtmäßige Nachfolger seyn sollte. Wenn der König ohne Söhne stürbe, aber einen Bruder hinterließe, sollte dieser nachfolgen. Aber hier machten die Repräsentanten des Volks eine Gränze. Der Sohn des Bruders sollte nicht nachfolgen, wenn er nicht ausdrücklich von den Ständen erwählt wäre: si fecerint Regem, erit Rex, si non fecerint, non erit Rex.

Hierauf brachte der Procurator Regis die Untersuchung wegen der Nachfolge der Töchter vor: Si vultis quod intrent filiae eius in haereditatibus regnandi et si vultis facere Leges de illis? Hierüber wurde viele

viele Stunden gezankt, endlich kam die Antwort: Etiam filiae Domini Regis sunt de lumbis eius et volumus eas intrare in regno, et quod fiant Leges super istud.

Diese Gesetze bestehen nun darinn, daß die Tochter allemahl folgen solle, wenn ein König ohne männliche Erben abgehe, doch mit der Bedingung: Non accipiat virum nisi de Portugal Nobilis, et talis non vocabitur Rex, nisi postquam habuerit de Regina filium Varonem, et quando fuerit in Congregatione maritus Reginae ibit in manu manca, et maritus non ponet in Capite coronam regni.

Noch wurde hinzugesezt: Sit ista Lex in sempiternum, quod prima filia Regis accipiat maritum de Portugalle, vt non veniat regnum ad extraneos et si casauerit cum Principe extraneo, non sit Regina, quia nunquam volumus nostrum regnum ire for de Portugalensibus qui nos sua fortitudine Reges fecerunt, sine adiutorio alieno per suam fortitudinem et cum sanguine suo.

Diese Gesetze müssen eben izt desto interessanter seyn, da nach mehr als sechs Jahrhunderten zum erstenmal der Fall zutrifft, daß eine Prinzeßin nach diesen Gesetzen zur Thronfolge kommt, da sie die Bedingung derselben durch Vermählung mit ihrem Vaters-Bruder erfüllt hat. Eben so merkwürdig ist, daß hier gerade

die beyden Personen zusammen treffen, denen die Lamegischen Gesetze, bey Abgang des männlichen Stammes, den Thron zuerkennen. Desto eher würden sie sich allenfalls vergleichen, wenn man vielleicht glauben könnte, daß der Fall: **Wer bey Abgang des Mannsstamms eher folge, Bruder oder Tochter?** in den Lamegischen Gesetzen nicht völlig entschieden sey. Fast wäre ich geneigt dieses zu glauben. Denn schon im 5ten Artikel wird der Bruder zum Thronfolger, auf den Fall daß Söhne fehlen, ernennt; und erst im 7ten Artickel wird auch den Töchtern die Nachfolge versichert, auf den Fall, si Rex non habuerit masculum. Es scheint also nicht genau bestimmt, wer den Vorgang habe, der Bruder oder die Tochter.

Bisher ist dieser Fall noch nicht vorgekommen, auch finde ich desselben bey keinem Portugiesischen Publicisten erwähnt. Indeß scheint freylich allemahl das grössere Recht auf Seite der Tochter, deren Thronfolge unmittelbar auf den Abgang der Söhne, obgleich der Ordnung des Gesetzes nach, später als das Recht des Bruders, festgesezt wurde.

In gegenwärtigem Fall ist es auch so entschieden. Die Königin **Maria** und mit ihr ihr Gemahl regieren Portugall; der leztere hat sich den Titel König auch schon durch die Erzeugung mehrerer Söhne erworben.

Der

Der ältesten derselben, der bisherige Prinz von Beira, (izt Prinz von Brasilien) hat ein unstreitiges Recht zur Nachfolge von seiner Mutter, da er sonst, wenn er nur Sohn vom izigen König wäre, noch der Erwählung der Stände bedurfte, die seit der bekannten Entthronung Alphons VI. und Erwählung Peters II. keine Gelegenheit gehabt haben, das Recht zu gebrauchen in zweifelhaften Fällen über die Thronfolge zu entscheiden, welches sie sich bey Erhebung des Hauses Braganza auf den Thron ausdrücklich angemaßt, und durch die stillschweigende Billigung Johann IV. würklich erhalten haben.

Der Ausdruck dieses Rechts in dem Manifest von 1641. macht von den Einsichten und dem edlen Freyheitsgefühl, das die Portugiesischen Stände belebte als sie das verhaßte Spanische Joch abwarfen, sehr vortheilhafte Begriffe. Sie sagen in diesem Manifest ausdrücklich, **daß das Recht der höchsten Gewalt ihnen als Repräsentanten des Volks gehöre.** Sie sehen es als eine unzweifelhafte Rechtswahrheit an, que le Royaume et les trois Etats sont en droit de juger et de prononcer sur la succession legitime du meme Royaume, toutes les fois qu'il nait quelques difficultés et quelques doutes entre les Pretendans, au Sujet du defaut de descendant du dernier Roi, qui en a eté Possesseur; et encore lors qu'ils ont resolu de s'affranchir de la domination des Rois,

 qui

qui par leur mauvais Gouvernement se rendent indignes de la Royauté. Dieses Recht des Volks und seiner Repräsentanten ist unstreitig in dem Wesen jedes Staats gegründet, und die deutliche Anerkennung desselben muß dem, der die Geschichte mit Menschheitsgefühl studiert, allemahl angenehm seyn; desto mehr wird es ihm gefallen, auch in dem Reiche, das sich besonders unter das Joch des Römischen Hofs begeben hat, und in welchem Aufklärung und gesunde Vernunft nur sehr langsame Fortschritte gemacht haben, — auch in diesem Reiche doch dies Gefühl vom Menschenrecht zu finden. Sollte man sich nicht schämen noch zuweilen in aufgeklärten Ländern sich so auszudrücken, als wenn das Volk um des Monarchen, nicht dieser um jenes willen da wäre, und als verkennte man die große Wahrheit, daß in einem Staat keine Gewalt von oben herab dem Volk aufgedrückt, sondern allemahl von unten herauf durch das Volk (dem sie nutzen und frommen soll) geschaffen sey. (*) — Wahrheiten, die schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts und in Portugall gekannt worden!

So wenig besonders in den lezten Jahren der vorige König auch selbst regiert hatte, so sehr hat doch sein Tod die bisher befolgten Regierungsgrundsäze abgeändert. Der Mann, der unter dem vorigen Monarchen eigentlich regierte, der Herzog von Pombal, ist

gestürzt

(*) Ich bin selbst einer von den Kezern, die diese Wahrheit verkennen. D. H.

gestürzt — und ein ganz neues Polizeysystem, ganz andere Regierungsmaximen sind eingetreten.

Die Königin hat sich nicht begnügt, den bisherigen Minister abzusetzen, sie scheint sich dem Volk dadurch empfehlen zu wollen, daß sie ihm seinen bisherigen Beherrscher aufgeopfert. Alle unsere Zeitungen hallen izt die abscheulichen Beschuldigungen wieder, die dem Markis von Pombal in der Untersuchung, welche über ihn angestellt wird, gemacht sind. Beschuldigungen, die fast jeder Premierminister von einem Theile der Nation erfahren würde, wenn es diesem am Ende der Regierung erlaubt wäre, frey zu klagen; und die noch mehr zutreffen müssen, wenn der Minister mit einer gewissen Strenge regieren, und besonders das Interesse des Adels oder der Geistlichkeit beleidigen mußte.

Es ist sicher fast unmöglich, schon in diesem Jahre und mitten in Teutschland über die Wahrheit der Beschuldigungen des Portugiesischen Ministers zu urtheilen. Eine kurze Nachricht von Demselben und den merkwürdigsten seiner Plane aber wird den meisten Lesern ohne Zweifel izt zur gelegenen Zeit kommen.

Sebastian Joseph Carvalho wurde 1699 in Coimbra gebohren, und machte auf dieser berühmten Akademie seine Studien. Leidenschaft und lebhafter Geist reizten ihn den Militärstand zu wählen; er bekam sehr jung eine Stelle unter einer königl. Garde. Aber sein noch nicht geordneter Muth machte ihn eine

Menge

Menge Sottisen begehen, und bewürkte ihm seinen Abschied. Mit der Tapferkeit eines Ritters der Vorzeit, verband Carvalho auch die Galanterie, erwarb sich die Zuneigung einer jungen Dame aus dem berühmten Hause Alziras (*), entführte und heyrathete sie wider Willen ihrer Familie, die eine solche Verbindung mit einem fidalgo (Adelichen vom niedern Range) sich schimpflich hielt. Sie stellte ihm häufig nach dem Leben, aber Carvalho trozte dem Gifte und dem Meuchelmord. Nur die Vorsicht eines Verwandten entfernte ihn, als Gesandtschafts-Sekretär nach Wien. In diesem Posten wurden alle erhabene Talente entwickelt, die in Carvalho lagen. Der muthige und schwärmerische Jüngling wurde zum großen Mann, zum Regierer seiner Nation gebildet. Kein Hof hat vielleicht in den lezten Jahrhunderten mehrere Staatsmänner hervorgebracht, als der Wienerische. Der Tod seiner Gattin gab ihm die Freyheit sich um eine Verwandtin des berühmten Graf von Daun zu bewerben. Die Schwierigkeiten, die er anfangs auch in dieser Verbindung fand, wurden gehoben, als Carvalho durch Gefälligkeit des bisherigen Ambassadeurs zu der Stelle desselben erhoben wurde. Nun hatte er Gelegenheit sich zu zeigen, seine Depeschen machten die Bewunde-

(*) Ein sehr altes Geschlecht, das sich von den alten Königen von Leon herleitet. S. Schmauß Staat von Portugall. II. p. 158. 171.

wunderung des Hofs, sie unterschieden sich durch hohe Politik, Bestimmtheit und Richtigkeit der Ideen.

Kaum hatte Joseph I. im Jahr 1750 den Thron bestiegen, so berief er den Carvalho in das Staats-Conseil, von dem er bald das wichtigste Mitglied wurde. Hier fand er alle die Thätigkeit, welche ein Geist wie der seinige, nur wünschen konnte.

Der ganze hohe Adel verband sich gegen ihn, als einen Mann vom zweyten Range und von stolzem Geist, der eine strenge Regierung versprach. Das ganze politische System war zerrüttet, und selbst physische Unglücksfälle schienen diesen Zeitpunkt abgewartet zu haben, um die große Seele des Ministers ganz zu beschäftigen.

Der erste November 1755 war der Tag, da das schrecklichste Erdbeben ganz Portugall verwüstete, und in einer Stunde mehr als 50000 Menschen tödtete. Lissabon litt am meisten. Alle Elemente verbanden sich hier zum Verderben, das Meer und der Fluß traten über, die Erde öfnete sich, die Flamme verzehrte die Häuser. In der feyerlichen Stunde des h. Amts am Tage Allerheiligen stürzten die Kirchen mit Krachen ein, und begruben die Andächtigen unter ihrem Schutt. Die Alten, die Kinder und Kranken wurden in ihren Betten erstickt, die Schiffe im Hafen stießen gegen einander. Mitten unter dem Jammer kam noch die menschliche

liche Boßheit dazu, es zu vermehren. Das Erdbeben öffnete die Gefängniße aller Arten von Verbrechern, die in die verwüsteten Häuser einbrachen, mordeten und raubten was der Wuth der Elemente entgangen war. Alle Einwohner waren mit Schauer und Schrecken erfüllt, sie zitterten zugleich vor dem Hunger und vor der Pest, die eine von todten Körpern und tausend verfaulenden Materien vergiftete Luft erwarten ließ. Die Furcht der Zukunft erstickte die Klagen über das Gegenwärtige. Das Volk machte sich bereit, den unglücklichen Boden von Lissabon zu verlassen, und sich anderswo anzubauen.

In einem solchen Elend — vielleicht das größte, das je einen gesitteten Staat betroffen hat — war nur ein Mann der Muth behielt, der auf Wiederherstellung der fast aufgelößten bürgerlichen Gesellschaft dachte. Der Graf von Oeyras (so hieß izt Carvalho) war dieser Mann. Er versagte sich alle Ruhe; seine Carosse war ihm Wohnung, Bett und Bureau. Er zeigte sich allenthalben, tröstete, ermunterte alle Unglückliche, ließ die Verbrecher und Banditen hinrichten, die Todten begraben, aus allen Provinzen und über Meer Lebensmittel kommen, und machte in acht Tagen 230 Verordnungen, in denen er alle Triebfedern in Bewegung sezte, die nur irgend einige Hülfe geben konnten. So befahl er den H. Franziskus von Borgia, einen Jesuiten, den Patron der Erdbeben, anzurufen. Er wurde der

der Schöpfer und Retter von Lissabon, das aber durch dessen unglücklichen Zufall 40 Kirchen und 30000 Häuser einbüßte, und 170 Millionen Crusados, theils in Waaren und Geld, theils durch die vielen Bankerotte welche auf die Verwüstung folgten, verlohr. Das gränzenlose Zutrauen, das der König zu dem Minister schenkte, war nichts als eine Belohnung, die sein Verdienst fordern konnte. Es zog ihm aber doch den Neid und den bittersten Haß des Adels und der Geistlichkeit zu, den er durch strenges Verfahren gegen beyde auf das höchste trieb. Die bekannte Conspiration vom 3ten September 1758. war wahrscheinlich mehr gegen ihn, als den König gerichtet, der vermuthlich nur daher von den Verschwornen angefallen wurde, weil er in der Kutsche des Grafen von Oeyras saß. Die ausnehmende Klugheit, womit er die mächtigen Verschwornen entdeckte, der Muth, mit dem er einen Herzog von Aveiro, Marquis und Marquisin von Tavora, nebst mehrern Vornehmen hinrichten ließ, war ein neues Verdienst, das er sich um den König erwarb. Die Verbannung der Jesuiten (die in Portugall unter Johann III. die erste und eine nur gar zu vortheilhafte Aufnahme gefunden hatten) war eine Wohlthat für die Nation. Doch ließ Oeyras den schändlichen Malagrida mit einigen seiner Brüder nur heimlich hinrichten.

Man wirft dem Minister vor, daß er bey dieser Untersuchung die Strenge zu weit getrieben, und unter dem Vor-

Vorwand der öffentlichen Rache auch seinem Privat-haß Opfer gebracht habe. Er hatte freylich zu viel Partheyen beleidigt — den Adel, die Geistlichkeit, die Finanzbedienten, die Kaufleute — er mußte gehaßt werden — und Strenge war nothwendig.

Sicher aber verdient er das Lob, für das wahre Wohl seines Vaterlandes mit großem Geist gearbeitet zu haben. Die Finanzen des Reichs waren in der entsetzlichsten, die Nation drückendsten Unordnung, als Pombal sein Ministerium anfieng. Er hat mit ausnehmendem Eifer gearbeitet, dies Uebel zu verbessern, und er ist glücklich gewesen. Die ungeheure Zahl von 22000 Kopisten, die er in den Finanz-Departements fand, sezte er auf 32 herab. Er ließ ordentlich Buch halten über Einnahme und Ausgabe. Jede Woche wurden die Rechnungen völlig berichtigt, vom König unterzeichnet, und Verfügungen auf die Zukunft gemacht; nie durfte eine Rechnung zurückgesezt werden. Die Ordnung, Bestimmtheit und sichere Gewißheit, womit Pombal die Finanzen verwaltete, wird als ganz außerordentlich beschrieben, und soll Alles, was man in dieser Art Geschäften sonst gethan hat, übertreffen.

Eben so sehr hat dieser Minister gearbeitet, das Seewesen in bessern Stand zu setzen. Wie er antrat, hatte Portugall nur fünf oder sechs unbrauchbare Schiffe, und eben so viel Fregatten, ohne Matrosen,

ohne

ohne Officiers. In acht Jahren hatte Pombal schon zehen Schiffe von der Linie und zwanzig Fregatten von dem schönsten Brasilienholz erbauet; eine Marine die hinreicht, die Portugiesischen Küsten zu beschützen, und sich wider die Mohrischen Räuber zu wehren.

Einer der größten und eines so erleuchteten Ministers würdigsten Plane war, sein Vaterland aus der Handlungs-Dependenz von England zu befreyen. Eine wichtige, aber sicher auch eine schwere Unternehmung, da diese Abhängigkeit so sehr mit der ganzen Portugiesischen Verfassung und dem Interesse der Unterthanen verwebt ist. Von allen Planen des Ministers dürfte vielleicht dieser unter der neuen Regierung am ersten beybehalten werden, wenn der Friede und das gute Vernehmen mit dem Spanischen Hofe Portugall in das Bourbonische Interesse ziehen sollte. Man wird also gern einen Rückblick in die Vergangenheit thun, um zu lernen, wie eine so wichtige Verbindung, die in unsern Tagen vielleicht zerrissen wird, sich nach und nach gebildet habe?

Die Fortsetzung folgt.

V.

Ueber die Landschaft-Mahlerey, an den Herausgeber des T. M.

Sie müssen aus langer Erfahrung wissen, daß bey dem litterarischen Handel und Wandel noch etwas mehr und

besseres herauskomme, als daß man sich an Ehre und Lob, kaufmännisch zu reden, den Sack fülle. Die Freude zur Circulation des ganzen Staatsvermögens etwas beygetragen zu haben, ist doch auch zu rechnen, und dies ist eigentlich, was den Großhändler vom Krämer unterscheidet. Ihre Entreprise von Fuhrwerk, das wir den Teutschen Merkur nennen, muß Ihnen auch darum lieb bleiben, weils einmal im ganzen Reiche durchgeht; und wenns auch nicht allzeit, da es wie andre Postwägen zur bestimmten Zeit abgeht, vollkommne Fracht vorfindet, so bringt es doch zuweilen Rückfracht mit, die einigermaßen für die erste leichte Ladung entschädigt. Eine Idee erweckt die andre, und oft brauchts keiner andern Magie, als von einem Dritten gedruckt zu lesen, was wir selbst längst dunkel über eine Materie gefühlt haben, um uns zur Entwicklung dieser Ideen zu ermuntern. So gieng mirs mit dem Brief eines Ihrer Freunde, den Sie im Monat Julius über den Geschmack Teutschlands an der Kunst, oder wie es heißen mag, einrückten. Es liegen, deucht mich, in den paar Seiten manche Ideen in Windeln gewickelt, die einer nähern Beschauung werth wären. Der Mann hat alle seine Desideria, weil er deren viele hatte, gedrungen und kurz ausgeschüttet, und es dünkt mich nicht sehr unrecht, wenn man einige davon dem lieben Publiko teutscher Nation näher zur Beherzigung vorlegte. Dasjenige, was der V. von dem Studio der Landschaft sagt, scheint mir äußerst wahr, und kann nicht oft, und nicht nachdrücklich genug gesagt werden. Es gehört unendlich mehr poetisches Gefühl dazu, als zu andern Theilen der Kunst, eben gerade deswegen, weil so alles beynahe nur dem Geschmack und Gefühl überlassen, oder wie der Thor sagt, willkührlich ist, und die wenige Regeln so trockne Axiome sind, daß sie längst als höchst wahr anerkannt, und eben deswegen so wenig erwogen werden. Die meisten unsrer Kunstbücher sind in diesem Stücke nichts weiter als Aesthetik, Rede-

Künste, Institutiones styli, Poetiken, u. s. w. Es ist nur immer die Rede davon, wie man die Verse machen müsse; aber wie der Poet, der sie machen soll, gebildet werde, kein Wörtgen, das instructiv wäre! Eben darum, weils so leicht scheint, ein Ding zu komponiren, das (wie Hagedorn sagt) einer Landschaft so ähnlich sieht, wie der Affe dem Menschen, so wagt sich mancher daran; und da, dünkt mich, wäre Verdienst genug, wenn man mit wenigem zeigte, wie schwer das Ding wäre, das so leicht aussieht.

Fürs erste gehört wohl eigentlich das große poetische Gefühl dazu, alles was unter der Sonne liegt, merkwürdig zu finden, und das geringste, was uns umgiebt, zu einem Epos zu bilden. Dies Hängen am Alltäglichen, am Unbedeutenden, wie's so viele Leute nennen, das Bemerken, was so viele andere mit Füssen treten, die botanische Jagd, wo so alle nur Gras sehen, und das Auffassen desselben — was den Charakter von Ihres Freundes Göthe Schriften und Denkart ausmacht — dies ist wohl die erste und distinktive Grundanlage des Landschafters. Wenn der Jüngling nicht in ewigen Träumen von Helldunkel gewiegt wird, wenn er nicht Stundenlang an einem Bache ruhn, oder von Wollust trunken das hohe Gewölbe des Waldes mit allen Gespenster-Erscheinungen von Streiflichtern und Schlagschatten anstaunen kann; wenn er nicht, von Spähsucht befallen, die dunkeln Gewölbe der Brücken und Kreuzgänge durchwandelt, oder nach der Dämmrung läuft, die so alles was von Licht und Schatten zerstreuet war in einen Bündel bindet — so ist er wohl zu seinem Beruf verstümmelt, und weg mit ihm zu einer andern Beschäftigung!

Das zweyte Merkmahl, das den Landschafter charakterisiert, ist wohl dieses: wenn er sich lange an Einem Gegen-

stande nähren, ihn mit Liebe umfangen, und sich auf viele Monate oder Jahre seine Hütte darunter bauen mag. Blosse flüchtige Entwürfe von einem gewissen Moment der Beleuchtung, oder einer Ansicht aus einem Fixen hohen oder niedern Augenpunkt geben nur grobe Ideen von Haltung an, und verführen leicht den Compositeur, nachher die Natur ohngefähr mit drey Tinten darzustellen. Zufrieden mit dem Ausdruck des Hauptgedankens denket er den Zuschauer durch Effekt zu blenden; allein der Kenner, der mehr sucht als Dekoration, forscht bald nach der Wahrheit des Detail, ob dieses nicht mangelt. Wird aber ein Gegenstand, und auch der dürftigste oft und lange besucht, von allen Entfernungen und Augpunkten betrachtet, zu allen Tag- und Jahrzeiten umgangen, so merket man bald, was an ihm abstrakt, und was zufällig ist. Das einzige Mittel, das Auge für Luft- und Linienperspektiv schnell und sicher zu bilden! Alle Geheimnisse und feste Gesetze der Natur werden enthüllt, und man lernt alsdenn beleuchten wie sie, Mannichfaltigkeit und Magie über schon tausendmal gesehene Dinge verbreiten, und dadurch den Ekel des Einförmigen vermeiden. Ausserdem welche Einsichten in die Gränzen der Kunst, von dem was darzustellen und nicht darzustellen ist, wenn man hartnäckig bey Einem Gegenstand ausharrt! welche Uebungen für die Hand, welcher Schritt zur festen Manier, und zur Erkenntniß der Wahrheit, und des Charakters jedes Dinges! Auch der sogenannte Fleiß in der Ausarbeitung, der so vielen Nicht-Kennern oft das schätzbarste ist, ohne daß sie wissen warum, wird dadurch mit Weisheit zum Zweck geleitet, durch die Gesetze der Haltung genährt, und in Schranken gehalten. Denn durch das öftere Wiederkommen und Versuchen hat man schon manches weg, worauf jetzo nicht mehr Acht zu haben ist, und der Eindruck und Ausdruck des Ensemble entsteht also natürlich. Die meisten stellen sich aber thörichter Weise die Entstehung dieses Begriffes

als

als vorgängig vor allen Studiis vor, da er doch nichts als eine Folge davon ist. — Indessen hindern ihn diese umständliche Studia nicht, zuweilen flüchtige Entwürfe zu machen, oder eigentlicher zu reden, den Contour jedes Dings mit nakten dürren Linien ohne alles Clairobscur zu packen zu suchen. Und gewiß muß ihn dieses Gelüsten oft genug anwandeln, wenn Muth zur eignen Manier bey ihm entstehen will. Nur sey dies eine Frucht seines Fleißes, und eine Kenntniß, die ihm jedes Werk der Natur nach einem langwührigen Studio desselben eingeflößt hat.

Auch wär ihm zu wünschen, daß er oft, satt von der Natur, ganze Zeiten lang ruhen könnte, ohne nachzubilden; daß er wie die Biene sammle, ohne Honig zu liefern, wenn ihm der Crajon zu schwer wird, und ihm zum arbeiten so zu sagen Hände und Füsse gebunden werden. Nur das Non-Genie hat immer das Jucken zum Zeugen, oder sich Spaß zu machen. Wer aber produktive Kraft besitzt, dessen Seele ruht, und sammlet ohne zu wissen wie, wie die Natur im Winter. Und dann so däucht mich dies eine glückliche Vorbedeutung in seinem Studio zu seyn, wenn anfangs seine Thaten dasjenige haben was man unbestimmt nennt. Dies heilige Gefühl für die sanften Uebergänge der Natur, das ihn überall leitet, da keine Gränzen und Linien zu ziehen, wo die Natur sie nicht abgeschnitten hat, bestärkt ihn immer weiter in dieser Ehrfurcht, hindert ihn aber, so bald, besonders dem profanen Auge, etwas Sehenswürdiges zu liefern. Denn die Erhaltung des Moments der Beleuchtung, was die Aussicht oder den Gegenstand zu dem macht, was er ist, ist mehr werth, so implicit sie auch ausfallen mag, als die lügenhafte deutliche Composition. Wer Wahrheit liebt und verehrt, ist nicht immer der fertigste Scribent, und in dessen Kopfe eine Welt von Ideen sich untereinander wälzt, kann

 oft

oft kein Muster des Styls, aber wohl ein Mann seyn von der Art, wie Freund Hamann. Reichthum von ungeordneten Ideen ist wohl also hier, wie überhaupt, ein sicherer Prognostikon des Genies als Ordnung. Das Bestimmte findet sich gewiß nach und nach, und man muß nicht daran verzweifeln, wenn man nur treu und fleißig gewesen ist. Derjenige, der das Studium des Jünglings dirigirt, muß nicht ein Gärtner seyn, der dies Gefühl im Treibhause erziehen will: sondern er muß warten bis es unter Gottes Händen gedeyhen will. Dies ewige Vorschlagen und Ermuntern zu einer gewissen Manier, das unzeitige Vorhalten so vieler Andern, die auf ihrem Wege glücklich gewesen sind, hat uns schon manchen jungen Künstler verstümmelt, weil man ihn zwang zu fliegen, ehe ihm die Schwingen gewachsen waren. Dies Auffordern bildete Künstler a la Weirotter, die alles mit einer gefälligen leichten Schreibart darstellen, alles aber auch in einerley Art sagen, und in 200 Blättern, wie das Oeuvre dieses beliebten Meisters, nicht so viel vorbringen, als in einem einzigen Blatt der ältern Landschaften enthalten ist. Manier soll und muß werden, aber spat, wie bey Jean Jaques Rousseau, der im 40sten Jahre zu schreiben anfieng. Wo sie zu früh entsteht, ist's Selbstbetrug, verkleidete Armuth unter reichem Ameublement, und Fertigkeit ohne Wissenschaft. Wer viel nach dem Blatt und der Leinewand studiert hat, ist wie der, der viele Bücher gelesen hat. Er mag sie dann erst lesen, wenn er selbst was ist, und wenn er auf eignem Wege versucht hat, das zu werden, was jene Meister auf dem Ihrigen geworden sind. Dann weiß er das Wahre der Mittel- und Hinter-Gründe zu betrachten; dann sieht er die Kunst das Würkliche zum Dramatischen umzubilden; und hat er erst sein Portefeuille mit ausführlichen Studien des Einzelnen angefüllt, dann beurtheilt er auch, ob die Arbeit der Vordergründe nur angereihte Compilation, oder schöpferische Bildung zum Ganzen sey.

Das

Das lezte und sicherste Merkmal ist dieses, wenn der junge Künstler es sich lange sagen läßt, ehe er ein Gemählde seiner Composition ausführt und aufstellt. Diese Sucht brilliren zu wollen, ist, was die allgemeine Schreibsucht werth ist. Studieren ist einem Jeden erlaubt, aber nicht schreiben. Ein ausgeführtes Gemählde ist ein so edles Ding wie ein Buch. Eben weil's so leicht scheint einen Raum Leinewand oder Papier nach seinen Quadratzollen mit so etwas zu füllen, das wie Wolken, Bäume, Wasser, Kraut und Gras aussieht, und weil da nicht jeder Kenner sein Lineal von Verhältnissen anschlagen kann, so ist die Versuchung sehr groß. Aber wer nur einmal versucht, einen Eichenstamm mit aller seiner individuellen Wahrheit nachzubilden, nur einen einzigen Zug Wolken mit allen ihren Reflexen, ein Felsenstück nach seinen Schichten und Brüchen, einen Baumgipfel nach allen Lichtern und Schatten und Widerscheinen, die sich durch Aeste und Zweige schleichen, und dadurch Form und Charakter bilden, nur die ewigen Gesetze der Haltung inne wird, die alles bindet, und auf so verschiednen Wegen, nach Tagen und Jahrszeiten: für den wird das Willkührliche nach und nach verschwinden. Er wird zittern, wenn er verkleistern, ausfüllen, verschneiden und anpappen soll, weil er jedes Dings nothwendige Verbindung mit dem andern innigst fühlt. Er wird daher auf nackte Felsen keine Kräuter setzen, die er in fetten feuchten Thälern gezeichnet hatte, keine Sandhügel neben Leimboden, wenn sie auch in der Natur verbunden wären. Jeder Baum in seinen entblößten Wurzeln ist ihm nicht gleichgültig, sondern schon charakteristisch, jeder Wurf von Aesten individuell; und so wird sein Gemählde voll von dem, was die Kenner schöne Natur nennen. Dieses Finden der schönen Natur entsteht aber nicht dadurch, daß man, ohne zu studieren und sich daran zu üben, schon zum voraus auswählt was schöne Natur ist, und das andre aus dem Studio weg-

läßt; sondern der Begriff derselben entspringt eigentlich aus der Kenntnis aller Theile. Denn Charakter oder Wahrheit ist nur ein andres Wort für schöne Natur, und der Ausdruck desselben wird nur durchs Forschen hervorgebracht.

Verzeyhen Sie 2c.

VI.

Kritische Anzeigen.

J. E. Bode, Astronom der Kön. Preuß. Akademie der Wissenschaften und Mitglied der Gesellschaft Naturforschender Freunde in Berlin, Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels. Dritte durchgehends verbesserte, vermehrte, und mit vielen Kupfern versehene Auflage. Berlin 1777. bey Himburg.

Der Verleger Herr Himburg hat ein wahres Verdienst, daß er den V. dieses gemeinnützigen Werkes zu einer neuen vermehrten Auflage ermuntert, und diese seiner bekannten Liebe zur Zierde und Sauberkeit gemäß veranstaltet hat.

Nach der Vorrede folgen die nothwendigsten Erklärungen zum Gebrauch des Werkes. Da es für Leser aus allen Ständen geschrieben ist, so muß man sich nicht wundern wenn hier Erklärungen von Planeten und Fixsternen, von Zenith und Nadir, von Graden, und Horizont u. dergl. gegeben werden. Zuerst werden die seit Jahrtausenden gemachte allgemeinen Erfahrungen erzählt, die Himmelskörper eingetheilt, und benennt, und alle Kunstwörter nach der Reihe erklärt. Der 2te Abschn. handelt von der Ursache der täglichen Umwälzung des Himmels, von der scheinbaren Bewegung der Sonne, in der Ecliptik, von der Ursache der scheinbaren Bewegung der

Sonne,

Sonne, von den scheinbaren Bewegungen der Fixsterne. Er- dann von den Unterschied der Planeten und der Fixsterne, und von den Erscheinungen der erstern, und zwar von ihren wahren und scheinbaren. Hierauf folgt die Allgemeine Theorie vom Monde und dessen Lauf. Durchgehends haben wir bey dem V. mit Vergnügen die höchst seltne Kunst des Lehrers bemerkt, sich den Leser beständig in seinen Zustand der Ignoranz zu denken (das so wenig Scribenten gegeben ist) und ihn von einer Stuffe der Erkenntnis sorgfältig langsam zur andern zu leiten.

Im 3ten Abschn. wird der Ursprung der Sternbilder erzählt, die 48 Sternbilder der Alten nach ihrer Verzeichniß eingerückt, und mit denjenigen vermehrt, womit es den Neuern gefallen hat, ihre Verrichtungen, und Reisen, und Beobachtungen zu verewigen. Hierauf beschreibt der V. ihren Stand näher, und theilt sie in die Nordlichen, die im Thierkreiß stehenden und Südlichen ein. Alsdenn folgt die Enumeration der Sterne die eigne Namen haben, und derjenigen Sternbilder, die bey uns niemals auf- oder unter gehen. Von S. 86 handelt der V. von den vorgenommenen Veränderungen der alten Sternbilder. Der vierte Abschn. einer der lehrreichsten spricht von den vornehmsten Hülfsmitteln die Sterne kennen zu lernen. Hier steht der mündliche Unterricht, wie billig, unter andern oben an. Mit den Charten und Weltkugeln werden sich wohl wenige allein helffen können, wenn sie nicht den Gebrauch der Zimmermannischen Sternkegel, und der Beyerschen Hohlkugeln damit verbinden. Branders Planisphärium hat dem Rec. vor andern sehr gute Dienste geleistet. Hierauf folgt die nähere Beschreibung wie man die nach den zwölf Monaten eingerichtete Anleitung zur Sternkenntniß, und die dem Werk beygefügte monatl. Stern-Charten zu nutzen habe. Den Beschluß macht eine Anzeige der Länder für die

sie eigentlich brauchbar ist, eine Abhandlung über die Tafeln von dem Lauf und Erscheinungen der Planeten vom Jahr 1777 bis 1800, eine Beschreibung des beygehenden Entwurfs vom Sonnensystem, das auf der 4ten Kupfertafel verzeichnet ist, und die zum Entwurf dieses Sonnensystems gehörige Bestimmungen.

Die 2te Abth. ist den Fixsternen gewidmet, und handelt von ihren Sternbildern nach einem jeden Monat insbesondere, sie liefert auch ein allgemeines Verzeichnis der von jetzo bis 1800 einfallenden Sonn- und Mond-Finsternissen.

Die 3te Abtheilung geht nun zum Besondern über, erklärt wie die Monatl. Anleitungen in allen Stunden der Nacht zu gebrauchen sind, welches die Zeit der Sichtbarkeit einiger der vornehmsten Sterne durchs ganze Jahr sey, von ihrer Culmination, von der Berechnung ihres Auf- und Untergangs, lehrt wie die Zeit der Nacht wieder aus den Sternen zu finden, und erklärt die allgemeine Himmels-Charten auf der 2ten Tafel wie auch des auf der 3ten verzeichneten Höhen-Quadranten.

Der 2te Abschn. dieser Abhandlung beschäftigt sich mit der Anweisung wie die geocentrischen Oerter der Planeten bis 1800 zu finden sey, verzeichnet den Thierkreis, nebst Anzeige unter welchem Grad der Länge die Sterne nach Flamstead vorkommen, vergleicht den Mond- und Sonnen-Lauf, unterrichtet wie die Länge, und der Auf- und Untergang der Sonne zu finden sey. Von Seite 549 wird vom Mond, dessen Culmination, Auf- und Untergang, ferner den Lichtgestalten der Venus, den Trabanten des Jupiters, den Erscheinungen des Rings vom Saturn und den Trabanten des Saturns gehandelt.

Der

Der 3te Abschn. betrift die Optische Betrüge, die Refraction, das Funkeln, und die sichtbare Grösse der Fixsterne, das Zodiacal-Licht, und einige Lufterscheinungen. Von S. 610, was die Teleskope mehr zeigen als die Augen; als die Sonnenflecken, und Sonnenfackeln, die Gestalt des Monds, und der übrigen Planeten, und ihren Monden, auch den was sie bey den Fixsternen leisten. Den Beschluß machen allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude.

Ueberhaupt bewährt sich durch das ganze Werk Gründlichkeit des Vortrags mit einer Herablaßung zu den Unmündigen in dieser Wissenschaft, die wenig Beyspiele hat, und diese Schrift zu einer der angenehmsten literarischen Erscheinungen der leztern Dekade macht.

Tempel der Unsterblichkeit, oder Analogien und Apologien großer Männer, aus der alten und neuen Welt. In 3 Th. Münster und Leipzig, bey Perrenon. 1777.

, In dem 1sten Theil sind 60 Abschnitte, im 2ten 101, im 3ten 93, bis auf die 505te Seite. Vorne eine Anrede an den Geist der Zeit, nebst einer Vorrede. Im 3ten Th. eine Dedikation an Eine unter einer Million schöner Seelen, nebst einem Epilog an Eine dergleichen.

Die 2 ersten Theile enthalten Charaktere berühmter Männer. Der 3te Th. Exempel der Tugend aus allen möglichen Acerris. Wenn ein Mann, der der Sache gewachsen wäre, so etwas unternähme, sich Zeit und einen festen Zweck wählte, kritische Kenntniß der Geschichte besäße den Wust der Biographien zu nutzen, und denn sich in Gedanken ein festes Auditorium oder Publikum dächte, für das er eigentlich schriebe: so wäre dieses Analogie- und Apologie-Wesen eben

so

so kein unrechter Gedanke. Allein wer die falsche Auferweckung der Todten in den meisten Biographien kennt, und weis, mit welcher gemachten Tugend der Held behangen, welch von ihm selbst unbekanntes Principium seiner Handlungen ihm vom Schreiber aufgeheftet wird: der wird gewiß diese trübe Quelle nur sehr vorsichtig und schüchtern besuchen. Nicht aus den Eloges und Lebensbeschreibungen und Charateristiken wird man den Verstorbnen und sein Verdienst hervorrufen, sondern aus den Umständen seines Zeitalters und seiner besondern Lage gegen die Dinge der Welt oft errathen müssen. Die ineptesten Nachrichtschreiber, die nur umständlich genug sind, geben dem Forscher hier einen viel sicherern Gesichtspunkt an, als die Chrienschmidte und pragmatischen Sudler. Aber was soll man von einem neuern Scribenten sagen, der nichts als diese Quellen besucht, auf 500 Seiten eben so viel berühmte Männer aufzustellen vor gut findet, und sie so sonderbar und durch solche entfernte Analogien paart, daß man keinen hinlänglichen Grund zu einer einzigen derselben sieht? Meist ist sein Vergleichungspunkt zu enge oder zu weit gegriffen, und kaum hat er den Faden angefaßt, so läßt er ihn wieder fahren. Die loci communes sind von einer solchen homiletischen Haltung, daß man alle vier Elemente zugleich damit paaren und doch kein Individuum damit packen kann, das aus den vier Elementen zusammengesetzt ist. Dabey ein Trompeten- und Pauckenschall von nützlicher Absicht, ein Glockenspiel der grossen Kunst- und Tugendwörter unsrer letzten sechs Jahre oder Monate, daß man nicht weis, wohin man sich retten soll. Unsere Leser haben nichts als die Rubriken durchzugehen, um sich davon zu überzeugen. Gewiß ist es ein trauriger Vorbote für den ganzen Zustand unsrer Litteratur, daß man beynahe nichts als solche ungewaschene Produkte anzukündigen hat. Alle Männer, die schreiben sollten und dürfen, schweigen, und nur die Kinder und Unmündige — lallen nicht, sondern

lärmen

lärmen fort. Unter der Maske der Anonymität erscheint ein Knabe so herzhaft im Angesicht des ganzen Publikums, der sich nicht trauen würde ohne Maske vor sechs braven Männern, die seine Richter seyn könnten, den Mund aufzuthun. Allein unsre Pflicht wirds nächstens seyn, den Verfasser mit Namen zu nennen, um den gefaßten Unwillen so manches incommodirten Lesers einigermaaßen zu besänftigen. Auch ist dies ein höchst ahndungswürdiger Kunstgriff, berühmte lebende Männer so schülerhaft ins Angesicht zu loben, Dinge von ihnen zu prädicieren, die man gar nicht oder nur halb weiß, und das alles mit der großmüthigen Mine, als ob's bey uns gestanden hätte, ihnen zu geben oder zu nehmen. Bald sollte jeder ehrliche Mann die Celebrität wie eine Schlange fliehen, weil sie einem jeden Knaben, der einen Verleger sucht und findet, Gelegenheit giebt, seinen Namen zum Text seiner Betrachtungen zu wählen. (*)

Die

(*) Ich gestehe, das ich den Ton von Heftigkeit und Bitterkeit, womit dies gesagt ist, nicht liebe. Indessen bin ich überzeugt, daß mein Freund, der Verfasser der Recension, in der Sache selbst Recht hat, und durch keine Leidenschaft getrieben wird, als den gerechten Unwillen, den jeder wohldenkende Mann, dem der Zustand der Wissenschaften und Litteratur in seinem Vaterlande nicht gleichgültig ist, über das Unwesen, gegen welches der Recensent eyfert, fühlen muß. Ich hab es also für Pflicht gehalten, ihm freyen Lauf zu lassen, und dies um so mehr, da die Leser des T. M. mit bestem Fug und Recht erwarten, daß wir bey unsern Urtheilen unsre wahre Meynung frey von der Brust weg sagen.

Der Herausgeber.

Die Fürstenreise, ein ländliches Lustspiel in einem Aufzuge, von J. C. Krausenek. Bayreuth, bey Joh. Andr. Lübeck. 1777.

Dieser kleinen Piece würden wir hier nicht gedacht haben, wenn sich nicht täglich die Anmerkung bestätigte, daß so wie bey andern Nationen komische, oder tragischkomische, sentimentale, weinerliche Stücke u. s. w. einander verdrängen, bey uns alles andre bald der Klasse der Wohlthätigen werde weichen müssen. Weil doch alles der lieben Moral halben so da steht, so fragen wir den V. — warum unter den beyden Prinzen derjenige, der ein guter Jäger ist und seinen Schuß nicht fehlt, gerade mit dem Geiz gebrandmarket wird; und der andere, der die Leute fragt, was die großen Perlen auf dem Grase des Morgens bedeuten, und was wohl die Morgenröthe gutes wolle, der Held des Stücks wird, weil er sich noch einen Zahn ausreissen lassen will, um einen Dukaten vom Papa zu bekommen, um ihn einer armen Frau wieder zu schenken? Uebrigens macht Mr. Wendler manche Ausfälle bey seinen Mädchen gegen die Herrn Hof- und Jagdiunker, die nicht artig sind. Kurz, der Autor steht so sichtbarlich hinter allen seinen Personagen, und das Fädchen regt sich so genau nach seiner Hand, daß es nicht lustig anzusehen ist. Ueberhaupt wollten wir die Herrn Poeten bitten, die so viel gegen die Leute aus der großen Welt in ihrem Herzen zu erinnern haben, und doch so gern von der großen Welt möchten gelesen seyn, daß sie, wenns ihnen möglich ist, manchmal würklich hineinguckten. Brächten sie uns nur die individuellen Sitten derselben zurück, und hängten sie zur Schau überall aus, so wäre das genug gethan, und sie könnten sich der Tugend- und Moralpuppen, die sie des Contrasts wegen gegenüber stellen, völlig enthalten.

Anzeige.

Ich will auf pränumerirende Subscription meine sämtliche Gedichte, gedruckte und ungedruckte, ohngefähr 1 Alph. in kl. 8. stark, etwas mehr oder weniger ungerechnet, auf feines Schreibpapier, mit teutschem korrecten Druk, so schön ihn die Dietrichsche Officin in Göttingen (eine der besten in Teutschland) liefern kann, und mit neuerfundnen Kupfern und Vignetten von Chodowiecky geziert, für 1 Rthlr. in Golde (außerdem bey Dietrich nicht anders als für 1 Rthlr. 8 Gr. in Commißion, und mit spätern Kupfer-Abdrücken, zu haben) die Pistole zu 5 Rthlr. und den Ducaten zu 2 Rthlr. 20 Ggr. gerechnet, mit der Leipz. Ostermesse 1778 herausgeben. Die Subscribenten-Nahmen werden vorgedruckt, müssen aber, nebst andern Bestellungen, mit Ablauf Febr. k. J. postfrey an mich: den Justiz-Amtmann Bürger zu Wöllmershausen ohnweit Göttingen, oder: an die Dieterichsche Buchhandlung in Göttingen eingesendet werden. Die Exemplare werden zur Meßzeit, durch die Churhannöverschen Lande, auch bis Frankfurth am Mayn, Leipzig, Hamburg, Bremen, und Lübeck postfrey, weiter aber auf Kosten der Subscribenten, auf selbsterwählte und angezeigte, oder wo nicht, sonst auf die bequemste Art, wohl emballirt, spediret. Pränumerirende Subscription heist so viel, als daß die Exemplare nicht anders, als gegen Bezahlung, ausgehändigt werden. Wer hierauf colligiren will, als worum ich die Klopstockischen, und andere Herrn Collecteurs, wie auch alle die, welche mich und meine Muse sonst lieb haben, bestens ersuche, dem biethe ich 15 Procent an, die man entweder gleich baar abziehen und einbehalten, oder in Exemplarien nehmen kann. Wöllmershausen den 1sten August 1777.

G. A. Bürger.

Für hiesige Gegenden nimmt Herr Rath Bertuch Subscription an.

Aus

Aus Mangel an Raum bleibt unsre Beylage zum Bilde des Peiresc auf künft. St. aufbehalten.

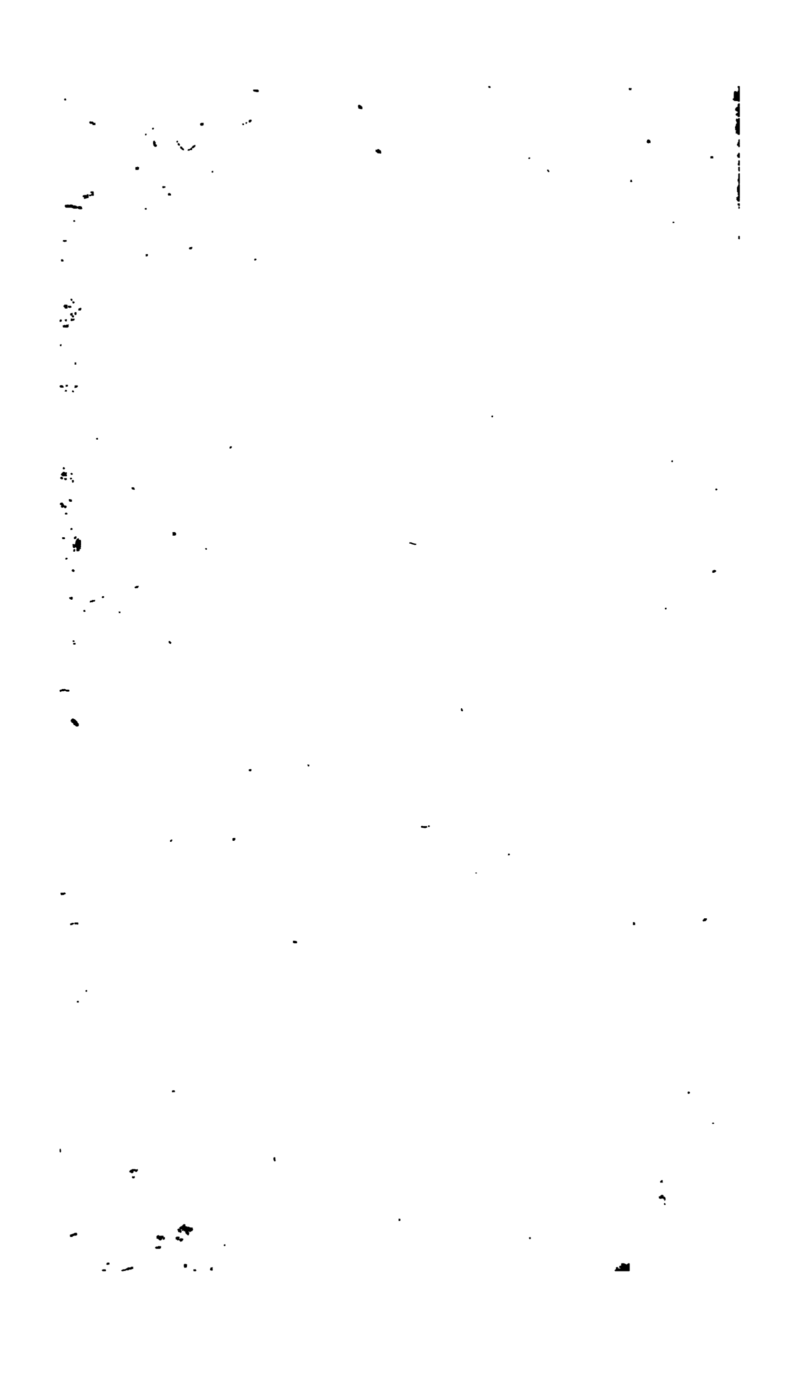
Inhalt des dritten Vierteljahrs.

Julius.

August.

September.








Stanford University Libraries
3 6105 012 090 929

